



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

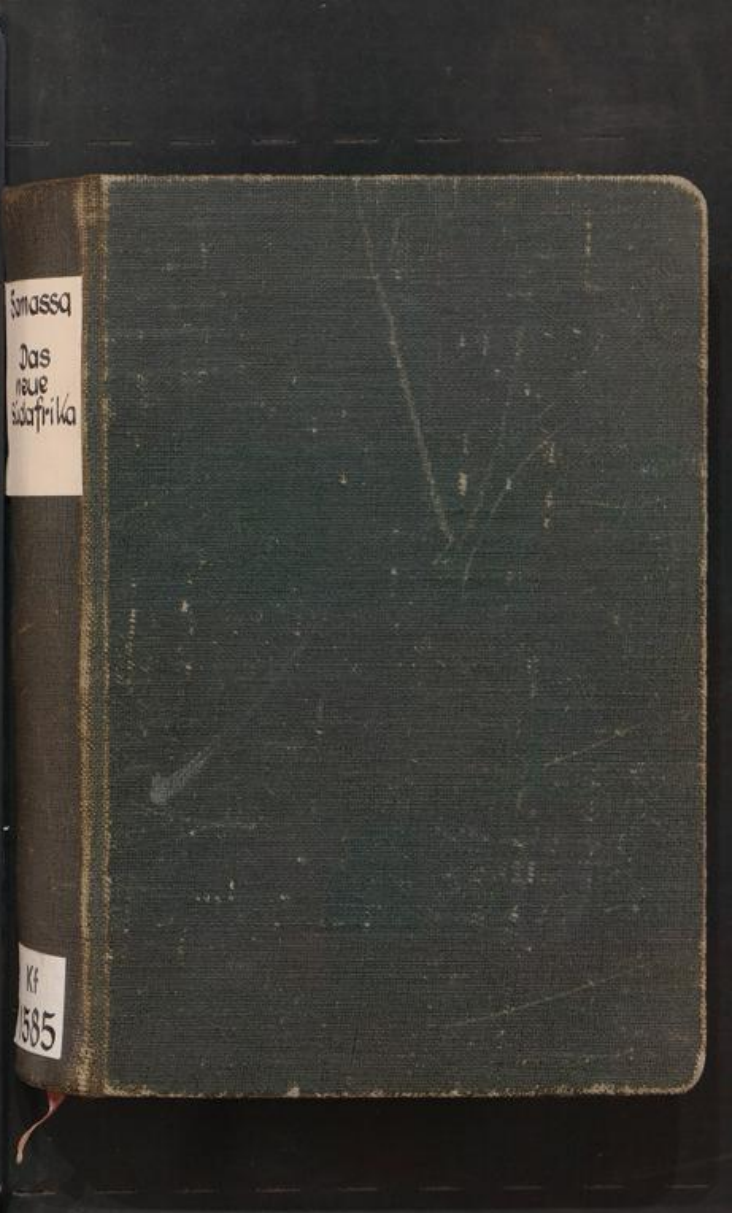
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Das neue Südafrika

Samassa, Paul

Berlin, 1905

urn:nbn:de:gbv:46:1-11847



Somassa

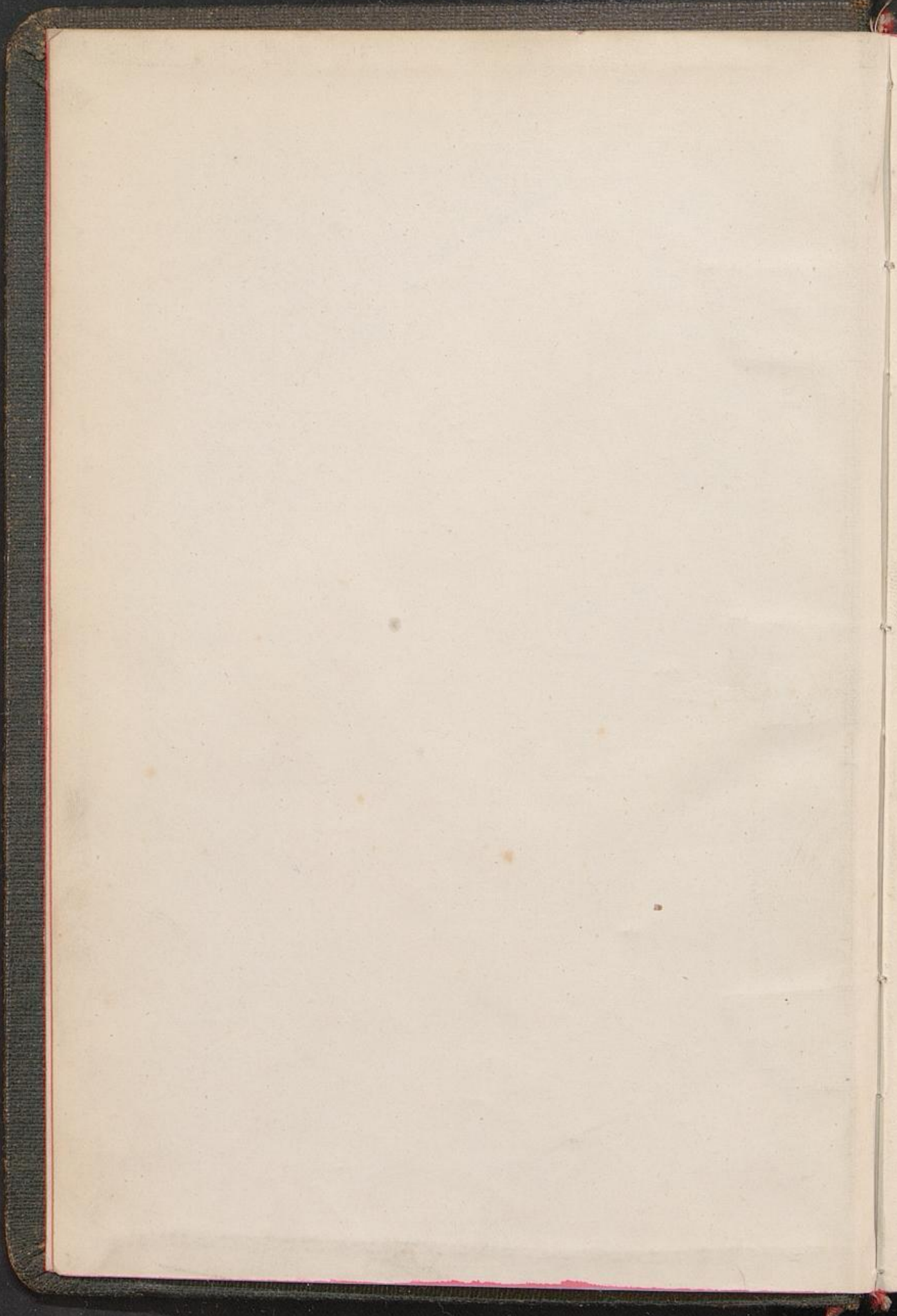
Das
neue
Südafrika

Kf
1585

X G.
2846

~~1585~~

47 1585



Paul Samassa

Das neue Südafrika

„Kampf ist das größte moralische Element“
Heinrich v. Treitschke

1.—4. Tausend



Berlin
C. A. Schwetschke und Sohn
1905

G
28/46

Universitäts-Bibliothek
Kiel

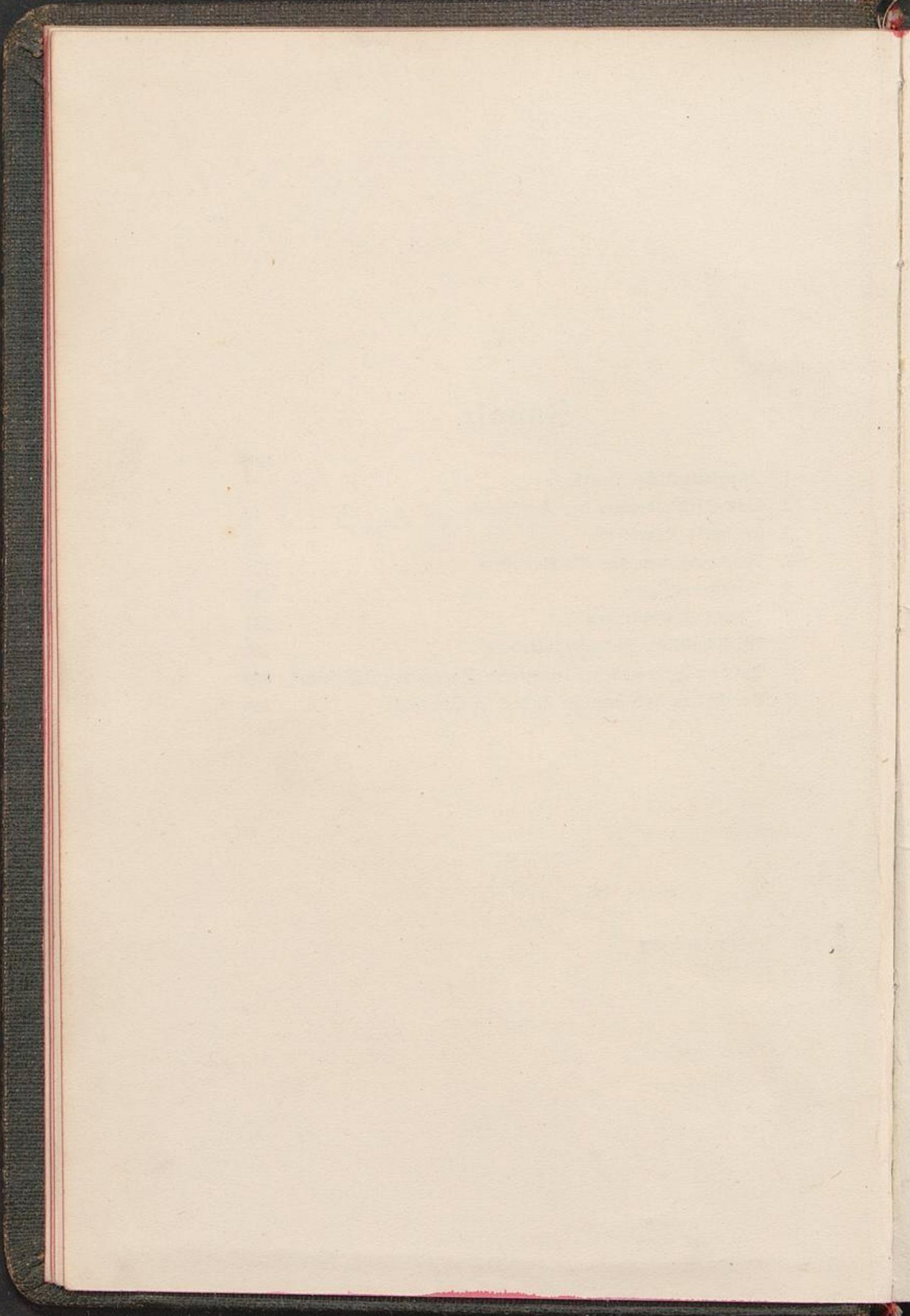
1964 B 1432

K

A

Inhalt.

	Seite
1. Südafrikanische Probleme	1
2. Das Afrikandertum der Kapkolonie	19
3. Englands Herrschaft	65
4. Randmagnaten und Goldindustrie	128
5. Burenrenaissance	181
6. Allerlei Rassenfragen	231
7. Wirtschaftliche Zukunftsaussichten	280
8. Auf dem Wege zu den „Vereinigten Staaten von Südafrika“	319
9. Deutschtum und deutsche Arbeit in Südafrika	368



1. Kapitel.

Südafrikanische Probleme.

Die Welt ist seit wenigen Jahrzehnten enge geworden; die Länder und Weltteile unseres Planeten rücken dichter zusammen, und wie es keine Entfernungen mehr zu geben scheint, so auch außer den eisbedeckten Polen kaum noch größere Landstriche, die der geographischen Erforschung harren. Wie lange ist es her, daß die europäische Türkei das fernste Land war, das noch die Geschicke der kontinentalen Großmächte beeinflusste; heute blickt alles nach den fernen Osten Asiens, wo, mehr denn 10000 Kilometer von der russischen Hauptstadt entfernt, über europäische Machtverschiebungen, Bündnisse und Feindschaften mit entschieden wird. Leute, die heute im besten Mannesalter stehen, werden sich aus ihrer Jugendzeit noch der Umwälzung erinnern können, die das Einströmen des amerikanischen Getreides in unserem Wirtschaftsleben hervorrief; heute entscheidet der Ausfall der Ernte in den Vereinigten Staaten, Kanada, Argentinien über die Weltmarktpreise und damit über das Wohl und Wehe von Millionen Menschen in Europa, die unserem heimatlichen Boden die Saat anvertraut haben. Die Be-

schäftigung mit fernen Ländern, ihren politischen und wirtschaftlichen Zuständen ist für uns nicht mehr ein behaglicher Zeitvertreib an langen Winterabenden, sie ist eine Notwendigkeit für jeden, dessen Interessen nicht in der Sorge für das Heute völlig aufgehen, für jeden, der irgendwie für einen größeren Kreis von Menschen eine Verantwortung zu tragen hat und an die Zukunft seines Volkes denkt, die ja schließlich auch die Zukunft seiner Kinder und Enkel ist.

Die Tagesgeschichte entscheidet darüber, welcher Teil unseres Planeten gerade im Brennpunkt des öffentlichen Interesses steht; eine Prinzenreise rückt uns die Vereinigten Staaten, das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ nahe und erzeugt darüber eine ganze Literatur; der Krieg im fernen Osten lenkt unsere Blicke nach dem Lande der aufgehenden Sonne. Es ist natürlich, daß wir die Kenntnis von dem, was unsere Aufmerksamkeit mit jedem Zeitungsblatt, das wir zur Hand nehmen, mit oder ohne unseren Willen fesselt, zu erweitern und zu vertiefen suchen. Aber so berechtigt dieses Interesse von heute ist, so kann es doch nicht der Maßstab für die Bedeutung und die Wichtigkeit eines Gegenstandes sein. Ich möchte damit rechtfertigen, wenn ich ein Buch der Öffentlichkeit übergebe, das scheinbar der Mode von gestern seinen Ursprung verdankt, unter diesem Gesichtswinkel aber überhaupt nicht betrachtet sein will. Heute scheint uns schon eine Ewigkeit von der Zeit zu trennen, wo wir gespannt den Nachrichten aus Südafrika lauschten, so rasch lebt unsere Zeit, so drängen sich die politischen Ereignisse. Und doch sind es nur wenige Jahre her, daß England auf den Feldern Südafrikas mit einem ungeheuren Aufwand von Geld- und Menschenopfern, wenn

nicht um den Bestand seiner Weltherrschaft, so doch um seine Ehre und sein Ansehen kämpfte. Das deutsche Volk stand in seinen Sympathien hierbei in seiner überwältigenden Mehrheit auf Seite der Buren: das natürliche Mitgefühl für den kleinen Stamm, der gegen ein Weltreich für seine Freiheit stritt, das Rechtsgefühl, das sich über die Motive dieses Krieges empörte, die Sprache des Blutes entschieden für diese Stellung. Politisch denkende Kreise erkannten auch, daß die Buren für unseren Vorteil stritten, als sie sich gegen Englands Länderhunger verteidigten; wir hielten es mit der amtlichen deutschen Politik von gestern, die die Unabhängigkeit Transvaals für ein erhebliches deutsches Interesse erklärt hatte, gegen die amtliche deutsche Politik von heute. Dann kam des Kampfes Ende, die Kämpfer verließen die Arena und das Publikum den Zuschauerraum; das Spiel war aus. Man war ihm atemlos und mit lebendiger Anteilnahme gefolgt; der großen Spannung folgte naturgemäß die Abspannung. Zum Teil hatte das Volk sich seine Helden auch zu sehr idealisiert, wie dies der Abstand von Zuschauerraum und Bühne leicht mit sich bringt. Nun zeigte sich manches Allzumenschliche. Verliert der Mime zumeist, wenn er sich abschminkt und die Bretter, die die Welt bedeuten, mit der wirklichen Welt vertauscht, so ging es dem „Löwen von Paardeberg“ umgekehrt, dem das Betreten dieser Bretter auf der „worlds fair“ von St. Louis die Achtung seiner Mitbürger kostete. Diejenigen aber, die hauptsächlich vom politischen Standpunkt den Vorgängen auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz die größte Aufmerksamkeit geschenkt hatten, wandten sich vielfach entmutigt ab: die Schlacht war verloren, das englische Weltreich war um so viel Tausende von Ge-

viertmeilen größer geworden, das reichste Goldland der Welt verschloß sich der freien wirtschaftlichen Betätigung der Völker und damit auch des deutschen. Es war ja freilich nicht das erste Mal, daß das deutsche Volk bei Seite stand, da andere die Welt eroberten.

Indes, der Friedenstraktat von Vereeniging bedeutete wohl das Ende zweieinhalbjährigen Blutvergießens und einen, ja den bedeutendsten Abschnitt südafrikanischer Geschichte, seit die Engländer ihren Einzug am Kap der guten Hoffnung gehalten hatten; aber er bedeutet nicht einen Abschluß in dem Sinne, daß nun, wo auch über den Burenstaaten der Union Jack weht, der bewegte Teil südafrikanischer Geschichte sein Ende, die Frage, ob Südafrika englisch oder holländisch sein werde, ihre unwiderussliche Antwort, die Probleme südafrikanischer Politik ihre endgültige Lösung gefunden hätten. Dieser Krieg hat nicht nur in den Köpfen und Herzen der Bewohner Südafrikas revolutionierend gewirkt, er hat auch die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes von Grund aus umgestaltet; er hat keines der vorhandenen Probleme gelöst, wohl aber den Boden bereitet, dem ungezählte neue entwachsen. Und wenn wir uns auch vor Augen halten, daß der Begriff des Neuen nur eine relative Bedeutung haben kann und alles geschichtliche Geschehen in unzerreißbaren Zusammenhang mit der Vergangenheit steht, so hoffe ich doch, in diesem Buche zeigen zu können, daß er auf die jetzigen Zustände in Südafrika wohl angewandt werden kann, daß ein neues Südafrika die Frucht dieses Krieges ist. So sehr dort auch noch alles nach Gestaltung ringt, die Richtung der Entwicklung deutet sich doch schon an, und es ist nicht ganz aussichtslos, nach Antwort auf

Fragen zu suchen, die sich jedem aufdrängen, der denkend die politischen Zustände anderer Länder zu betrachten pflegt. Wenn ich im folgenden kurz diese südafrikanischen Probleme durchgehe, so wird es mir nicht schwer fallen, zu zeigen, daß es kaum eines gibt, daß nicht auch in irgend einer Weise deutsche Interessen berührt.

Der Krieg, der mit dem Frieden von Vereeniging sein Ende fand, war nicht der erste Kampf zwischen Buren und Briten in Südafrika. Schon einmal hatte ein britischer Statthalter Ende der 70er Jahre in Pretoria gefessen, Sir Theophilus Shepstone, und die Buren, die dieses Ereignis zunächst in Ruhe hinzunehmen schienen, hatten dann zu den Waffen gegriffen, die bei Majuba zu ihren Gunsten entschieden. Freilich hat England es damals nicht auf eine wirkliche Kraftprobe ankommen lassen, und das Ministerium Gladstone machte dem bösen Handel, den es als Erbschaft des konservativen Kabinetts übernommen hatte, durch einen für die Buren annehmbaren Frieden ein Ende. Hat die heutige Lage mit der von damals irgend eine Ähnlichkeit? Es leuchtet ein, daß das Burentum nach den Verlusten des letzten Krieges in ganz anderem Maße geschwächt sein muß, als es zu jener Zeit war, und daß andererseits keine Partei in England es jemals wagen könnte, nach den schweren Opfern an Gut und Blut, mit denen England den Besitz der Burenstaaten erkaufte hat, diese Beute so leichten Kaufes wieder fahren zu lassen, wie dies die liberale Partei nach Majuba getan hatte. Trotzdem wurden bald nach dem Friedensschlusse Stimmen laut, auch dies wäre nur ein Waffenstillstand und „bald“ ginge es wieder los; und eine Äußerung, wie sie seitens des Buren-general's Beyers kürzlich fiel, wenn die Engländer es in

Südafrika so weiter trieben, würde es zu einem neuen Kriege kommen, scheinen derartigen Prophezeiungen einen Schein von Berechtigung geben. Es muß aber doch möglich sein, die Wahrscheinlichkeit eines derartigen Ereignisses genauer zu prüfen, nachzuforschen, ob in der Stimmung und im Volkscharakter der Buren die Voraussetzungen dafür gegeben sind, und abzuwägen, welche Aussichten ein derartiges Unternehmen überhaupt hat.

Sollte nun wenig dafür sprechen, daß die Uhr der südafrikanischen Geschichte in der Weise wieder zurückgestellt werden könnte, daß sich der Gegensatz britischer Kolonien gegen holländisch regierte freie Bauernstaaten erneuert, dann werden wir damit rechnen müssen, daß über das ganze Gebiet des heutigen britischen Südafrikas Engländer und Buren dauernd nebeneinander wohnen und das Letztere, ohne an holländischen Staatswesen einen Rückhalt zu haben, wie seither, den Kampf um ihre nationale Behauptung werden führen müssen. Was haben sie hierbei für Aussichten mit ihrer Afrikaner-Saal, die ihnen nur an das kleine holländische Volk Anlehnung gibt und dabei doch schon von der holländischen Schriftsprache weit abweicht, im Kampfe gegen die englische Weltsprache, die das ganze Geschäftsleben schon bisher beherrscht hat und nun auch im amtlichen Verkehr und im gesellschaftlichen Leben in die Vormachtstellung einrückt? An sich ist schon das Studium dieses Sprachenstreites für den, der die gleichen Erscheinungen auf unserem alten Kontinent aufmerksam verfolgt, von großem Reiz. Es gibt ja kaum einen Punkt an unserer weit ausgedehnten deutschen Sprachgrenze, wo wir ihn nicht vorfinden; hier sind wir im Vordringen, dort in Abwehr-

stellung, in unseren Ostmarken oder in Böhmen wird der Kampf vom lauten Geschrei politischer Kämpfe begleitet, an anderen Stellen ist es nur ein stilles, zähes Ringen, wieder anderswo eine unauffällige, nur von wirtschaftlichen Momenten getragene Verschiebung. Ist nun auch diese Lebensäußerung des Völkerkampfes, der zum großen Teil den Inhalt menschlicher Geschichte bildet, allgemeinen Gesetzen unterworfen, so verleugnet er doch nirgends die Mannigfaltigkeit und Eigenart jedes besonderen Falles, die allem natürlichem Geschehen eignet. Aber dieses theoretische Interesse an dem nationalen Kampfe in Südafrika, der überwiegend ein Sprachenkampf ist, verschwindet fast im Verhältnis zu dem praktischen, das wir ihm als Deutsche entgegenbringen müssen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß uns der Untergang der transvaalschen Republik ein reiches Land zur Betätigung unter gleichen Bedingungen mit anderen Völkern verschlossen hat; denn so wenig natürlich zu verkennen ist, daß auch im alten Transvaal unter den Buren wirklich fremdenfeindliche Strömungen vorhanden waren, die sich gegen alle Nichtburen richteten, so zweifellos ist es, daß die natürliche Logik der Dinge die Transvaalregierung auch nach einem gewonnenen Kriege gezwungen hätte, als Gegengewicht gegen den englischen Einfluß die Anlage fremder, nichtenglischer Kapitalien möglichst zu begünstigen. Aber noch sind alle Aussichten für uns nicht verloren, wenn es der holländischen Rasse in Südafrika gelingt, sich zu behaupten und dem Lande den Charakter eines von zwei Völkern bewohnten zu erhalten, in dem zwei Sprachen ihr Heimatrecht haben. Denn ein solches Land muß naturgemäß in nationaler Beziehung duldsam sein, und für die nationale Erhaltung der Angehörigen eines

dritten Volkes bietet sich zum mindesten die Möglichkeit. In dem Maße aber, als es den Engländern gelingen sollte, die holländische Sprache zu verdrängen, die Buren zu verengländern und das Englische alleinherrschend zu machen, ist die Bahn einer uns immer mehr von Südafrika ausschließenden Jingo-Politik vorgezeichnet. Was das Vorherrschen des englisch-imperialistischen Einflusses für uns bedeutet, davon gibt uns der Vorzugszoll auf englische Waren und die Ausschließung fremder Ärzte aus der Kapkolonie einen Vorgeschmack. Zwar hat die erstere Maßregel bis jetzt einen merklichen Einfluß auf unseren Ausfuhrhandel nach Südafrika nicht gehabt, und die letztere ist ja an sich von geringerer Bedeutung. Aber ein französisches Sprichwort sagt, daß bloß der erste Schritt Mühe macht, und ein anderes, daß der Appetit beim Essen kommt. Bezeichnend ist aber, daß das Vorgehen der Kapregierung in beiden Fällen beim holländischen Afrikabund auf Widerstand gestoßen ist. Aber damit ist die Bedeutung der Frage für uns keineswegs erschöpft. Auch wir sind eine südafrikanische Macht neben England und Portugal; seit mehr als einem Jahre führen wir in unserem südafrikanischen Schutzgebiet einen schwierigen Eingeborenenkrieg fast gegen die ganze im Aufruhr befindliche eingeborene Bevölkerung; mancher deutschen Mutter Sohn ruht nun auch im südafrikanischen Boden, und einige hundert Millionen sind von uns geopfert worden, um uns dieses Schutzgebiet zu erhalten; Südafrika fängt an, auch uns teuer zu werden. Daß wir unsere Kolonie gegen Hereros und Witbois behaupten werden, darum braucht uns nicht bange zu sein. Wie aber, wenn im englischen Südafrika ein von starkem englischem Selbstbewußtsein erfülltes, national geeintes

Volk der Zukunft erwächst, das, von jugendfrischem, festem Selbstvertrauen erfüllt, das Banner einer südafrikanischen Monroe-Doktrin entrollt und gegen uns zu Felde führt? Hätten wir dann nach den Erfahrungen des Burenkrieges und des Herero-Aufstandes überhaupt Aussicht, unsere Kolonie dauernd zu behaupten, und wenn, würde es die Opfer lohnen? So hängt die Frage des ungestörten Besitzes Deutschsüdwestafrikas aufs innigste mit der Entwicklung zusammen, die die nationalen Verhältnisse im benachbarten englischen Gebiete nehmen.

Hier kreuzt sich übrigens das nationale Problem mit dem politischen. Die Zukunft der mit Weißen bevölkerten Kolonien Englands liegt heute noch in ungewissem Nebel. Es gab Zeiten, wo man es nur für eine Frage der Zeit ansah, daß alle den Weg der Vereinigten Staaten gehen würden. Wenn heute das Pendel wieder nach der anderen Seite zu schwanke und das Band, das diese Kolonien mit dem Mutterlande verbindet, fester geknüpft zu werden scheint, so kann doch nur ein öder Formalismus alles über einen Kamm scheren wollen; die Verhältnisse liegen bei Australien anders als bei Kanada und bei beiden Kolonien wieder anders als in Südafrika. Neben der Treue zur Muttersprache, die der Brite einerseits, der Bur andererseits betätigt, besteht ein mächtiges Heimatgefühl bei letzterem und zieht den ersteren, wenn er erst längere Zeit im Lande lebt und dessen Boden liebgewonnen hat, unwiderstehlich in seinen Bann. Neben den Holländisch-Afrikaner stellt sich der Englisch-Afrikaner; ist dem Buren der Unabhängigkeitsfönn angeboren, so röhmt sich auch der Brite seiner freien Einrichtungen, seiner Selbstverwaltung, die er

über den ganzen Erdball trage. Hier ist ein Feld der politischen Betätigung gegeben, auf dem sich beide die Hand reichen können, um gegen unnötige Bevormundung von seiten des Mutterlandes anzukämpfen. Diese politische Kampfesgemeinschaft kann das Gefühl des nationalen Gegensatzes leicht ganz zum Schweigen bringen und birgt eine Gefahr für den national schwächeren Teil, die Buren, in sich. Und es braucht nicht gesagt zu werden, daß für uns auch ein freies aber rein englisches Südafrika ein gefährlicher Nachbar ist, ja ein noch gefährlicherer als eins, das vom englischen Mutterlande abhängt: denn mit England verbinden uns Beziehungen und Gegensätze fast auf der ganzen Erde, und das Schicksal unserer Kolonie müßte nicht allein in Südafrika, sondern auch in der Nordsee entschieden werden. Ein freies Südafrika, das uns feindlich gesinnt ist, wäre durch solche Rücksichten unbeschwert.

Bisher haben wir indes nur den unmittelbaren Wirkungen unsere Aufmerksamkeit zugewandt, nicht den mittelbaren, die in der Rückwirkung jedes südafrikanischen Ereignisses auf das englische Mutterland bestehen; und bei der großen Aufmerksamkeit, die wir der politischen Lage und den inneren Zuständen unserer Inselvettern zu schenken allen Anlaß haben, wird uns auch das nicht gleichgültig lassen können. Aber auch auf andere Art können wir hier Nützliches lernen. Bis zu einem gewissen Grade hat doch heute England die Zukunft Südafrikas in seiner Hand; es könnte dort den Arzt am Krankenbette spielen, hat sich freilich bisher nur grob chirurgisch betätigt. Aber was sich in Südafrika in der nächsten Epoche Bedeutungsvolles zutragen mag, wird zum guten Teil die Reaktion auf die Eingriffe sein, die man von

Downing-Street aus beliebt. Hier, wo England vor einer Aufgabe steht, die in der That — freilich infolge schwerer vorausgegangener Fehler — an die staatsmännischen Fähigkeiten des englischen Volkes die größten Anforderungen stellt, müssen sich die Grenzen seiner Begabung am ehesten zeigen; ein Rückschluß wird dann wohl gezogen werden können auf die Aussichten der großbritannischen Politik; ob England, das verstand, ein Weltreich zu erobern, auch begründete Aussicht hat, es sich zu erhalten. Eine sehr erhebliche Rolle wird hierbei die Behandlung der Rassenfrage spielen, die in Südafrika so verwickelt und bedeutungsvoll ist wie nur irgendwo auf dem schwarzen Kontinent. Hier haben wir es mit Eingeborenen zu tun, die die Berührung mit der Zivilisation sehr gut vertragen und sich unter ihrer Herrschaft sogar rasch vermehren. Aber wie diese Vermehrung an sich schon eine Gefahr für die eine verhältnismäßig kleine Minderheit bildenden Weißen ist, so sind auch die sonstigen Wirkungen der engeren Berührung mit dem weißen Manne keineswegs beruhigend; dabei ist andererseits der Schwarze ein sehr notwendiges Mittel zur wirtschaftlichen Erschließung des Landes, denn er ist dort der gegebene ungelernete Arbeiter. Wir zahlen jetzt in unserer südafrikanischen Kolonie teures Lehrgeld; es gibt Kenner Südafrikas, die behaupten, es werde auch den Engländern nicht erspart bleiben. Indes ist mit den Schwarzen die Zahl der Rassenfragen, die es da zu lösen gibt, keineswegs erschöpft; am Kap sitzt eine unruhige Mischlingsbevölkerung, die wegen ihrer Bildungs- oder besser gesagt, Halbbildungsfähigkeit besonders schwer zu behandeln ist. In Natal hat man indische Kulis als Arbeiter in den Zuckerplantagen ins Land gerufen und

wird mit Schrecken gewahr, wie sie sich nun in allen Berufen einnisten und den weißen Mann verdrängen. In Transvaal ist diese Indierfrage gleichfalls brennend, und dort bereichern noch die Chinesen die Farbenkarte um eine weitere Abtönung. Auch hier genügend Aufgaben, an denen die Regierenden ihren Wiß üben können. Aber nicht nur das Maß der Regierungskunst und staatsmännischen Weisheit, das England auf Südafrika loszulassen hat, wird die Zukunft dieses Landes bestimmen, sondern auch das seiner nationalen Kraft und rassenmäßigen Tüchtigkeit, die sich in der kolonialisatorischen Fähigkeit des einzelnen kundgeben muß. Hat das völlig industrialisierte England heute noch Auswanderer, die als Landleute die weiten Räume Südafrikas zu besiedeln imstande sind? Können ihm seine Kolonien: Kanada, Australien, Neuseeland hier helfend beispringen? Es sind Fragen, deren Beantwortung bedeutungsvoll ist für die Zukunft des englischen „Empire“, aus denen aber auch andere Völker und ganz besonders das deutsche für ihre eigene Wirtschaftspolitik reichlich lernen können.

Dies alles betrifft die politische Zukunft Südafrikas; von nicht minderem Belange für uns sind seine wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten. Die Goldindustrie Transvaals war ein mächtiger Hebel in der politischen Geschichte Südafrikas, und sie bedeutet das Rückgrat seiner Volkswirtschaft. Aber über das hinaus ist sie ein Faktor in der Weltwirtschaft; und wenn, was durchaus kein Phantasiegebilde ist, vielleicht schon in 20 Jahren Transvaal allein so viel Gold zu Tage bringt, wie heute die gesamte Goldförderung der Erde beträgt, dann wird es kaum einen Haushalt in der zivilisierten Welt geben, der nicht in irgend einer Weise eine Rückwirkung davon

spürt, daß die allzu knappe „Golddecke“ der Welt nun so viel größer geworden ist, daß, an ihr gemessen, sich der Preis aller Erzeugnisse erheblich erhöht hat; haben doch auch zweifellos die Goldfelder am Witwatersrand den Bestrebungen auf Einführung von Silber- oder Doppelwährung praktisch ein Ende gesetzt. An der Goldindustrie in Transvaal ist deutsches Kapital übrigens auch stärker beteiligt, als es — leider — äußerlich den Anschein hat. Indes das Gold erschöpft die Bedeutung nicht, die Südafrika für die Weltwirtschaft vielleicht haben kann; wird es immer darauf beschränkt bleiben, Gold und Diamanten und daneben höchstens noch etwas Wolle und Straußenfedern auszuführen? Man verweist gern auf das Beispiel von Kalifornien, das, zuerst durch Digger der Besiedelung erschlossen, heute, wo das Gold längst ausgearbeitet ist, ein blühendes, ackerbautreibendes Land mit einer reichen landwirtschaftlichen Erzeugung ist. Welche Möglichkeiten bietet in dieser Beziehung Südafrika? Und weil wir gerade beim Vergleiche mit den Vereinigten Staaten sind: vor wenigen Jahrzehnten hielten wir es noch für ein Axiom, daß diese stets nur Rohprodukte ausführen und Industrieerzeugnisse von uns zu kaufen genötigt sein würden; heute marschieren die Yankees in der Stahl- und Eisenindustrie an der Spitze der Welt-erzeugung. Sie haben eine mächtige Industrie, die fast alle Gebiete umfaßt und uns nicht nur von ihrem eigenen Markt fast ganz verdrängt hat, sondern uns auch auf allen neutralen Märkten, ja selbst im Herzen Deutschlands Wettbewerb bereitet. Haben wir ähnliches von Südafrika zu erwarten? Werden auch die „schwarzen Diamanten“ des Landes und die ungeheuren Eisenerzmengen, die heute dort gar keine Beachtung finden, einmal

Bedeutung auf dem Weltmarkt gewinnen? Ist auch Südafrika ein Land „unbegrenzter Möglichkeiten“?

Wie vielfach deutsche Interessen von der künftigen Entwicklung Südafrikas berührt werden, habe ich schon angemerkt. Aber es erübrigt noch die Frage, ob das deutsche Volk als solches — nicht seine im Reich verkörperte politische Vertretung — in den werdenden Gestaltungen des neuen Südafrika irgend eine Rolle zu spielen berufen ist. Wir wissen ja heute, wie groß unser Anteil am Aufbau des Burenvolkes war; auf Schritt und Tritt begegnet man in Südafrika Spuren deutschen Einflusses und deutscher Arbeit, den Enkeln deutscher Vorväter; aber wie oft hat man leider dabei das Gefühl, zwischen Leichensteinen zu wandeln. Durch drei Jahrhunderte haben wir Kulturarbeit in Südafrika geleistet, wie ein Sprühregen ging deutsches Blut auf diesen stets so durstigen Boden nieder, um nur zu oft spurlos zu verschwinden. Indes so manches hat sich doch erhalten. Gerade seit dem Kriege geht das Deutschtum mancherorts in Südafrika daran, sich neu zu befestigen. Hat es Aussicht, sich zu erhalten? Kann es als selbständiger Faktor mitwirken am Aufbau der Kultur, die sich Südafrika erst noch schaffen muß? Wird es einmal einen Typus des Deutsch-Afrikaners geben neben dem des Holländisch- und Englisch-Afrikaners? Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, welche Bedeutung die Antwort auf diese Fragen auch im Hinblick auf unsere Auswanderung hat, die bei unserer starken Volksvermehrung in den nächsten Jahrzehnten zweifellos stark zunehmen wird. Freilich, wenn sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Südafrika derart gestalten, daß unsere Landsleute dort guten Verdienst und die Möglichkeit, sich zu einer ge-

sicherten Lebensstellung emporzuarbeiten, vorfinden, dann würde uns auch die klarste Erkenntnis, daß sie ihrem Volkstum verloren gehen, kein Mittel an die Hand geben, sie von der Auswanderung dahin abzuhalten. Aber wenn wir eine begründete Hoffnung haben, daß in dem neuen Südafrika auch der Deutsche und seine Nachkommen, wenn auch nicht der deutschen Staatsangehörigkeit, so doch dem deutschen Volkstum erhalten bleiben können, dann läßt sich vielleicht einiges tun, um deutsche Auswanderer planmäßig nach bestimmten Orten Südafrikas zu leiten, wo sie bereits Kristallisationspunkte des Deutschtums vorfinden, sicher aber vieles, um ihnen das Deutschbleiben zu erleichtern, indem wir vom Mutterlande aus allen deutschen Einrichtungen, wie Schule, Kirche, Büchereien u. s. w. unsere Hilfe leihen.

Das sind nicht alle, aber doch die wichtigsten Rätsel, die der Süden des schwarzen Erdteils uns zu lösen aufgibt; und vielleicht zeigt schon diese kurze Übersicht, daß sie an sich nicht uninteressant sind und vielfach deutsche Interessen berühren. Manche Frage hat durch den Ausgang des Burenkrieges neue Gestalt gewonnen, andere sind seither erst entstanden. Die Anteilnahme, die ich seit Jahren den Geschehnisse in Südafrika schenkte, regte mich an, eine Erkundungsfahrt dorthin zu unternehmen, die mir die Aufklärungen geben sollte, die sich nur an Ort und Stelle gewinnen lassen; in der Tat läßt sich vieles im politischen und wirtschaftlichen Leben Südafrikas nur verstehen, wenn man die Bühne kennt, auf der sich die Ereignisse abspielen. Denn wenn irgendwo die Umgebung, Natur und Lebensbedingungen, ja, selbst die Landschaft die Menschen beeinflusst und umgestaltet, so ist es hier der Fall. Aber es galt vor allem, diese Menschen selbst zu

sehen und mit ihnen in nähere Berührung zu treten; glücklicherweise wurde mir dies sehr erleichtert durch die Bekanntschaft mit hervorragenden Burenführern, die Europa besucht hatten und durch gute Einführungen, die ich an leitende Persönlichkeiten des Afrikanderbonds in der Kapkolonie hatte, so daß ich wohl annehmen kann, daß ich von dieser Seite ohne jegliches Mißtrauen aufgenommen worden bin. Zu den liebsten Erinnerungen meines Aufenthalts in Südafrika gehört aber auch die viele Freundschaft, die ich von meinen deutschen Landsleuten erfahren durfte, die mir in jeder Weise behilflich waren, meine Bestrebungen zu fördern. Dabei habe ich natürlich den Verkehr mit englischen Kreisen keineswegs vernachlässigt; wenn ich ihn aber nicht in erster Reihe pflegte und insbesondere auf eine Einführung bei leitenden englischen Beamten, die mir ohne große Anstrengung möglich gewesen wäre, wenig Wert legte, so kann ich das wohl einigermaßen begründen. Die treibenden Kräfte der südafrikanischen Politik der nächsten Zeit kann man in zwei Gruppen teilen: die eine hat ihren Schwerpunkt außerhalb Südafrikas und umfaßt alle Einwirkungen, die von England ausgehen und von der gesamten Politik der gerade am Ruder befindlichen Partei u. s. w. abhängig sind. So hätte z. B. die Ersetzung des jetzigen konservativen englischen Ministeriums durch ein liberales sicherlich für Südafrika sehr weitreichende Bedeutung; aber selbst der höchste englische Beamte in Südafrika hätte mir weder über die Wahrscheinlichkeit eines solchen Wechsels noch über dessen Folgen irgend etwas Maßgebendes sagen können. Das Gegenteil zu diesem von England aus wirkenden Faktor bildet das, was sich als Afrikandertum im weitesten Sinne begreifen läßt und

zum größeren Teil zwar aus Buren, aber doch auch in recht erheblichem Maße aus Engländern besteht: die bodenständige Bevölkerung Südafrikas. Seit dem Ausgange des Burenkrieges steht dies Afrikandertum mehr denn je auf sich allein und wurzelt mit allen seinen Interessen und Hoffnungen in dem Boden, auf dem es gewachsen ist; und auf diesem Boden muß man es aufsuchen, wenn man es kennen lernen und in seiner Bedeutung für Südafrikas Zukunft abschätzen will. Ich verkenne nicht, daß ein Aufenthalt von 4 Monaten, auf den ich mich beschränken mußte, vieles nur lückenhaft erkennen läßt, und ich zweifle nicht daran, daß es so manchen Menschen geben mag, der mit den dortigen Verhältnissen vertrauter ist als ich. Trotzdem möchte ich niemandem bloß auf den Titel eines längeren Aufenthalts in Südafrika hin das Recht zugestehen, dies Buch mit überlegener Miene zu kritisieren; denn ich war oft erstaunt, wie wenig Leute, die seit Jahren in Südafrika wohnen, von Einrichtungen der Kolonie wissen, in der sie leben, von den Verhältnissen einer Nachbarkolonie ganz zu schweigen. Das erklärt sich ja ziemlich ungezwungen aus dem Vorwiegen der materiellen Interessen, die im Mittelpunkt dieses kolonialen Lebens stehen. Mit diesen nicht beschwert zu sein, ist ein Vorzug; denn allzuleicht verschiebt und verzerrt sich das Bild unserer Umgebung, je nachdem sie fördernd oder hemmend auf unser eigenes Gedeihen eingewirkt hat. Aber noch einen anderen Vorteil mag der kürzere, zeitweilige Aufenthalt zur Erkenntnis der Verhältnisse des Landes bieten: er hält die Sinne noch frisch zur Erfassung seiner Eigenart. Gar bald stumpfen sie sich ab, man paßt sich der Umgebung an; man steht nicht mehr am Ufer, um den Strom zu beob-

achten, sondern man schwimmt in ihm, und das gibt falsche Perspektiven. Schließlich wird man aber überhaupt von der Person des Beobachters nie absehen können. So kann ich dem Leser das Bild des neuen Südafrika nur so entwerfen, wie ich es gesehen habe, und ihm einige Beiträge zur Lösung südafrikanischer Probleme unterbreiten, so wie sie sich mir dargestellt haben.

2. Kapitel.

Das Afrikandertum der Kapkolonie.

Es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, wenn ich mich zuerst der Betrachtung der alteingesessenen weißen Bevölkerung Südafrikas zuwende, die zwar gegenwärtig besiegt und an die Wand gedrückt erscheint, trotzdem immer noch den bedeutungsvollsten Faktor in der südafrikanischen Politik bildet; und was nicht zu vergessen ist, den bodenständigsten. Die Bedeutung, die die Buren in den ehemaligen Republiken als die dort herrschende Klasse hatten und die entscheidende Rolle, die sie im Kriege spielten, brachte es mit sich, daß wir gewohnt waren in Transvaal und im Freistaat den Schwerpunkt des Burentums zu suchen; so lange die Republiken bestanden, mit vollem Recht, denn die politische Macht wog viel schwerer als das rein zahlenmäßige Verhältnis. Durch den Krieg sind Freistaater und Transvaaler nun gleichfalls Untertanen der englischen Krone geworden, befinden sich aber in viel ungünstigerer Lage als ihre Volksgenossen in der Kapkolonie, weil sie vorläufig keinerlei politische Rechte und keinen Anteil an der Verwaltung des Landes haben und außerdem wirtschaftlich in sehr bedrängter Lage sind. So hat sich der Schwer-

0 Das Afrikandertum der Kapkolonie.

punkt des Burentums wieder nach dem Stammlande: der Kapkolonie zurückverschoben, wo noch heute die Mehrheit des Volkes seinen Wohnsitz hat. Hier werden auch die Würfel fallen, die Entscheidung darüber, ob die Buren sich national erhalten können oder nicht; jede Prüfung dieser Frage muß heute von der Kapkolonie ihren Ausgang nehmen.

Zunächst muß ich einige Erörterungen über Begriffsbestimmungen vorausschicken, die etwas langweilig sein mögen, die ich indes meinen Lesern doch nicht ganz ersparen kann. Das, was wir in Deutschland als Burenvolk bezeichnen, ist zweifellos ein ethnographisch sehr gut zu bestimmender Begriff: es sind die Nachkommen der Holländer, Deutschen und französischen Hugonotten, die zur Zeit der Besitzergreifung vom Kap durch die Engländer, also zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits ein einheitliches Volk bildeten, dessen Sprache ein holländischer Dialekt — das sogenannte Kapholländisch oder Afrikanisch — ist, der sich durch seine große Gleichartigkeit über den ganzen weiten Raum von Südafrika auszeichnet. Treibt auch der überwiegende Teil dieses Volkes Landwirtschaft, so ist der Ausdruck „Bur“ doch irreleitend, wenn man ihn auf einen Mann anwenden soll, der in einer eleganten Villa wohnt und Rechtsanwalt ist, oder einem ähnlichen Berufe obliegt. Das Wort „Bur“, das ja, wie bekannt, weiter nichts bedeutet als Bauer, wird denn auch in der Kapkolonie in der Tat fast nur für wirkliche Farmer gebraucht, wobei dann keineswegs gesagt ist, daß es immer einen Südafrikaner holländischer Abstammung bedeuten muß, es kann ebensogut von einem deutschen, englischen oder russischen „Buren“ in einem holländischen Blatte die Rede sein. Trotzdem wird es

wohl keinem Mißverständnisse begegnen, wenn ich der Bequemlichkeit und Kürze des Ausdrucks wegen die Bezeichnung: Bur im Sinne der obigen ethnographischen Begriffsbestimmung und gleichbedeutend mit Holländisch-Afrikaner gebrauche. Andere Stände bezeichnen sich mit Vorliebe als „Afrikaner“. Dieser Begriff hat einen vorwiegend politischen Charakter, wenn er auch heute noch bis zu einem gewissen Grade mit der oben festgelegten ethnographischen Umgrenzung des Burenvolkes zusammenfallen mag. Der Name kam erst 1880 auf, als Reitz, der später Präsident des Freistaats und dann Staatssekretär von Transvaal wurde, den „Afrikanerbund“ gründete, der bald, insbesondere durch die Tätigkeit Jan Hofmeyers in der Kapkolonie zu großer Bedeutung gelangte; es war das erste politische Erwachen der holländischen Bevölkerung infolge der ersten Einverleibung Transvaals durch England und der autoritären Herrschaft des Statthalters Sir Bartle Frere. Zunächst hatte der Afrikanerbund das Ziel, das Burentum Südafrikas, das unter verschiedenen politischen Formen lebte — ein Teil in unabhängigen Republiken, der andere unter britischer Flagge — einheitlich zusammenzufassen. Sehr bald aber trat diese Bestimmung in den Hintergrund und der Bund wurde der Sammelpunkt für die Buren der Kapkolonie; denn in den Republiken bedurfte es naturgemäß einer derartigen besonderen Zusammenfassung der Buren nicht, da diese ja in ihrem Staatswesen die unbestrittene Alleinherrschaft ausübten. Inzwischen hatte sich der Begriff des „Afrikanders“ noch erweitert, und er faßt diejenigen Bewohner Südafrikas ohne Rücksicht auf ihre Nationalität zusammen, die aus dem Lande ihre dauernde Heimat gemacht haben und die

Geschicke dieses Landes selbst gestalten, es selbst regieren wollen ohne irgend welche Einmischung von außen. Das war der Inhalt, den Keiz ursprünglich schon der Bezeichnung gegeben, der aber erst durch die Ereignisse der letzten Jahre praktische Bedeutung erlangt hat. Ich kann das nicht besser erläutern, als durch ein Gedicht in kap-holländischer Mundart von Keiz, das seinem Inhalt nach aus dem Jahre 1880 oder 1881 stammen muß; die hier in Betracht kommende Stelle lautet:

Ons natie met sijn eije vlag
 Ontstaat tog seker nog een dag:
 Wat raak dit ons met Holland dan:
 Wat gaat ons Engeland dan an?
 Suid Afrika alleen's ons land,
 Hier stig ons dan een broederband.
 Met Afrikaanders werk ik saam;
 Is Hollands of is Brits sijn naam,
 Is Frans of Duits sijn afkoms ook
 Dit is gen saak om o'er te spook.

(Unsere Nation mit ihrer eigenen Flagge entsteht doch sicher noch eines Tages; was haben wir dann mit Holland zu tun, was geht uns dann England an? Südafrika allein ist unser Land, da stiften wir dann einen Bruderbund. Mit Afrikandern arbeite ich zusammen, ob ihr Name englisch oder holländisch, ihre Abkunft französisch oder deutsch ist, darüber braucht man nicht ein Wort zu verlieren.)

Dies zeigt deutlich, daß der „Afrikander“ ein wesentlich politischer Begriff ist und es so lange bleiben muß, bis etwa aus den Afrikandern ein wirklich einheitliches Volk mit einer gemeinsamen Sprache erwächst,

was — wenn es überhaupt Aussicht auf Verwirklichung hätte — doch in weitem Felde läge. Heute steht die Sache jedenfalls so, daß zwar das Burenvolk den Kern des Afrikandertums bildet, daß man aber ebenso wie von Holländisch-Afrikandern auch von Englisch- oder Deutsch-Afrikandern sprechen kann und in Zukunft wird dies mit immer mehr Berechtigung der Fall sein. Die Engländer gebrauchen in der Kapkolonie für die Holländisch-Afrikander vorwiegend die Bezeichnung „dutch“, in den ehemaligen Republiken meist „boer“, während sowohl im englischen wie im holländischen Sprachgebrauch übereinstimmend mit „Hollander“ ein in Europa geborener Niederländer bezeichnet wird. Eine Einrichtung, die einzige die gegenwärtig, wenn auch in Transvaal unter anderem Namen, das ganze Burentum Südafrikas umfaßt, trägt übrigens eine Bezeichnung, die uns besonders vertraut klingt; der Name der Kirche, der die überwiegende Mehrzahl der Buren angehört, lautet: nederduitsche gereformeerde Kerk.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in eine ausführliche Schilderung der Geschichte des Burentums oder Südafrikas einzutreten, die Ereignisse des Krieges haben sie ja bekannt genug gemacht und ziemlich allgemeinen Interesse dafür geweckt. Aber einige Gesichtspunkte herauszuheben und besonders zu unterstreichen lohnt sich wohl, insofern sie uns das Verständnis der gegenwärtigen Zustände erleichtern.

Aus der Zeit der holländischen Herrschaft am Kap sei besonders auf einen Umstand hingewiesen: das Verhältnis zwischen den Ansiedlern und der Regierung war in keiner Weise patriarchalisch oder dazu angetan, ein besonderes holländisches Staatsgefühl in den Siedlern

lebendig zu halten; denn das, was ihnen als Regierung und als Verbindung mit dem Mutterlande entgegentrat, war nicht eine Staatsregierung, die in sorgfamer Weise bemüht gewesen wäre, das Land als Neuland des niederländischen Volkes zu erschließen und zu entwickeln, sondern es war eine Handelsgesellschaft: die holländisch-ostindische Maatschappij, die lediglich ihren Handelsinteressen nachging, und der es in erster Linie darauf ankam sich ohne zu große finanzielle Auslagen das Kap der guten Hoffnung, das für sie weiter nichts war, als ein Stützpunkt für ihre nach den indischen Inseln auslaufenden Schiffe, zu erhalten; im übrigen konnte bei einem Teil der Einwanderer, wie z. B. den französischen Hugenotten, die die Gestaltung des hier entstehenden neuen Volkes sehr stark beeinflusst haben, ja von einer Anhänglichkeit an Holland so wie so nicht die Rede sein. So ist es zu erklären, daß, wie groß immer auch die Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft zu manchen Zeiten gewesen sein mag, doch niemand jemals im Ernste Bestrebungen oder auch nur Wünsche hegte, die auf eine Vereinigung mit dem ursprünglichen Mutterlande hinausgingen. Es hat auch unter der Herrschaft der holländisch-ostindischen Kompanie an Reibungen zwischen den Gouverneuren und den Ansiedlern nicht gefehlt; der Drang der Buren nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit hat im wesentlichen aber auch die Geschichte Südafrikas unter englischer Herrschaft bestimmt, wobei allerdings Mißgriffe der Regierung, die die Ansiedler materiell schwer schädigten, eine große Rolle spielten. Ich meine hier insbesondere die bekannte Angelegenheit der Sklavenbefreiung, bei der die ursprünglichen Eigentümer der Sklaven schließlich auch um die

von der englischen Regierung gewährte Entschädigung betrogen wurden.

Noch ein anderes geschichtliches Ereignis muß man sich zum Verständnis der Burenpsychologie gegenwärtig halten. Bei den Trecks, die die Folge der Unzufriedenheit mit der englischen Regierung waren, mußte eine Scheidung des Burenvolkes eintreten, die sich nicht allein nach äußerlichen Umständen vollzog. Zweifellos waren es da die härteren und unabhängigeren Charaktere, die sich der englischen Herrschaft zu entziehen suchten, während das weichere und gefügigere Element in der Kapkolonie verblieb; und von diesem waren es auch wieder sicherlich die unternehmenden Geister die den Hauptteil des Zuzugs bildeten, den die Bevölkerung der Republiken beständig aus der Kapkolonie erhielt. Wenn man in der Kapkolonie einen besonders geringen Grad nationaler Widerstandsfähigkeit findet, so wird man diese, wenn ich so sagen darf, Charaktereiebung, die im Verlaufe der geschichtlichen Ereignisse stattgefunden hat, nicht außer acht lassen dürfen. Nicht ohne Bedeutung ist es endlich, daß diese Wanderungen, die schließlich zur Gründung der unabhängigen Burenrepubliken führten, nicht nationalen Momenten, sondern wirtschaftlichen Umständen einerseits, dem Wunsch nach Unabhängigkeit und Selbstregierung andererseits, ihren Ursprung verdankten. Auch in der weiteren Geschichte dieser Trecks zeigte sich nirgends das Bedürfnis nach einer großen einheitlichen nationalen Zusammenfassung. Die spätere „Südafrikanische Republik“ bestand ursprünglich aus 4 Einzelrepubliken, die sich, nur der Not gehorchend, zusammenschlossen. Der Staat war für den Buren lediglich eine lästige Zusammenfassung der unvermeidlich gewordenen gemeinsamen Einrichtungen.

und erst in den letzten Jahren vor dem Kriege zeigten sich die Ansätze zu einem wirklichen Staatsgefühl vor allem in den gebildeten Klassen.

Auch einige statistische Tatsachen aus der Vergangenheit des Burenvolkes verdienen besondere Anmerkung. Die Angaben für eine so weit zurückliegende Zeit wie 1700 machen gewiß nicht auf eine Genauigkeit im Sinne der modernen Statistik Anspruch. Da es sich aber um so kleine Zahlen handelt, so würde hier ein geringerer oder größerer Fehler keine bedeutende Rolle spielen. Die Zahl der Weißen am Kap wird für das Jahr 1700 auf 1200 angegeben, für 1744 auf 4000 und für 1807 auf 27000. Aus den Geschlechtsregistern von Christoffel Coetzee de Villiers schließt Colenbrander, daß sich in diesem Zeitraum die eingefessene Bevölkerung jeweils in 30 Jahren verdoppelt hat, der Überschuß somit auf Zuwanderung beruht. Man kann wohl annehmen, daß zu dieser Zeit die Bevölkerung noch so gut wie rein holländisch war, bezw. daß die damals vorhandenen Bewohner in das holländisch-afrikanische Volkstum bereits eingeschmolzen waren. Von jetzt ab beginnt zweifellos eine starke englische Einwanderung, und wenn wir für das Jahr 1822 eine Bevölkerung von 48000 Weißen vorfinden, so wissen wir, daß dies nicht mehr auf Rechnung der natürlichen Vermehrung der Buren zu setzen ist, sondern daß in dieser Ziffer bereits ein starker Zuzug aus England zum Ausdruck kommt; denn in das Jahr 1820 fällt die Einwanderung der „Albany-Settler“ in den Osten der Kapkolonie. Diese Einwanderer erhalten sich auch englisch, und von jetzt ab haben wir mit dem Vorhandensein zweier Nationalitäten in Südafrika zu rechnen. Bei der zahlenmäßigen Feststellung der gegenwärtigen, nationalen Ver-

hältnisse kämpft man mit einigen Schwierigkeiten insofern, als bei den Volkszählungen, die nun seit zwei Jahrzehnten in der auch in anderen Ländern üblichen Weise in regelmäßigen Abständen von 10 Jahren vorgenommen werden, die Frage nach der nationalen Zugehörigkeit der Bewohner nicht gestellt wird. Indes wird diese Lücke ziemlich ausgefüllt durch die Frage nach dem Bekenntnis, da die Buren so gut wie ausschließlich ihren eigenen Kirchen angehören, die Angehörige anderer Nationalitäten als Mitglieder nicht besitzen. Es gibt im ganzen drei Burenkirchen in Südafrika. Die meisten Anhänger besitzt die oben erwähnte „Niederländische gereformeerde Kerk“, die in Transvaal den Namen der „vereinigten Kirche“ führt, da es dort nach verschiedenen kirchlichen Spaltungen zu einer Wiedervereinigung auf dem dogmatischen Boden der ursprünglichen „niederländischen“ Kirche kam. Indes war diese Vereinigung nicht vollständig, da neben der vereinigten zwei weitere Kirchen bestehen, die „reformierte Kirche von Südafrika“, der beispielsweise auch Krüger angehörte und die gewöhnlich als Dopperkerke bezeichnet wird (sie ist auch in der Kapkolonie vertreten), und die „hervormde Kerk“, die der gleichen Sekte in Holland entspricht und zu der sich z. B. der gegenwärtige holländische Ministerpräsident Ruyper bekennt. Beide Kirchen verkörpern besonders ausgesprochen den Standpunkt der Orthodorie.

Nun ergibt die letzte im April 1904 abgehaltene Volkszählung folgende Ziffern für die Kapkolonie, neben die ich die entsprechenden Zahlen von 1891 stelle:

Gesamtzahl der	1891	1904	Zuwachs
Weißer	376,987	580,380	54%
Mitglieder der niederd. ref. Kirche	220,649	296,792	

28 Das Afrikandertum der Kapkolonie.

Mitglieder der ref. Kirche von Südafrika	1891 7,978	1904 5,991 ^{*)}	Zuwachs
Insgesamt			
Holländisch - Afrikaner	228,627	302,783	32,3%
Anteil der Holländisch- Afrikaner an der weißen Gesamtbevölkerung	60,7%	51,2%	

Nicht ohne Interesse ist die Frage, wie sich die Holländisch-Afrikaner auf Stadt und Land verteilen, einerseits, weil dies einen Rückschluß auf ihre Berufsgliederung zuläßt, andererseits weil dies auch zeigt, in welchem Maße sie der Beeinflussung durch eine überwiegend englisch-sprechende Umgebung ausgesetzt sind. Da ergibt sich, daß von einer „städtischen“ Bevölkerung von 312 542 Seelen 86 711 Holländisch-Afrikaner sind, also 28,9 %; dabei muß allerdings bemerkt werden, daß es sich hierbei weder um Städte im europäischen Sinne handelt, noch daß überall das obenerwähnte Überwiegen englischen Einflusses vorhanden ist. Denn eine große Zahl von Orten, die hier als Städte gerechnet werden, sind vorwiegend von Holländisch-Afrikanern bewohnt. Nur Kapstadt und seine Vororte besitzen eine erhebliche Burenminderheit: 27 350, in Port Elisabeth, Grahamstown, East London ist sie verschwindend. Man greift wahrscheinlich zu hoch, wenn man annimmt, daß 40 000 Buren in der Kapkolonie in einer überwiegend englischen Umgebung in den Städten wohnen. Andererseits entfallen von einer ländlichen Bevölkerung von rund

^{*)} Die Richtigkeit dieser Ziffer wird von der Leitung dieser Kirche bestritten; nach Ausweis der von der Kirche geführten Statistik soll eine Zunahme ihrer Befenner stattgefunden haben.

267 000 Seelen 215 000 auf die Buren, d. h. 80,4 %. Also 71 % der Kapburen wohnt in einem Gebiete, in dem sie eine $\frac{4}{5}$ -Mehrheit haben. In Transvaal und der Oranjefluß-Kolonie wurde im vergangenen Jahre zu gleicher Zeit wie in der Kapkolonie eine Volkszählung veranstaltet. Die Antwort auf die Frage des Bekenntnisses wurde jedoch nicht verpflichtend gemacht, was umso wunderlicher ist, als dies später zu einer geheimen Weisung des Gouverneurs an die Verwaltungsbeamten Veranlassung gab, sie mögen nachträglich die Zahl der Buren in ihrem Bezirke ermitteln, was begreiflicherweise für die Regierung mit Rücksicht auf die zu gebende Verfassung und Wahlordnung von großem Belange sein mußte. Jedenfalls steht eine Veröffentlichung darüber noch aus. Die Statistik der nederd. ref. Kirche in der Oranjeflußkolonie weist 87 352 Mitglieder aus (vor dem Kriege 83 043), bei einer Gesamtbevölkerung der Kolonie von 143 419 Weißen; da diese Kirche hier fast allein unter den Buren verbreitet ist und die Erfahrung lehrt, daß diese Kirchenstatistiken meist etwas unter den wirklichen Ziffern bleiben, so wird man die Zahl der Buren im Freistaat auf 90 000 schätzen dürfen. Für Transvaal fehlen uns genauere Anhaltspunkte; doch dürfte die Annahme von 120 000 Buren daselbst nicht zu hoch gegriffen sein. Rechnet man die Buren in Natal und Rhodesia hinzu, so kann man etwa 530 000 Buren in ganz Südafrika annehmen, wobei diese Zahl nach oben und unten kaum um mehr als 10 000 ungenau sein mag; das wäre also nicht ganz die Hälfte der 1 135 000 betragenden weißen Gesamtbevölkerung von Britisch-Südafrika. Ein statistischer Rückblick gibt uns auch Hinweise auf die Wander-

bewegung, die seit den ersten Trecks nach dem Innern nie aufgehört hat. Mitte der 70er Jahre betrug die Burenbevölkerung des Freistaats nicht mehr als 25 000, die des Transvaals nicht mehr als 15 000 Seelen. Im Jahre 1890 ist die Zahl der Buren im Freistaat höchstens auf 60 000, die in Transvaal auf nicht viel mehr zu veranschlagen.

Es ist klar, daß diese außerordentliche Zunahme der Burenbevölkerung in den ehemaligen Republiken nicht das Ergebnis einer natürlichen Volksvermehrung sein kann, mag diese auch noch so erstaunlich sein. Sie beruht vielmehr auf der starken Zuwanderung von Buren aus der Kapkolonie, wo, zwar sicherlich nicht im europäischen Sinne, so doch nach südafrikanischen Begriffen, das Land in manchen Teilen bereits überfüllt ist, wo sich jede neue Generation mehr und mehr auf dem Boden beengt fühlte, und einzelne daraus immer wieder Veranlassung nahmen, sich dem Innern des Kontinents zuzuwenden, wo sie noch bessere Aussicht hatten, nach ihren Begriffen frei leben und wirtschaften zu können. Alles in allem gibt uns jedenfalls diese Zahlenzusammenstellung ein Bild von der Vitalität des Burenvolkes, das sich im Laufe eines Jahrhunderts auf das Zwanzigfache vermehrt hat.

So erstaunlich diese Vermehrung aber auch sein mag, — sie findet, beiläufig bemerkt, in der deutschen Kolonisationsgeschichte Seitenstücke — sie konnte doch nicht mit der Einwanderung, die der Mineralreichtum des Landes anlockte, gleichen Schritt halten. Dies zeigen die oben wiedergegebenen Ziffern; in der Periode 1891—1904 vermehrt sich die weiße Gesamtbevölkerung um 54 % (wovon allerdings etwa 3 % auf Rechnung während

dieser Zeit einverleibten Gebietsteile kommen.) Die Burenbevölkerung hat sich inzwischen bloß um 32,3 % vermehrt, an sich gewiß ein außerordentliches Ergebnis, wenn die namhafte Abgabe von Menschenmaterial an die Burenstaaten mit in Betracht gezogen wird, aber es kann doch nicht verhindern, daß der Verhältnisanteil der Buren an der weißen Gesamtbevölkerung von 60,7 % auf 51,2 % zurückgegangen ist. Daß auch hier wie in Transvaal die Burenbevölkerung schließlich in die Minderheit kommt, ist nur eine Frage der Zeit. Die gegenwärtige, gedrückte wirtschaftliche Lage schiebt ja diesen Zeitpunkt etwas hinaus, und die Möglichkeit einer rückläufigen Bewegung in einer etwas fernerer Zukunft ist allerdings nicht ganz ausgeschlossen. Aber vorläufig ist die Einwanderung noch nicht zum Stillstande gekommen. In der Zeit von 1891—1904 hat sich z. B. die jüdische Bevölkerung der Kapkolonie um 550 % vermehrt, sie beträgt gegenwärtig 19 509. Was immer man dagegen einwenden mag, daß man den Bur, den bewährten Pionier Südafrikas, den auf dem Lande gefestigten Besitzer des Grund und Bodens, gleichstelle mit irgend einem Abenteuerer, der für wenige Jahre ins Land kommt, um dort sein Glück zu versuchen: heutigentages üben Ziffern eine brutale Gewalt, und diese statistischen Zahlen bedeuten mehr für die Zukunft Südafrikas als manche geschichtlichen Ereignisse.

Ich habe schon einleitend darauf hingewiesen, wie sich seit dem Ende des Krieges der Schwerpunkt des holländischen Afrikandertums wieder nach der Kapkolonie verschoben hat. Es ist nicht gerade die bestbefestigte Stellung. Die Verbitterung über die Art der Behandlung in der Sklavenbefreiungssache wirkte zweifellos lange nach; manche früher reiche Familie war dadurch auf den Weg des

Ruins gebracht worden. Aber endlich waren die wirtschaftlichen Verluste doch verschmerzt und das Land nahm, insbesondere seit der Entdeckung der Diamantfelder von Kimberley von 1870 an einen stetigen Aufschwung. In den politischen Kämpfen der 50- und 60er Jahre, die vor allem auf Gewährung von Selbstregierung und gegen die fortwährende Einmischung von London gerichtet waren, zeigte sich keinerlei nationale Scheidung; lediglich durch den Umstand, daß der Osten der Kapkolonie bestimmte örtliche Belangen gegen den Westen verfocht und dieser Osten größtenteils durch Engländer besiedelt war, konnte dieser Anschein erweckt werden. Aber der Vorkämpfer für die Selbstverwaltung und — nachdem diese Regierungsform erkämpft war — erste verantwortliche Premierminister der Kapkolonie, John Molteno, war selbst ein Engländer, ebenso wie einer der bedeutendsten Parlamentarier der damaligen Zeit, Saul Solomon, ein in St. Helena geborener Engländer jüdischer Abkunft. Der Buren hat — und ich werde darauf noch wiederholt im Verlaufe meiner Darstellung zurückzukommen haben — an sich weder eine Abneigung gegen die englische Sprache, noch trennen ihn irgendwie Weltanschauung oder Lebensgewohnheiten von dem typischen Vertreter des Inlandes. In kirchlichen Dingen — sei es nun wirkliche Religiosität oder geheuchelte Frömmigkeit — stehen sie sich in ihren Anschauungen sehr nahe. Der englische Sonntag trifft durchaus den Geschmack des Buren, und auch der Sinn für Selbstverwaltung ist bei beiden gleich entwickelt. Jene instinktive Abneigung und das Gefühl der Andersartung des nationalen Gegners, das, insbesondere für den nationalen Kampf zwischen Deutschen und Slaven charakteristisch ist, fehlt hier vollkommen. An sich aber ist der

Bur dem Engländer gegenüber national wenig widerstandsfähig. Er lernt freiwillig englisch, der Engländer holländisch nur, wenn er durchaus dazu gezwungen ist. Überdies legt sich das Schwergewicht einer Weltsprache wie der englischen in die Wagschale gegen die bescheidene Verbreitung des Holländischen in der Welt. Während seit der englischen Besitzergreifung alle geschäftlichen Beziehungen nach England wiesen, waren so gut wie alle Fäden nach Holland, schließlich auch die der Kirche, gerissen, wozu noch die Abweichung der in Südafrika gesprochenen Mundart — des Kapholländischen — von der holländischen Schriftsprache kam. Aus allen diesen Umständen ergab sich die Vernachlässigung der holländischen Sprache in der Kapkolonie, die in den 70er Jahren ihren Höhepunkt erreichte und, wenn nicht besondere politische Ereignisse eingetreten wären, zweifellos zu einer allmählichen, ohne jeden Kampf oder Widerstand vor sich gehenden Verengländerung der Kapburen geführt hätte. Da erweckte zum ersten Male die unbedachte Politik des konservativen englischen Ministeriums Disraeli und des Kolonialsekretärs Lord Carnarvon, die zur ersten Besetzung Transvaals führte, den afrikanischen Geist. Und als diese Erregung schon fast ganz im Abklingen schien, kam der Jameson-Raid und endlich der Burenkrieg.

In mancher Beziehung scheinen sich die Ereignisse der südafrikanischen Geschichte in den letzten Jahrzehnten überstürzt zu haben, und die wirtschaftliche Entwicklung zeigt Züge eines Fortschritts mit Siebenmeilenstiefeln, der kaum in den Vereinigten Staaten ein Vorbild findet. Aber in anderer Richtung gehen die Dinge unendlich langsamer als bei uns und dürfen nicht mit unserm Maß-

stabe gemessen werden. Die Menschen da sind konservativ und größer im zähen Widerstand, als im aktiven Angriff. So finden wir, daß auch heute noch die ganze äußere Prägung des südafrikanischen Lebens englisch ist, und man muß ein gut Teil dieses englischen Firnisses wegtragen, bevor man auf das holländisch-afrikanische Holz kommt. Selbst in Mittelpunkten des Afrikandertums, wie Paarl oder Worcester findet man nur ganz vereinzelt holländische Ladenausschriften. Die Sprache des Handels, der Behörden, des Unterrichts ist so gut wie ausschließlich englisch, trotzdem holländisch durch Gesetz und Verfassung als Landessprache anerkannt ist. Aber das Gesetz bleibt ein toter Buchstabe, es wird in der Praxis nicht ausgeführt; die holländische Sprache hat zwar ein Recht, aber für dies Recht wird nicht gekämpft. Mit der Steigerung des wirtschaftlichen Lebens hat die englische Sprache immer mehr Vorteile gewonnen, die Vermehrung der Schulen macht immer weitere Kreise der heranwachsenden Generation mit der englischen Sprache bekannt. Wenn man einfach aus der zunehmenden Kenntnis des Englischen auf einen Rückgang der holländischen Sprache schließen müßte, dann stünden die Aussichten der letzteren allerdings verzweifelt. Nach wie vor hat englisch alle praktischen Vorteile für sich; aber wenn eine erstarkendes Nationalgefühl dem Volke seine Sprache zu erhalten und dieser die gebührende Anerkennung zu erkämpfen sucht, dann können ideelle Beweggründe doch wohl die praktischen wettmachen.

Ich habe bereits angedeutet, wie sehr die Abweichung der gesprochenen Sprache vom Schrift-holländischen die nationale Behauptung des holländischen Afrikandertums erschwert. Von Holländern wird gewöhnlich darauf hin-

gewiesen, daß diese Abweichung nicht größer sei, als die der meisten in Holland selbst gesprochenen Dialekte von der Schriftsprache. Das mag zutreffen; aber in Holland ist die Schriftsprache die Sprache der Gebildeten und für jedermann die Sprache des Brots, die Sprache, die ihm zum Vorwärtstommen unerläßlich ist, in Südafrika nicht. Ein hervorragender Afrikaner des Freistaats sagte mir über sein Verhältnis zur holländischen Sprache: „Ich habe auf dem College in Stellenbosch vier Jahre lang eifrig holländisch getrieben, ich bin dann drei Jahre in Holland auf der Universität gewesen und ich darf wohl sagen, daß ich die Sprache einigermaßen gut beherrsche. Aber ich empfinde sie heute noch wie eine fremde Sprache und ich atme erleichtert auf, wenn ich mit einer Rede zu Ende bin, die ich in Schrift-holländisch halten mußte.“ Dieser Mann ist ein glühender Afrikaner, er war einer der hervorragendsten Generale während des Krieges, er spricht zu Hause und mit seinen Freunden nur afrikanisch.

Man kann verstehen, wie sich die gegenwärtigen Zustände daraus entwickelt haben. Zwar ist die Kirchensprache das Schrift-holländisch, und dem allgemeinen Empfinden der Buren würde es wie eine Entweihung erscheinen, wollte man das Afrikanische an dessen Stelle setzen. Die Verbindung mit Holland erhielt aber gerade auf diesem Gebiete einen sehr empfindlichen Stoß, als in den 60er Jahren die liberale Richtung in der protestantischen Theologie aufkam und die nach Holland gesandten jungen Theologen vielfach von derartigen Ansichten durchtränkt nach Südafrika zurückkehrten. Da schien den Buren der rechte Glaube in Gefahr; die jungen Leute mußten nun auf das theologische Seminar nach Stellenbosch, an das orthodoxe Schotten als Lehrer berufen wurden.

Politisch stellten sich diese Schotten wohl auf die Seite der Afrikaner und mancher ihrer Nachkommen ist heute schon ein Vorkämpfer für die Rechte der holländischen Sprache. Aber national konnte die erste Generation dieser schottischen Einwanderer doch unmöglich für die von ihnen mühsam erlernte holländische Sprache wirken; so wurde natürlich der kirchliche Standpunkt in den Vordergrund gestellt und der Gedanke, Engländer an die Kirche heranzuziehen, mochte auch mitspielen. Anfangs der 70er Jahre nahm die Kirche durch ihre Generalsynode zur Sprachenfrage Stellung und zwar in dem Sinne, daß englischer Gottesdienst und Predigt dort zulässig sei, wo ein Bedürfnis dafür vorhanden ist; damit war klar ausgesprochen, daß die Kirche sich nicht der Anglisierung entgegenstellen, sondern ihr einfach folgen wolle. In einem Vororte von Kapstadt predigte der Geistliche der reformierten Kirche, der einer der leitenden Afrikaner ist, vor dem Jameson-Raid nur mehr englisch; erst nach dem Jameson-Raid wurde die Mehrzahl der Gottesdienste wieder in holländischer Sprache gehalten, die sich jetzt eines weit stärkeren Besuches erfreuen als die englischen, die doch nicht ganz aufgegeben wurden. Heute noch wird in Wellington und Worcester englischer Abendgottesdienst gehalten, in Kapstadt wurde er erst während des Krieges abgeschafft, in Stellenbosch tobte ein Kampf um den englischen Abendgottesdienst gerade während meiner Anwesenheit in der Kapkolonie. Diese Geschichte ist in mannigfacher Hinsicht charakteristisch. Von den Schülern des theologischen Seminars wurde die Anregung zu einer Petition gegeben für Abschaffung des englischen Abendgottesdienstes; an der Spitze der Bewegung stand ein junger Mann mit dem schottischen Namen Mc. Donald.

In einer Gemeindeversammlung wurde nun die Angelegenheit erörtert, wobei eines der älteren, sehr einflussreichen Gemeindemitglieder für die Beibehaltung des englischen Gottesdienstes die Bibel ins Feld führte, wo doch stände, daß das Evangelium allen Völkern gepredigt werden müßte; ein charakteristisches Beispiel für die Naivetät, mit der die Sprachenfrage von ganz gebildeten Afrikanern behandelt wird. Schließlich erklärte sich die Versammlung aber doch mit großer Mehrheit für die Abschaffung und der Kirchenrat mußte dann wohl oder übel dieser Forderung Folge leisten. Die oft gehörte Behauptung, daß die Kirche das Hauptbollwerk der holländischen Sprache in Südafrika sei, ist, wie obige Tatsachen beweisen, sehr cum grano salis zu nehmen. Jetzt wird sie natürlich auch von dem Strome des erstarkenden nationalen Gefühles vorwärts getrieben und unter ihren Geistlichen gibt es selbstverständlich gleichfalls eine ganze Anzahl, die in den ersten Reihen für die Rechte der holländischen Sprache kämpft. Im übrigen geht freilich der materialistische Zug, der das ganze Leben Südafrikas durchzieht, auch an den Dienern der Kirche nicht spurlos vorüber und die reiche Bezahlung, die die Pfarrer erhalten, wirkt auf die Ideale etwas verfälschend. Besonders bezeichnend ist z. B. der häufige Wechsel in der Besetzung der Pfarrstellen, da die Geistlichen meist jeder Verbesserung ihrer materiellen Lage ohne Rücksicht auf ein dauerhaftes Verhältnis zu ihrer Gemeinde nachgehen.

Gegenwärtig ist zweifellos der schottische Einfluß in der reformierten Kirche gebrochen. Nicht ohne Bedeutung für die wachsende Entfremdung ist die Stellung, die die nonkonformistischen englischen Kirchen in England während des Burenkrieges eingenommen haben, da gerade diese

noch mehr zum Kriege hielten, als die englische Hochkirche. Bekanntlich sind es diese Kirchen, in denen in England das wirklich religiöse Leben seinen Brennpunkt findet, im Gegensatz zur englischen Hochkirche, die sich immer mehr dem römischen Katholizismus nähert und in äußeren Religionsübungen aufgeht. Ich glaube, daß die Gefühle dieser Sektengemeinden gegen die Buren zum guten Teile durch das bestimmt waren, was Peters in seinem Buche „England und die Engländer“ sehr richtig hervorhebt: die Engländer konnten den Buren gar nicht verzeihen, daß diese sich für das auserwählte Volk Gottes hielten. Nach dem Kriege trat nun die schottische Methodistenkirche an die Transvaal-Synode mit dem Anerbieten ihrer brüderlichen Hilfe heran. In einem würdigen Schreiben lehnte diese dankend ab, indem sie darauf hinwies, wie wenig von brüderlicher Liebe bei der schottischen Kirche während des Krieges zu merken gewesen wäre. Durch einen andern Kanal kommt indes immer noch englischer Einfluß in die reformierte Kirche und macht sich auf dem Gebiet der Mädchenerziehung sehr verhängnisvoll geltend. Nach wie vor steht nämlich die reformierte Kirche mit der Methodistenkirche der Vereinigten Staaten in Zusammenhang, die zum Teil die Anstalten für Mädchenerziehung, die die Kirche erhält, unterstützt und mit Lehrerinnen versorgt; damit hängt dann die Stellung, die das Englische im gesellschaftlichen Leben der gebildeten Afrikandertreue einnimmt, aufs engste zusammen. Ich habe oben von dem Streit um die englische Predigt in Stellenbosch erzählt. Die tiefste Ursache, warum die jungen Leute vom theologischen Seminar gegen diese zu Felde zogen, lag wohl darin, daß sie der Verengländerung, die durch die Mädchenerziehungs-Institute

in das ganze Land getragen wird, einen Riegel vorschieben wollten. In diesen Mädcheninstituten, die fast alle von der Kirche gegründet und zum Teil heute noch von derselben abhängig sind, hat die Verengländerung auch heute noch, trotzdem sich einiges gebessert hat, ihren Hauptsitz, und dies ist um so weniger entschuldbar, als man hier jene praktischen Gesichtspunkte, die für die jungen Leute in Betracht kommen: die Notwendigkeit, Examina zu machen, Anstellungen zu erhalten usw. in keiner Weise geltend machen kann. Aber diese Institute sind dermaßen vom englischen Einfluß, dessen Trägerinnen vielfach die oben erwähnten amerikanischen Lehrerinnen sind, bestimmt, daß z. B. sogar der Religionsunterricht englisch gegeben wird.

Was hier von der höheren Mädchenerziehung gesagt worden ist, das gilt fast in gleichem Maße vom gesamten Unterrichtswesen, dessen äußere Organisation zweifellos auf durchaus gesunder Grundlage aufgebaut ist. Ein Kreis von Eltern vereinigt sich, gründet eine Schule und wählt eine Schulkommission. Sofern diese Schule nun den Anforderungen entspricht, die die Regierung an den Unterrichtsplan stellt, so gibt sie für jedes von den Eltern aufgebrauchte Pfund ein Pfund Zuschuß. Theoretisch hätten nun nach dem Gesetz die Eltern die vollkommene Freiheit zu wählen, welche Sprache das Unterrichtsmedium bilden soll: englisch oder holländisch. Aber in der Praxis entscheiden zwei Umstände für das Englische: erstens verlangen die Schulinspektoren ein bestimmtes Maß von Leistungen in der englischen Sprache, widrigenfalls der Staatszuschuß verweigert wird und zweitens werden alle Examina der Kapuniversität in englischer Sprache abgehalten. Und es ist wunderbar,

wie sich dies sonst so unabhängige Kolonialvolf mit wahrer Inbrunst an ein unsäglich veraltetes, antediluvianisches Prüfungssystem klammert, das ihm einmal von Schottland her hereingetragen worden ist. Da gibt es die verschiedensten Arten von Prüfungen, durch die sich der ABC-Schütze langsam bis zum Baccalaureus artium hinaufpaukt. Alle diese Prüfungen werden schriftlich unter Klausur abgenommen. Eine Anzahl von Lehrern verdient sich mit dem Korrigieren der Arbeiten ein recht saures Brot. Und wenn etwas den Schmerz derer erweckt, die dies System vollständig ausbauen möchten, so ist es, daß die Prüfung in Klavier nicht schriftlich abgelegt werden kann. Dabei ist das Maß der Anforderungen bei solchen Prüfungen verhältnismäßig sehr gering und erfordert vielfach nicht mehr als rein mechanisches Auswendiglernen; denn jährlich wird immer nur ein ganz beschränktes Gebiet in jedem Gegenstande für die Prüfung festgesetzt und dieses dann von den Lehrern natürlich den Schülern besonders eingedrillt. Ich habe Lehrer in den verschiedensten Stellungen — von der Volksschule bis zur Universität — über ihre Meinung über dieses System gefragt und ich habe keinen gefunden, der es nicht verurteilt hätte. Jedenfalls bliebe neben diesem Betriebe noch ausreichend Zeit für einen guten holländischen Unterricht; aber einerseits haben die Lehrer daran kein Interesse, da sie von den Inspektoren nur nach den Erfolgen im Englischen beurteilt werden, andererseits sind auch die Eltern in dieser Beziehung sehr lau, weil sie einen erheblichen Vorteil von der Kenntnis des Schrift-holländischen nicht winken sehen, die Beherrschung des Englischen aber mit Rücksicht auf den praktischen Kampf des Lebens als Notwendigkeit gilt.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß die Bewegung für eine bessere Pflege der holländischen Sprache ihren Hauptanstoß erst durch den Jameson-Raid und durch den Burenkrieg erhielt, so wird man nicht heute schon eine reiche Ernte der damaligen Saat erwarten dürfen. Aber auf manches kann man wohl hinweisen, was eine solche verspricht. Von der stärkeren Pflege des Holländischen in der Kirche habe ich schon einige Beispiele gegeben. In dem Maße, als eine junge Generation in Amt und Würden kommt, darf man auch von den Geistlichen eine gesteigerte Tätigkeit in dieser Richtung erwarten. In der Gesellschaft nimmt der Gebrauch des Holländischen zu, besondere Frauenvereinigungen werden gestiftet, die den nationalen Geist pflegen sollen, und diese setzen sicherlich an einem der wichtigsten Punkte ein. In Stellenbosch hat der Professor der holländischen Sprache, Viljoen, der, beiläufig bemerkt, Doktor der Straßburger Universität ist, besondere Abende, „Spreekuren“, eingerichtet, die ausschließlich der Pflege holländischer Literatur, dem Gesange holländischer Lieder usw. gewidmet sind. Und von hier, wo die afrikanische Jugend ihre Ausbildung findet, wird viel Unregung ins Land hinausgetragen werden. In dieser Vereinigung hielt in diesem Frühjahr Jan Hofmeyer, kurz „onse Jan“ genannt, einen Vortrag mit dem Titel: Ist's nns ernst?; mit großem Nachdruck wies er auf die Vernachlässigung der holländischen Sprache und ihre Folgen hin, gleichzeitig aber auch auf die Mittel, um dem entgegenzuwirken.

Persönlich habe ich verschiedentlich Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu machen, die auf einen Unterschied zwischen einst und jetzt in bezug auf die Handhabung der Sprachen schließen lassen. Sie sind wohl der Mit-

teilung wert, besonders insofern sie sich auf Kapstadt und seine Umgebung beziehen. In der Familie eines hervorragenden Führers der südafrikanischen Partei dürfte früher wohl vorwiegend englisch gesprochen worden sein, aber unter dem Eindruck des Krieges wurde die älteste Tochter in eine Erziehungsanstalt nach Holland gesandt und, kürzlich zurückgekehrt, will sie ihren kleinen Bruder, der nun ABC-Schütz werden soll, den ersten Unterricht und zwar holländisch geben. Und dieser Junge, ein kleiner Prachtkerl, von dem ich hoffe, daß er dereinst in die Fußtapfen seines Vaters treten wird, spricht zwar englisch und afrikanisch gleich gut, aber man merkt es doch, daß das Afrikanische die Sprache seines Herzens ist, in der er seine Freuden und Leiden Muttern anvertraut. In einer anderen sehr angesehenen Afrikanderfamilie, die in der Nähe von Kapstadt wohnt und in deren Kreis mir einige Tage zu verbringen vergönnt war, traf ich folgende charakteristischen Verhältnisse an: Die Umgangssprache in der Familie war afrikanisch, aber die Mutter, Tochter eines reformierten Geistlichen, beherrschte auch das Schrift-holländisch vollkommen; eine erwachsene Tochter, die ich vor meiner Reise in Europa kennen gelernt hatte, konnte es jedoch nicht genügend, um darin etwa Briefe zu schreiben und verkehrte brieflich mit ihrer Familie englisch; einer ihrer älteren Brüder sagte mir, es würde ihm jedenfalls sehr sauer werden, wenn er einen holländischen Brief schreiben müßte. Aber die etwa 14jährige Schwester, die noch in die Schule geht, lernt sehr fleißig Holländisch und ihr würde es sicherlich nicht schwer fallen. Am gleichen Orte ist eine Afrikanderfamilie mit deutschen Namen zahlreich vertreten, deren politische Gesinnung alle Schattierungen vom glühendsten

Afrikander bis zum englischen Jingo umfaßt. Ich besuchte einen Vertreter derselben, der selbst ziemlich englisch gesinnt, dessen Frau eine gute Afrikanderin ist und dessen Söhne im Burenkrieg auf englischer Seite gekämpft haben; aber auch hier war afrikanisch die Umgangssprache der Familie. Ich verbrachte einmal auf einer Farm in der Nähe von Kapstadt einen ganzen Tag in einer großen Gesellschaft von gebildeten Afrikandern; ich bin überzeugt, daß in der ganzen Gesellschaft niemand war, der nicht ebensogut englisch gesprochen hätte wie seine Muttersprache, aber ich habe den ganzen Tag über kaum ein Wort englisch gehört. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß der englische Unterricht allein jedenfalls noch nicht das Rapholländische im Verkehr verdrängt, auch dort wo dies noch am ehesten zu erwarten wäre: in den gebildeten Kreisen des Afrikandertums, die englischen Einflüssen auch im täglichen Verkehr stark ausgesetzt sind. Das ändert natürlich nichts an der Notwendigkeit in bezug auf das Schulwesen und den öffentlichen Gebrauch des Holländischen Wandel zu schaffen, eine Notwendigkeit, die von Führern der Afrikander durchaus erkannt wird. Auf den Versammlungen des Afrikanderbonds nimmt die Sprachen- und Schulfrage einen immer größeren Raum ein. Als Ende vorigen Jahres bei der Eröffnung einer Bewässerungsanlage eine Anzahl von Bondabgeordneten mit Rücksicht auf den anwesenden Ackerbauminister englisch sprach, da fand das in zahlreichen Zuschriften, die in der holländischen Zeitung „Ons Land“ erschienen, scharfe Kritik, und die betreffenden Abgeordneten werden es sich, vermutlich schon aus Rücksicht auf ihre Wähler, gesagt sein lassen. Kürzlich berichtete das gleiche Blatt auch von dem Fall, daß Bahnbeamte in Paarl sich geweigert hätten, holländisch

ausgeschriebene Frachtbriefe anzunehmen. Der Herausgeber von „Ons Land“, Malan, nahm sich der Sache an und die betreffenden Beamten erhielten vom Staatssekretär, dem die Eisenbahnen unterstehen, eine Rüge, da ihr Vorgehen in der Tat ungesetlich war. Beim letzten Bondskongreß wies Malan endlich auch auf den praktischen Gesichtspunkt hin, daß, wenn man das Recht der holländischen Sprache bei der Eisenbahn durchsetze, man diese auch zwingen, Leute, die holländisch können, anzustellen, was bei der Abneigung der Engländer, holländisch zu lernen, dann eben Afrikander sein müssen; damit hat Malan zum erstenmal den Leuten gezeigt, wie man aus der Sprachenfrage eine Brotfrage machen kann. Als ein großer Glücksfall für die Pflege der holländischen Sprache dürfte sich endlich das Gesetz zur Reform des Unterrichtswesens erweisen, das das Ministerium Jameson im laufenden Gesetzgebungsabschnitt dem Kapparlament vorgelegt hat. Wenn die Vielgeschäftigkeit dieses Ministeriums von irgend einer Sache die Finger zu lassen alle Ursache hatte, so war es das Schulwesen, wo die Engländer aus Gewohnheit und Duldung mehr Rechte haben, als irgend ein neues Gesetz ihnen schaffen kann. Diese Gesetzesvorlage nun bezweckt, den Einfluß der lokalen Schulkommissionen nach Möglichkeit einzuschränken und das ganze Unterrichtswesen noch mehr in den Händen der Regierung zu konzentrieren. Wenn es durchgeht, so wird es voraussichtlich in der Bevölkerung heftigen Widerstand wecken, da die Afrikander in Fragen der Selbstverwaltung ganz besonders empfindlich sind. Die Verletzung dieser lokalen Kirchturmsinteressen wird dann vielleicht bewirken, wozu das Nationalgefühl bisher noch zu schwach entwickelt war. Dann kann es zur Gründung

von unabhängigen Kirchenschulen kommen, die für eine Änderung des Lehrplans und eine Besserstellung der holländischen Sprache Spielraum schaffen. „Ja, wenn wir 500 000 Pfund zur Verfügung hätten, dann könnten wir ein eigenes unabhängiges Schulwesen einrichten und wären von der Regierung unabhängig!“ so sagte einer der bedeutendsten Bondführer zu mir. Daß das Afrikandertum der Kapkolonie in der Lage ist, diese Summe aufzubringen, steht für mich außer Zweifel, aber es muß der günstige Moment gefunden werden, wo es zu diesem Opfer bereit ist.

Diesen Gesichtspunkt darf man nicht außer acht lassen, wenn man das Verhältnis des Bonds und seiner Führer zu dieser Frage betrachtet. Zweifellos hat der Bond sträfliche Unterlassungssünden begangen, da er, so viele Jahre im Besitze der Macht, doch so wenig dafür getan hat, daß die auf dem Papiere befindliche Rechte der holländischen Sprache auch in der Praxis geachtet würden. Aber nachdem diese Gelegenheit versäumt war, befand er sich jetzt in einer sehr ungünstigen Lage, wenn er die Anregung zur Gründung unabhängiger Kirchenschulen, die das Holländische mehr berücksichtigen sollten, geben wollte. Denn es wäre ihm unmöglich gewesen, alle seine Anhänger von der Notwendigkeit einer solchen Maßregel, die auch schwere materielle Opfer mit sich brächte, zu überzeugen, und das Ergebnis wäre ein neuer Zwist. Augenblicklich bekommt er durch die Ungeschicklichkeit des Ministeriums Jameson wieder das Heft in die Hand. Die Stellung, die der Bond einnimmt, ist taktisch für ihn sehr günstig. Er tritt für öffentliche allgemeine Schulen ein, die von den Kindern der ganzen weißen Bevölkerung besucht werden

sollen, damit diese Jugend gemeinsam aufwachse und sich verstehen lerne, denn sonst würde der Rassenhaß verewigt werden. Aber in diesen Schulen soll Englisch und Holländisch auf gleichem Fuße behandelt werden und in sehr geschickter Weise weist der Bond immer wieder auf die Verhältnisse in Kanada als Muster für die Kapkolonie hin. Sollten diese Bestrebungen des Bonds aber keinen Erfolg haben, dann müßte man eben zu dem Mittel der Kirchenschulen greifen, und mit Recht schiebt der Bond dem Ministerium Jameson die Verantwortung für alle Folgen daraus zu.

Über die Zukunft der holländischen Sprache in Südafrika werde ich noch an anderer Stelle ausführlich sprechen; diese Frage berührt nicht die Kapkolonie allein, sondern gehört in den weiteren Rahmen eines Zukunftsbildes von ganz Südafrika. Hier möchte ich von dieser Erörterung nur soviel vorwegnehmen: das Kap-holländische (Afrikanische) besitzt eine außerordentliche Lebensfähigkeit, es würde auch, wenn es keinen Rückhalt am Schrift-holländischen hätte, auch in hundert Jahren noch nicht ausgerottet und durch englisch ersetzt sein. Das Afrikanische durch Schriftholländisch auch nur als Verkehrssprache der Gebildeten ersetzen zu wollen, ist völlig aussichtslos; hingegen ist es sehr wahrscheinlich, daß das afrikanische Dialekt aus sich heraus eine eigene Schriftsprache entwickeln wird. Dies steht aber vorläufig noch in weitem Felde und außerdem ist es auch dazu nötig, daß das Afrikanische die Fühlung mit dem Schriftholländischen erhält, um nicht zu verwildern; daher kann das nächste politische und nationale Ziel der holländischen Afrikaner nur sein: stärkere Pflege des Holländischen in den Schulen, größere Anerkennung im öffentlichen Leben.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es sich unter dem Eindrucke der Geschehnisse der letzten Jahre in dieser Beziehung regt. Aber wird dies vorhalten? Ist die Maschine genügend geheizt worden, um für einige Zeit den nötigen Dampfdruck zu geben? Kurz gesagt, wie ist die Stimmung der Buren der Kapkolonie? Zunächst ist sie dadurch beeinflusst, daß der Krieg sie mehrfach materiell schwer schädigte; das gilt in erster Linie von jenen Teilen der Kapkolonie, in denen er geführt wurde; aber auch anderswo wurden z. B. Pferde requiriert und schlecht bezahlt, die Leute konnten das Feld nicht bestellen usw. Zum Teil wurden sie zwar entschädigt, da die Kapkolonie aus eigenen Mitteln eine erhebliche Summe hierfür auswarf; trotzdem wurde mir von einer in einem Orte des Karroo lebenden Persönlichkeit versichert, daß es dort 8 bis 10 Jahre dauern würde, bis die Buren sich von den Verlusten des Krieges erholen würden. Ferner ist, wie ich noch genauer schildern werde, die Politik des Ministeriums Jameson der Landwirtschaft wenig förderlich, wozu noch der allgemeine wirtschaftliche Niedergang seit dem Friedensschluß kommt. So steht das Bild allgemeinen Wohlstandes vor dem Kriege den jetzigen gedrückten Verhältnissen gegenüber und naturgemäß werden letztere aus' dem Kriege erklärt, mag der Kausalzusammenhang auch nicht in allen Punkten zwingend sein. Ferner sind die Kapburen doch in mannigfaltiger Weise in den Krieg hineingezogen worden. Zum Teil haben sie für die Republiken gekämpft; einige davon wurden standrechtlich erschossen. Ein Buch, das unter dem Titel „Wie sie starben“ kürzlich in der Kapkolonie herauskam, vereinigt die Bilder und die Beschreibung der letzten Stunden von 40 hingerichteten Rebellen. Gleichviel, wie viele davon nach Kriegs-

recht des Todes schuldig, wie viele Opfer eines allzu summarischen Verfahrens waren, sie alle sind Märtyrer der nationalen Sache geworden. „Noch heute ist die Erinnerung an Slachtersnek in uns lebendig, sagte mir ein gebildeter Afrikaner, trotzdem die Engländer damals vollkommen in ihrem Rechte waren; glauben Sie doch nicht, daß wir diese Dinge so rasch vergessen werden!“ Außerdem verbinden zahllose verwandtschaftliche Bande die Kapkolonie mit den Republiken, was sich ja aus der Geschichte ohne weiteres erklärt. Die Leute hörten genug von den unnützen Grausamkeiten dieses Krieges und bei vielen traf es das eigene Fleisch und Blut. Ich will nur ein Beispiel erzählen: die Tochter eines der angesehensten Geistlichen der Kapkolonie befand sich in einem Konzentrationslager; der Vater tat alles mögliche ihr die Erlaubnis zu erwirken zu ihm zu kommen. Umsonst, man fürchtete offenbar die aufreizende Wirkung, die die Schilderungen der Tochter auf den in Afrikanderkreisen so einflußreichen Vater haben könnten. Die Tochter stirbt, der Enkelin drohte das gleiche Schicksal, endlich wird ihr erlaubt zum Großvater zu ziehen, nachdem sie vorher eine Erklärung unterzeichnen mußte über die Zustände im Lager nicht zu sprechen. Solche Vorkommnisse, die oft vielleicht in Gedankenlosigkeit oder bürokratischem Schimmel ihre Ursache hatten, waren das Salz, mit denen die Wunden in Südafrika eingerieben wurden; sie brennen ganz anders als der Schmerz um den Untergang der Burenstaaten. Wie tief das sitzt, habe ich gelegentlich ahnen können, wenn ich mit diesen zurückhaltenden, ihre Worte so bedächtig wägenden Leuten sprach und plötzlich ein Ausbruch ihres Hasses gegen die englische Herrschaft mich belehrte, welcher leidenschaftlichen Gefühle auch

diese Menschen fähig sind; und es handelte sich dabei weder um Desperados noch um Phrasendrescher, meist auch um recht wohlhabende Leute, die durch den Krieg nur wenig in Mitleidenschaft gezogen waren.

Noch eins verdient Erwähnung. Mir hat ganz unabhängig davon, auf welcher Seite meine Sympathien im Burenkriege standen, die Fähigkeit mit der England allen Wechselfällen zum Trotz mit nie schwankendem Entschlusse den Krieg zu Ende führte und die Disziplin, mit der das ganze Volk hinter der Regierung stand und während des Krieges wenigstens jede Meinungsverschiedenheit zurücktreten ließ, ein hohes Maß von Achtung abgerungen; darin zeigte sich die Frucht einer Jahrhunderte langen politischen Schulung, die wir bei unserem eigenen Volke oft so schmerzlich vermiffen. Ich hatte erwartet, daß dies auch auf die Afrikaner, wenn auch in etwas anderer Art Eindruck gemacht habe; daß ihnen die reichen Hilfsquellen Englands zu Bewußtsein gekommen seien, daß sie nun das Gefühl hätten, daß jede Auflehnung gegen diesen Kolosß eine Tat des Wahnsinns sei, die den, der sie wagt, unfehlbar zermalme. Ich habe nirgends etwas derartiges gefunden; ja ich stieß, wenn ich selbst dergleichen vorbrachte, auf ein solch naives Staunen, daß ich die Überzeugung gewann, den Leuten sei ein solcher Gedanke niemals auch nur nahe gekommen. Sie haben die Dinge aus zu großer Nähe gesehen; sie kannten die englischen Offiziere von ihrem Treiben im Mount Nelson Hotel, die Tommies von ihren spiegel- und möbelmordenden Taten in den Bars von Kapstadt, die englische Verwaltung von den Durchstechereien und Schwindeleien bei den Armeelieferungen; und das Kriegsrecht, das in der Kapkolonie sonderbarerweise erst ein Jahr

nach Ausbruch des Krieges verkündigt worden war, gab wohl zu manchen Schikanen, aber zu noch viel mehr Kindereien Veranlassung, die nicht geeignet waren, das englische Ansehen zu heben. Da war der alte weißhaarige Schulmeister in Stellenbosch, den man sein Fernrohr wegnahm, weil man fürchtete er gucke nachts, wenn er nach den Sternen sah, auf die benachbarten Höhen, ob die Burenkommandos noch nicht kämen; war er ja doch auch dadurch verdächtig, daß seine Freunde ihm den Scherznamen „Kommandant“ gegeben hatten. Dann der Politiker, der sich aus England die Rede hatte kommen lassen, die Chamberlain vor 20 Jahren als Liberaler gegen die Annexion von Transvaal gehalten hatte, und die ihm nun von Amts wegen konfisziert wurde; „hoffentlich hilft sie Ritchener, Dewet zu fangen,“ sagte er dem Beamten, der sie abholte. Derartiger Schnurren ließen sich noch mehr erzählen; und in ihnen versank die Größe Englands. Fragt man dann nach den Ursachen für den Ausgang des Burenkriegs, so wird einem der eine dies und der andere jenes sagen und sehr viele werden den Buren selbst die Schuld zuschreiben, aber keiner wird erklären, daß sich England eben als so übermächtig erwiesen habe, daß man dagegen nicht ankönne; und so erklärt sich, daß das Ansehen Englands in Südafrika durch diesen Krieg nicht gewonnen, sondern verloren hat.

Nimmt man das alles zusammen, so ergibt sich: es ist genug Feuer unter den Resseln um Dampf zu geben. Die Leute wollen ihre Nationalität erhalten, sie sind von der Möglichkeit überzeugt, sie sehen ein politisches Ziel; vielleicht daß sie die Sache in der Sprachen- und Schulfrage etwas zu leicht nehmen, aber die Führer wissen deren Bedeutung im allgemeinen doch richtig einzuschätzen.

Eine Gefahr, daß die Stimmung abflaue, kann die politische Entwicklung allerdings mit sich bringen. Gegenwärtig ist der Bond, der parlamentarisch als „südafrikanische Partei“ auftritt, in der Opposition gegen die herrschende Regierung; das verstärkt natürlich den Geist des Widerstandes gegen die Verengländerung. An sich ist dies für das Afrikandertum nicht ohne erziehlichen Nutzen; die Leute werden jetzt lernen für die Sicherung und Befestigung ihrer Stellung besser zu sorgen, wenn sie wieder an die Macht kommen. Aber an die Macht zu kommen, muß natürlich das nächste politische Ziel sein. Ich habe bereits auf die Verschiebung hingewiesen, die sich in der Zusammensetzung der Bevölkerung der Kapkolonie zu ungunsten der Buren vollzogen hat. Sie bilden nunmehr eine knappe Mehrheit: es ist kaum mehr als eine Frage der Zeit, daß sie in die Minderheit kommen. Sie müssen mit dieser Sachlage rechnen. Sie geben es auf, die Herrschaft allein wieder zu erlangen, aber sie suchen sich eine Majorität zu schaffen im Bunde mit der englischen Bevölkerung des Landes, die mit der gegenwärtigen Herrschaft des Ministeriums Jameson unzufrieden ist. Es war eine der ersten Taten der neuen Regierung, daß sie das Wahlrecht in der Weise erweiterte, daß für das Oberhaus 3, für das Unterhaus 12 neue Parlamentssitze geschaffen wurden. Die neuen Wahlkreise wurden hauptsächlich den größeren Städten zugeteilt, in denen das Kabinett leicht eine Mehrheit für sich zu finden hoffte. Das Ergebnis entsprach indes nicht ganz den gehegten Erwartungen, denn von den 12 neugeschaffenen Sitzen im Unterhause fielen nur 7 der ministeriellen Mehrheit zu. Indes erklärte Jameson bereits, daß, wenn diese Veränderung nicht genügen sollte,

er auch vor einer neuen Erweiterung des Wahlrechts nicht zurückschrecke. Gelingt es nun, auch in den Städten eine Partei zu schaffen, die mit dem Bond gegen das Ministerium Jameson zusammen zu gehen geneigt ist, dann sind alle derartigen Versuche, eine künstliche Mehrheit zu schaffen, für alle Zeiten aussichtslos. Ich werde auf die Art, wie das Ministerium Jameson seine Herrschaft ausübt, im nächsten Kapitel noch näher zu sprechen kommen. Der Hinweis genügt hier, daß es zweifellos Grund genug zur Mißstimmung auch in englischen Kreisen gibt. Diese Unzufriedenen aufzunehmen, ist die „liberale Partei“ berufen, die gleich nach dem Kriege zu diesem Zwecke geschaffen wurde. In den Satzungen des Bonds hätte kein Hindernis dafür gelegen, diesen auch auf die Städte auszudehnen, bezw. englische Bewohner der Städte zum Eintritt in denselben zu veranlassen. Aber der Bond erschien zu sehr mit dem Vorwurf des illoyalen Verhaltens während des Krieges belastet, und seine Traditionen waren doch zu sehr rein burisch. Auch sollte die liberale Partei ihre Kreise etwas weiterziehen, insbesondere die weißen Arbeiter und die Ansätze der Trades Unions, die sich in Südafrika finden, für sich gewinnen, so daß von einer Identität mit der Bondpartei jedenfalls nicht gesprochen werden kann. Ja, in dem Bestreben, insbesondere in der Eingeborenenfrage alle möglichen unreifen Ideen, die die liberale Partei in England vertritt und die für die Praxis in Südafrika so wenig passen, in sich aufzunehmen, liegt zweifellos auch die Gefahr eines künftigen Zwistes mit dem Bond. Vorläufig freilich liegt die nächste Aufgabe beider Parteien darin, das Ministerium Jameson zu stürzen und selbst ans Ruder zu kommen.

Dies Zusammengehen mit der liberalen Partei bedeutet einen neuen Abschnitt in der politischen Tätigkeit des Bonds. Es wurde auch als eine programmatische Erklärung, die diese Wendung besiegeln sollte, empfunden, als im September v. J. der Herausgeber der in Kapstadt erscheinenden holländischen Zeitung „Ons Land“, J. S. Malan, der gleichzeitig Mitglied des Parlaments ist, in dieser liberalen Vereinigung einen Vortrag über das Thema „Afrikaner-Ideale“ hielt. Das Ideal Malans besteht in einem freien, geeinten Südafrika unter dem Union Jack. Er selbst war während des Krieges für ein Jahr wegen Hochverrats eingesperrt worden und hatte den guten Humor gehabt, ein ihm während dieser Zeit geborenes Töchterchen nach dem Namen des Gefängnisses Tokay an der False-Bay, in dem er seine Strafe verbüßte, „Tokaya“ zu nennen. Er ist also einer über großen Liebe zur englischen Flagge gerade nicht verdächtig. Er erklärte, nach dem Frieden von Vereeniging müßte man die Tatsache der englischen Herrschaft als gegeben hinnehmen. Es hätte keinen Sinn Träumereien nachzuhängen, die damals endgültig begraben werden mußten, und einen Rassenhaß zu pflegen, der nur Dritten zum Vorteil gereiche, den vaterlandslosen Abenteurern, die die Reichtümer Südafrikas ausbeuteten und dieses arm zurückließen. Alle Weißen Südafrikas, die in dem Lande dauernd wohnen bleiben und aus demselben ihre Heimat machen wollten, müßten sich zum Wohle und zur Entwicklung desselben zusammenschließen, zusammen auftreten gegen die unheilvollen Einmischungen der englischen Regierung. So gehe man einer glücklichen Zukunft entgegen, geeint nicht nur im Sinne des Zusammenschlusses der südafrikanischen Kolonien, sondern auch geeint in der

gemeinsamen Liebe und Arbeit für die südafrikanische Heimat.

Ich brauche nur auf das eingangs dieses Kapitels wiedergegebene Gedicht von Reitz hinzuweisen, um zu zeigen, daß diese Ideale in ihrem Kern nicht ganz jungen Datums sind. Freilich habe ich dort nur einen Teil dieses Gedichtes wiedergegeben. In einer seiner späteren Strophen heißt es unter anderem auch: „Europas Volk kann zu Hause regieren“ — das spricht wohl auch Malan aus — „wir wollen hier die Republik ehren, wir brauchen keinen König über unser Meer“. Dies in den zwei letzten Versen ausgesprochene Ideal mußte Malan nun freilich berichtigen. Wie die Spalten von „Ons Land“ in den nächsten Wochen nach Malans Rede zeigten, stieß diese Berichtigung doch auch auf recht erheblichen Widerspruch in den Reihen der Buren. Malans Schlußwort aber blieb: Der Union Jack ist da, „der eine mag ihn, der andere mag ihn nicht, aber es kommt doch nichts dabei heraus, wenn wir uns über unsere Geschmacksverschiedenheiten in dieser Beziehung streiten.“ Das ist natürlich ganz verständig, nur pflegt man, wenn man zur Partei derer gehört, die nicht mögen, derartige Dinge nicht Ideale zu nennen, sondern bittere Notwendigkeiten. So richtete sich der Widerspruch im Grunde dagegen, daß Malan den Union Jack gewissermaßen an der falschen Stelle erwähnt hat. Zunächst ist die Frage aber in der Tat nicht brennend, denn die Erreichung des freien, geeinten Südafrika gibt vorläufig ganz genügend zu tun. Ein erster Schritt auf dieser Bahn wird es sein, wenn der Bond im Verein mit der liberalen Partei ans Ruder kommt. Wenn auch der Bond in diesem Fall die größere Zahl der Abgeordneten für die Regierungsmehrheit

stellen wird, so dürfte doch im Ministerium die liberale Partei, wenn nicht das Übergewicht, so doch einen sehr starken Einfluß haben, ja, Merriman, den man wohl als ausgesprochenen Englisch-Afrikander bezeichnen kann, erscheint als der gegebene Präsident eines derartigen Koalitionsministeriums. Daß nun die liberale Partei gerade keine Interesse an der Förderung der holländischen Sprache hat, wenn sie natürlich auch betont, die Rechte der Holländisch-Afrikander zu achten, ist klar; gelegentlich kam das in ihrem Blatt, der „South African News“, mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck. Es wird daher am Bond sein, hier nachdrücklich seinen Anteil an der Regierung geltend zu machen. Daß die Stimmung der Buren unter einer solchen Regierung, insbesondere wenn diese, wie zu erwarten steht, alle agrarischen Wünsche ausreichend berücksichtigt, sehr viel milder wird, steht außer Zweifel: und es würde wohl nicht so ganz außer dem Rahmen des Wahrscheinlichen liegen, daß man des lieben Friedens halber die Sprachenfrage wieder ruhen ließe. Aber ganz so wie einst können die Dinge doch nicht mehr werden und das eigenste Interesse der Partei muß die Bondführer zwingen, für die Erhaltung des holländisch-afrikanischen Volkstums Sorge zu tragen. Denn sonst sägen sie den Ast ab, auf dem sie sitzen und was der Feind bisher nicht zu nehmen vermochte, fällt mühelos den liberalen Freunden in den Schoß.

Die hier gegebene Schilderung der nationalen und politischen Verhältnisse bedarf noch einer notwendigen Ergänzung; die soziale Stellung und vor allem die wirtschaftliche Lage der Buren in der Kapkolonie ist für ihre Zukunft von der größten Wichtigkeit. Hier liegt das Rückgrat jedes politischen und nationalen Kampfes. Die

oben wiedergegebenen statistischen Ziffern haben schon gezeigt, daß die natürliche Vermehrung der Buren sehr stark ist, was einen Rückschluß auf günstige wirtschaftliche Verhältnisse gestattet; und ihre zahlenmäßige Verteilung auf Stadt und Land weist bereits auf ihre soziale Stellung hin. Die Buren sind vor allem Landbewohner, Ackerbauer und Viehzüchter, die Engländer treiben Handel und sitzen in den Städten. Außer der Minenindustrie gibt es in ganz Südafrika keine nennenswerte Industrie; wenn man daher das Verhältnis der Landbevölkerung zur städtischen nach dem Maßstabe unserer industrialisierten europäischen Länder betrachten wollte, so würde man zu durchaus falschen Schlüssen kommen. Auch der bloße Augenschein in Südafrika selbst kann leicht dazu führen. Wenn man aus einem Orte wie Kapstadt mit seinem Kranz von Vororten, in denen sich eine luxuriöse Villa an die andere reiht, hinaus kommt auf das flache Land, etwa nach einem Stammsitze des Burentums wie Paarl, wo einem schon beim Empfange die mindere Zivilisation in einem, selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügenden Hotel, entgegentritt, wenn man dann eine Farm besucht, die in ihrem äußeren Anblick in bezug auf Sauberkeit manches vermiffen läßt, dann könnte man sich vielleicht den Gegensatz zwischen den reichen englischen Städten und den armen Teufeln von Buren nicht grell genug vorstellen. Indes entspricht dies in keiner Weise den Tatsachen. Eine solche Farm, die uns äußerlich einen so bescheidenen Eindruck macht, mag jederzeit für 200 000 Mark verkäuflich sein, und in normalen Jahren eine Rente von 20—30 000 Mark abwerfen. Natürlich will ich eine derartige Erfahrung, wie man sie insbesondere in den reichen Weinbaudistrikten in der Um-

gebung von Kapstadt machen kann, nicht etwa in dem Sinne verallgemeinern, daß ich behaupten wollte, es gäbe keine Buren, die arm wären oder mit ihrer wirtschaftlichen Existenz zu kämpfen hätten. Auch auf die durch den Krieg in manchen Distrikten verursachten Verluste habe ich schon hingewiesen, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß andererseits in anderen Distrikten die Buren auch Anteil an dem wirtschaftlichen Aufschwung gehabt haben, den der Krieg in den Küstenstädten mit sich brachte. Im allgemeinen aber ist das, was den Kontrast zwischen den Engländern der Stadt und den Buren des flachen Landes für den letzteren so unvorteilhaft erscheinen läßt, gerade ein Vorteil für diesen. Die Anspruchslosigkeit des Buren läßt ihn wirtschaftliche Krisen viel leichter überwinden. Er ist nicht entfernt so, wie der englische Kaufmann in der Stadt, von dem Wechsel der Konjunkturen abhängig, wo eine Periode geschäftlichen Niedergangs, wie sie beispielsweise gegenwärtig in der Kapkolonie herrscht, oft Hunderte von Existenzen hinwegfegt. Unter diesen Engländern sind viele, die nur in das Land kommen, um dort möglichst rasch Reichtümer zu erwerben und dann nach England zurückzukehren; sie haben eine Menge von Bedürfnissen, die sie aus England decken müssen und sie verbrauchen durch Reisen nach Hause viel Geld außerhalb der Kolonie; in schlechten Zeiten schränkt der Bur seine Bedürfnisse ein, in guten hat er nicht nur die Möglichkeit, seine wirtschaftliche Existenz auf immer solidere Grundlage zu stellen, er kann auch zur Ansammlung von Kapital schreiten; und diese Kapitalien bleiben im Lande, während die auf englischer Seite erworbenen vielfach aus dem Lande fließen. Diese Kapitalbildung tritt bis jetzt nach außen wenig.

hervor, da das Leben selbst sehr reicher Buren sich kaum von dem Durchschnitt abhebt, andererseits ist sie auch zweifellos nicht sehr weit vorgeschritten, weil der Bur bisher seine Ersparnisse immer wieder in Landbesitz gesteckt hat; dazu kommt der Kinderreichtum und das herrschende römische Recht, das im Erbganze alle Kinder gleich berücksichtigt. Das alles stand bisher der Bildung beweglichen Vermögens entgegen, was davon indes vorhanden war, ist nach dem Kriege dem gesamten Burentum Südafrikas sehr zu statten gekommen, indem vielfach Kapburen Farmen in den früheren Republiken aufgekauft haben. Schließlich wird aber die Möglichkeit neuer Landerwerbungen, bezw. die Möglichkeit, Geld zur Verbesserung des vorhandenen Grundbesitzes aufzuwenden, ihre Grenze finden, und dann wird das sich ansammelnde Kapital sich auch im Handel, Minenunternehmungen usw. betätigen. Mag dieser Zeitpunkt vielleicht auch etwas ferner liegen, so genügt für die wirtschaftliche Sicherstellung des Afrikandertums allein schon der Umstand, daß es genügend kapitalkräftig ist, um sich im Besitz des flachen Landes zu erhalten, diesen Besitz möglicherweise noch zu vergrößern und auch die Aufwendungen für seine stärkere Ausnutzung aus eigenen Kräften aufzubringen. Von einer zunehmenden Verschuldung des ländlichen Besitzes in der Kapkolonie, einer damit verbundenen Abhängigkeit von den größeren Städten und der notwendig daraus folgenden Minderung des politischen Einflusses kann jedenfalls unter den gegenwärtigen Verhältnissen für lange Zeit nicht die Rede sein.

Ja, man kann sogar geradezu das Gegenteil behaupten, daß nämlich das Burentum von der wirtschaftlichen Macht, die es in Händen hat, nicht entfernt den

Gebrauch macht, der ihm möglich wäre. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß Südafrika außer den Minen und was unmittelbar damit zusammenhängt, wie Dynamiterzeugung an Industrie nichts besitzt. Die städtische Bevölkerung der Kapkolonie ist in ihrem Verdienst daher vollkommen auf den Handel angewiesen, der zu einem Teile aus dem Durchfuhrhandel nach Kimberley und Johannesburg, zum anderen Teile aber natürlich aus dem Handel mit den Landesprodukten besteht. Der Durchfuhrhandel nach Johannesburg ist in beständiger Abnahme begriffen wegen des Wettbewerbes, den die Eisenbahnen von Durban und Lorenzo Marques aus, die ja die natürlicheren, kürzeren Wege bilden, der Kapkolonie machen. Immer mehr wird sich der Handel auf den Verkehr mit den Farmern beschränkt sehen, die eben zum überwiegenden Teile Buren sind. Von dem Gedeihen der Landwirtschaft wird auch das des Handels abhängen, und dies ist der Grund, warum keine Regierung auf die Dauer eine agrarfeindliche Zoll- und Eisenbahnpolitik, wie sie jetzt vom Ministerium Jameson getrieben wird, durchführen kann. Bei einem genügenden Schutz der einheimischen Produktion kann diese aber noch sehr erheblich gesteigert werden. Es werden gegenwärtig nach Südafrika für etwa 100 Millionen Agrarprodukte eingeführt, die ganz gut auch im Lande selber erzeugt werden könnten. Bis jetzt hat nun der Bur in der Kapkolonie, da die wirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen günstig waren, dem Handel einen ganz unverhältnismäßigen Gewinn gegönnt. Der Mangel an kaufmännischen Kenntnissen, der ausgeprägte Individualismus der Buren und das Mißtrauen gegen den Nachbar standen Versuchen, auf genossenschaftlichem Wege den

Verkauf der Erzeugnisse selbst in die Hand zu nehmen, entgegen. Die zunehmende Ausbeutung durch die Zwischenhändler und der Niedergang der wirtschaftlichen Konjunktur überwinden aber doch auch schließlich diese Hemmnisse. Wie die Farmer insbesondere durch die malaiischen Händler in Kapstadt ausgenutzt wurden, mögen zwei Beispiele zeigen, die ein Farmer mir selbst mitgeteilt hat. Bei einer Entfernung von kaum einer halben Fahrstunde von der Bahn konnte er überhaupt keinen Preis für seine Orangen erzielen und verwandte sie als Schweinefutter, während man in Kapstadt für 8 Orangen 1 Mark bezahlt; und während er bei der Versteigerung in der Markthalle für das Hundert Birnen 2 Mark erlöste, wurden diese gleichen Birnen von den indischen Obsthändlern zu 50 Pfg. für das Stück verkauft. So kommt es, daß trotz einiger Mißerfolge die Bewegung für landwirtschaftliche Genossenschaften immer mehr an Kraft zunimmt. Sind diese einmal ausgebaut, wozu natürlich noch Jahre erforderlich sein werden, so bedeutet das, daß Millionen, die gegenwärtig in die Taschen englischer Händler in den Städten fließen, dem Farmer selbst verbleiben, und daß ferner in dem Maße, als eine junge Generation heranwächst, die sich kaufmännisch gut ausgebildet hat, diese hierbei ihr Brot finden kann, ohne von einem englischen Herrn abhängig und in ihrer politischen Meinungsäußerung gehemmt zu sein. Auch die starke natürliche Vermehrung der Buren wird einen Druck in dieser Richtung ausüben, denn wenn sie auch nur annähernd in der bisherigen Weise fortschreitet, dann ist es völlig ausgeschlossen, daß dieser Bevölkerungszuwachs auch nur zum größten Teile in der Landwirtschaft sein Unterkommen finde; er wird in alle Berufe drängen. Der Kaufmann,

der Arzt, der Handwerker wird an seine Volksgenossen mit Recht das Unfinnen stellen, doch lieber ihn zu unterstützen als irgend einen aus England, Rußland oder sonst woher zugereisten Fremdling. Schon während des Krieges begannen die Buren englische Kaufleute zu boykottieren. Die Bewegung hat keinen erheblichen Umfang gewonnen, ist übrigens hauptsächlich deutschen Firmen zugute gekommen. Sie wird eine ganz andere Kraft gewinnen, wenn sie nicht nur den Zweck hat, Engländer zu schädigen, sondern auch den eigenen Leuten zu nützen; die nationale Frage wird zur Magenfrage und welche Kraft sie dann entfalten kann, darüber kann sich niemand täuschen, der in den Nationalitätenkämpfen auf unserem Kontinent einigermaßen Bescheid weiß. Hier besitzt das Burentum der Kapkolonie eine Reserve im nationalen Kampfe, die bisher noch kaum angetastet worden ist.

Politisch finden die geschilderten wirtschaftlichen Verhältnisse des Burentums der Kapkolonie nach zwei Richtungen hin ihren Ausdruck. Erstens hat es auch heute noch überwiegend rein agrarische Interessen. Während sonst der Zwiespalt wirtschaftlicher Belangen so leicht einen Keil in das Gefüge einer nationalen Organisation treiben und diese hemmen oder lahmlegen kann, zwingt hier auch die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen die Buren zum Zusammenschluß. Zweitens wirkt die soziale Stellung der Buren auf die Auswahl der Kräfte zurück, die dem Lande für sein politisches Leben zur Verfügung stehen. In England legt man mit Recht großen Wert auf das Vorhandensein einer Oberschicht materiell unabhängiger Menschen, die die Politik in uneigennütziger Weise, gewissermaßen

als den vornehmsten Sport betreiben. Zweifellos steht und fällt der englische Parlamentarismus mit dem Vorhandensein dieser Gesellschaftsklasse, der „Gentry“. Sie besteht auch in der Kapkolonie, wenn auch natürlich in einem, mit England verglichen, sehr bescheidenen Maßstabe. Wie in England hat sie auch hier ihren Ursprung im Grundbesitz und geht deshalb fast ganz aus dem Burentume hervor. Auch der gewöhnliche Bur steht in seiner Lebenshaltung nie auf der Stufe des Bauern wie bei uns; er läßt sich nur mit dem Gutsbesitzer bei uns, höchstens noch mit Großbauern wie in Westfalen oder Oldenburg vergleichen. Die ganze Art der südafrikanischen Wirtschaftsführung gibt ihm Muße, sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen und sich in der Selbstverwaltung zu betätigen. Er bildet das konservative Element im Lande; was einigermaßen nach Geschichte und Überlieferung aussieht, führt in die holländische Zeit zurück und findet sich in den alten Farmen um Kapstadt. Rhodes leitete ein sicherer Instinkt, wenn er diese Überlieferungen pflegte; nun machen es alle die kleinen Napoleons am Rand dem großen Imperator nach und bauen im Stile der „Groote Schur;“ aber der Besitz eines holländischen Spitzgiebels macht noch keinen Patrizier. Die englische Stadtbevölkerung bleibt ein unruhiges Nomadenelement; der Emporkömmling ist freilich in einer jungen Kolonie, wo der Wechsel in den Besitzverhältnissen so rasch vor sich geht, eine anerkanntere Erscheinung als bei uns; aber wie sich in den Vereinigten Staaten trotz aller demokratischen Lebensformen, doch eine republikanische Aristokratie der alteingesessenen Familien gebildet hat und gesellschaftlich geachtet wird, so ist es auch hier der natürliche Gang der Dinge, daß ein Mitglied einer der

alten Burenfamilien seinen ererbten Besitz anders wertet als den irgend eines Händlers in der Stadt, von dem er vielleicht weiß, daß er vor ein paar Jahrzehnten als schiffbrüchige Existenz am Kap gestrandet ist. Dies ist insofern wertvoll, als diese Empfindungen auch die sehr reich gewordenen Burenfamilien in Kapstadt bis zu einem gewissen Grade vor der Verengländerung schützen; denn wenn man von dem kleinen Kreise des Gouverneurs und einiger höherer Beamten absieht, so ist eine englische Gesellschaft, in der aufzugehen solch ein reicher Bur schmeichelhaft finden könnte, gar nicht vorhanden. Wohl aber zieht das Afrikandertum gerade wegen seines konservativen Charakters Engländer, die nicht gerade mitten in der Hast des Erwerbslebens stehen und mit dem Lande einigermaßen verwachsen sind, leicht zu sich herüber. Zwei der schneidigsten Vorkämpfer der südafrikanischen Partei im Parlament sind Merriman und Burton, von denen ersterer in England, letzterer von englischen Eltern am Kap geboren ist; aber auch sonst zählt die südafrikanische Partei viel mehr Talente als die progressive, wo solche auch gar nicht zur Geltung kommen könnten, weil jeder Abgeordnete sich vor der Wahl auf ein bestimmtes Programm fest verpflichten mußte. Daran wird sich auch in Zukunft wenig ändern. Eine englische konservative Partei könnte sich nur auf die englischen Farmer der Ostprovinz stützen; aber wenn sie diese sich wirtschaftlich auch recht gut halten, so haben sie doch keine Aussicht, sich auf Kosten der Buren auszubreiten. Bei ihrem jetzigen Anteil an der Gesamtbevölkerung sind sie aber auch zu schwach, als daß sich die Regierung ausschließlich auf sie stützen könnte; die Vertretung ihrer wirtschaftlichen Belange treibt diese eng-

64 Das Afrikandertum der Kapkolonie.

lischen Farmer viel eher in das Lager des Afrikandertums.

Aus all dem geht wohl zur Genüge hervor, daß das holländische Afrikandertum der Kapkolonie in sich stark genug ist, um sich zu behaupten und auch wieder zur Macht zu gelangen. Es braucht nur zu wollen. Das war bisher seine schwächste Seite. Aber der Burenkrieg hat sein Rückgrat neu gestärkt und seiner Energie einen frischen Anstoß gegeben. Augenblicklich steht er unter einem Druck, der notwendig Gegendruck erzeugt. Seine Zukunftsaussichten lassen sich indes nur im Rahmen einer Betrachtung beurteilen, die ganz Südafrika umfaßt und die einem späteren Abschnitt vorbehalten sei.

3. Kapitel.

Englands Herrschaft.

Eine abfällige Kritik der Verwaltung in Englands Kolonialreich scheint offenkundige Tatsachen gegen sich zu haben. Hat doch England das größte Weltreich geschaffen, das je bestand, waren doch seine Erfolge unermesslich, und zeigen sich doch auch heute noch keinerlei Anzeichen, als ob dieser stolze Bau von Rissen und Sprüngen bedroht sei; im Gegenteil, gerade jetzt schickt das Volk der britischen Inseln sich an, die größte und schwierigste Organisationsarbeit durchzuführen, die je einem Staate gestellt war: dieses Riesenreich eng aneinander zu knüpfen und ihm eine föderative Verfassung zu geben. Trotz der Wucht dieser Tatsachen glaube ich doch, daß eine Unterscheidung am Platze ist. Die politischen Fähigkeiten des englischen Volkes zu leugnen, wäre Torheit; aber wie es Seiten des englischen Volkscharakters gibt, die es für gewisse Aufgaben besonders geeignet machen, so besitzt er auch Fehler, die ihm manche Arbeit erschweren. Auf der einen Seite steht die Energie und Fähigkeit, mit der der Engländer das Begonnene trotz aller Schwierigkeiten durchführt, und davon gab ja auch der Burenkrieg Zeugnis. Auf der andern Seite aber hindert den Engländer die nationale Beschränktheit seines Blickes, die ihm

bis zu einem gewissen Grade allerdings die stolze Sicherheit seines Nationalgefühls gibt, daran andere Völker zu verstehen und sie ihrer Eigenart angemessen zu behandeln. Oft läßt sich diese Schwäche durch den oben angeführten Vorzug wieder gutmachen. Vielleicht wäre der Sepoy-aufstand nicht nötig gewesen, wenn England mehr von letzterer Tugend besessen hätte, aber die energische Unterdrückung hat schließlich, wenn auch unter großen Opfern an Blut und Geld, zum Ziele geführt. Aber es fragt sich, ob dies Mittel sich überall bewähren kann. Das englische Kolonialreich ist sehr vielgestaltig. Millionen seiner Untertanen haben kaum die Möglichkeit, mit ihren Klagen an die Öffentlichkeit zu kommen; wenn auch nur die Hälfte dessen wahr ist, was Digby in seinem Buche: 'Prosperous British India' schreibt, dann ist die englische Verwaltung in Indien schlechter, als den britischen Interessen zuträglich ist. Vielleicht liegt es in manchen englischen Tropenkolonien nicht viel anders, und ich habe Leute, die dort einigen Einblick haben, Dinge erzählen hören, die mich sehr bezweifeln lassen, daß bloß deutsche Kolonien das gesegnete Land bürokratischen Zopfes sind; auch der Engländer hat für diese Sache einen Namen: red tape.

In dem Abfall der Vereinigten Staaten hat England schon einmal die Lehre erhalten, daß es nicht möglich ist, alle Kolonien nach dem gleichen Muster zu behandeln und daß das, was der indische Kuli über sich ergehen lassen muß, der weiße Siedler sich nicht gefallen läßt. Bis zu einem gewissen Grade scheint England aus diesen Ereignissen gelernt zu haben, und dort, wo es seinen Siedlungskolonien das nötige Maß von Bewegungsfreiheit ließ, feiert seine kolonisatorische Fähigkeit Triumphe. Es ist der Grundsatz der Selbstverwaltung, den der

Engländer aus dem eigenen Lande in die Tochterländer überträgt und der sich dort durchaus bewährt. Auch in Südafrika ist dieser Versuch gemacht worden; wenn er hier nicht ausreifen konnte, so lag die Schuld vor allem daran, daß der Engländer den Charakter des Buren nie verstanden und es zu tun nie versucht hat, und daß daraus jenes Mißtrauen erwuchs, durch das die besten vorhandenen Ansätze stets zerstört wurden. Man kann die Behauptung wohl wagen, daß es England in seiner Hand gehabt hat, Südafrika friedlich, ohne einen Blutstropfen zu vergießen und einen Heller dafür auszugeben, zu erobern und zwar so dauernd, daß es in seinem Besitze für alle Zeiten gesichert gewesen wäre. Vielleicht hätte dann heute die englische Sprache die holländische noch nicht ganz verdrängt, aber dies Ereignis wäre nur mehr eine Frage der Zeit. Mehr als einmal war es trotz früher begangener Fehler wieder auf dem Wege dieser friedlichen Eroberung dank der Tätigkeit besonders einsichtiger und verständiger Gouverneure. Aber auf einen Grey folgte Bodehouse, nach einem Barkly kam Frere, Sir Herkules Robinson mußte von dem Platze scheiden, den später Milner einnahm. In den 60er Jahren war es soweit, daß die alten Beschwerden, die die Freistaatburen zum Treß veranlaßt hatten, verschmerzt schienen, und der Freistaat bereit war, sich wieder unter den Schutz der englischen Krone zu begeben, sobald die Kapkolonie Selbstverwaltung erhalten hätte. Da kam die widerrechtliche Aneignung der Diamantfelder von Kimberley durch England. In den 70er Jahren, als der Kapkolonie endlich die Selbstverwaltung gewährt war und einsichtige Männer englischer Abkunft, die im Lande aufgewachsen waren und es von Grund aus kannten,

dessen Geschicke leiteten, war das Nationalgefühl der Buren bereits so eingeschläfert, daß ihre völlige Verengländerung in sicherer Aussicht schien. Da kam die erste Besetzung Transvaals durch England, deren Früchte Majuba und die Schaffung des Afrikabunds waren. Das Ministerium Gladstone konnte das äußere Ergebnis der damaligen Besetzung rückgängig machen, die Gefühle der Bevölkerung aber konnte es nicht auf den Stand vor dieser widerrechtlichen Annexion zurückversetzen. Die ganze Politik, die zu diesen Ereignissen führte, hatte ihren Ursprung in den mit keiner Sachkenntnis belasteten Phantasien des Kolonialsekretärs im Ministerium Disraeli, Lord Carnarvon, der um jeden Preis in Südafrika eine Föderation in der Art der kanadischen zustande bringen, eine Frucht pflücken wollte, die noch nicht im entferntesten reif war. Und dieselbe Ungeduld führte schließlich zum Burenkriege, der England 5 Milliarden Mark allein an direkten Kosten und viele Tausende von Menschenleben gekostet hat, ein Unternehmen, in das England nie eingetreten wäre, hätten seine Staatsmänner den Umfang desselben auch nur einigermaßen geahnt. Man kann sagen, daß England alles getan hat, um sich das Regieren in Südafrika nach Möglichkeit zu erschweren. Es hat die Worte nie beherzigt, die Shakespeare Heinrich V. in den Mund legt: „Wenn Milde und Grausamkeit um ein Königreich spielen, so wird der gelindeste Spieler am ersten gewinnen.“ Was läge da näher als die Frage: Als die Dinge verhältnismäßig so einfach lagen, wurde England mit ihnen nicht fertig und beging Fehler auf Fehler, welche Aussicht hat es jetzt, der Lage Herr zu werden, wo es sich selbst Verwickelungen und Schwierigkeiten ohne Zahl geschaffen hat?

Außerlich ist natürlich das politische Leben der Kapkolonie, die ihre eigene Verfassung und Selbstverwaltung hat, von dem in den ehemaligen Burenrepubliken, die nun Kronkolonien geworden sind, streng geschieden. Aber der Ausgang des Krieges brachte es von selbst mit sich, daß der Geist des siegreichen englischen Eroberers nun in allen Kolonien Südafrikas ans Ruder kommen mußte, ebenso, wie sicherlich ein Sieg der Buren die Herrschaft des Afrikanerbonds in der Kapkolonie dauernd befestigt hätte. Während des Krieges mußte das vom Bond gestützte Ministerium Schreiner abtreten, nachdem es durch seine schwächliche Haltung viel gesündigt hatte. Eine rechtzeitig, etwa im Frühjahr 1899 abgegebene Erklärung des Ministeriums und des Parlaments gegen den Krieg und das herausfordernde Auftreten Milners hätte die öffentliche Meinung Englands vielleicht doch noch zur Besinnung gebracht. Auf Schreiner folgte in der Zeit, wo unter Kriegsrecht das Parlament nicht mehr zu Tagungen zusammenberufen wurde, Sprigg, ein alter südafrikanischer Politiker mit etwas zweifelhaften Verdiensten, der aber doch nach Beendigung des Krieges, als die Zingos nach Aufhebung der Verfassung schrien, diese mannhaft verteidigt und vor diesen Anschlägen gerettet hat. Die Neuwahlen ergaben für die englischen Imperialisten: die progressive Partei, eine bescheidene Mehrheit, dank dem Umstande, daß der Bond durch die Ausschließung der Rebellen vom Wahlrecht hunderte von Stimmen verloren hatte. Aber wäre es anders gekommen, hätte der Bond gesiegt, so wäre die englische Regierung vor einem Verfassungsbruch sicherlich nicht zurückgeschreckt; ein Bondministerium in Kapstadt und Lord Milner als Statthalter (high commissioner) von Südafrika konnten

nicht miteinander arbeiten. Diese Ereignisse hatten schon ihre Schatten vorausgeworfen. „Ich war überzeugt“ sagte mir einer der hervorragendsten Bondführer, „daß die Buren schließlich unterliegen würden und ich wußte auch, daß an eine allgemeine Erhebung der Kapburen, die vielleicht den Krieg zu ungunsten Englands hätte wenden können, nicht zu denken war. Aber ich sah voraus, daß es nach dem Kriege uns in der Kapkolonie an den Kragen gehen und wir für unsere Verfassung zu kämpfen haben würden. Dafür mußten wir unsere Kräfte zusammenhalten und deshalb war ich der Ansicht, daß sich unsere Leute unbedingt neutral verhalten sollten. Aber was ich fürchtete, kam; die paar tausend Kapburen, die am Kriege teilnahmen, konnten das Schicksal nicht wenden, unsere politische Stellung in der Kapkolonie wurde aber dadurch auf Jahre hinaus geschwächt.“

In der englischen Presse Südafrikas bildet die „Ausföhnung der Rassen“ eine ständige Redensart; tritt ein Bur für die Erhaltung seiner Nationalität ein, so ist das schon eine Aufreizung zum Rassenhaß. Als der frühere Minister Sauer in Erwiderung auf eine von Dr. Jameson in England gemachte Bemerkung: 'I know the Dutch' in einer Rede ironisch fragte, ob er die paar Renegaten meinte, die zu seiner Partei gehörten, oder den 'Dutch', den er seinerzeit bei Doornkop (wo er beim Raid gefangen wurde) getroffen hätte, da brachten englische Blätter diese Rede unter der Überschrift 'A vitriolic speech' und konnten sich gar nicht genug darüber entrüsten, daß Sauer es gewagt habe, an diesen unrühmlichen Punkt in Jamesons Vergangenheit zu rühren. Aber wenn die englische Partei wirklich auf eine Versöhnung der durch den Krieg aufgeregten Geister

ausging, dann durfte sie ihrerseits nicht einen Mann als Premierminister auf den Schild erheben, der ein 'Vae victis!' ja mehr als das, einen Schimpf für die Gegenpartei bedeutete. Nahm man Dr. Jameson wegen seiner staatsmännischen Fähigkeiten, so war dies für die progressive Partei ein betrübendes Armutszeugnis. Ich frug einen gebildeten Engländer, der ihn von seiner Tätigkeit in Rhodesia her kannte, nach seinem Urteil, und dieser fing seine Fähigkeiten als Chirurg zu preisen an. Wie die Ärzte über ihn denken, weiß ich nicht, als Politiker hatte er jedenfalls nur das eine Verdienst, der Sancho Pansa von Rhodes gewesen zu sein, der das einzige Mal, wo er selbständig zu handeln versuchte, beim Jameson-Raid, eine große Dummheit machte. Rhodes wollte ihn damals über Bord werfen, nahm ihn aber schließlich wieder in Gnaden auf, da er sah, daß er einen so treuergebenen Handlanger nicht so leicht würde finden können. Die Ernennung Jamesons zum Premierminister konnte nur die Festlegung der Politik auf das Rhodessche Programm bedeuten: die rücksichtslose Ausübung der Herrschaft, ohne Skrupel in der Wahl der Mittel. Manche Leute, die den Progressiven in den Sattel geholfen hatten, sahen das freilich damals etwas nüchterner, praktisch an. Schon Rhodes hatte erklärt, die englische Flagge sei die beste Handelsmarke der Welt, und hatte damals die Kapitalisten am Rand für seine Politik durch die Vorspiegelung gewonnen, daß die Erwerbung Transvaals durch England an sich schon eine Steigerung des Werts der Minenaktien und den Zustrom ungemessener Geldmengen bedeute. Auch Jameson hatte bei den Wahlen diese Melodie in allen Tonarten pfeifen und den Leuten erzählen lassen, welche Verlockung für das eng-

lische Kapital es sein würde, nach der Kapkolonie zu kommen, wenn es diese erst in seinen sicheren Händen wüßte.

Um diese Stimmung ganz verständlich zu machen, muß ich der Beeinflussung der wirtschaftlichen Zustände der Kapkolonie durch den Krieg einige Zeilen widmen. Es wäre ganz falsch, zu glauben, daß dieser für sie nur materiellen Schaden gebracht habe; das war wohl in den Distrikten der Fall, in denen gekämpft wurde, nicht aber in den Hafenstädten und deren nächster Umgebung. Es hätte ja auch sonderbar zugehen müssen, wenn von den fünf Milliarden Mark, die der Burenkrieg England gekostet hat, nichts in Südafrika hängen geblieben wäre. Auf der Reede von Kapstadt lagen damals Reihen von Schiffen, die in den Docks nicht löschen konnten. Die wohlhabenden und reichen Leute aus Johannesburg, die dort während der guten Zeiten Krügerscher „Unterdrückung“ reichlich Geld in ihren Beutel zu tun Gelegenheit hatten, warteten in Kapstadt auf das Ende des Krieges, den sie anfangs auf eine Dauer von drei Monaten veranschlagt hatten. Erholungs- und unterhaltungsbedürftige Offiziere füllten mit Damen, zu denen sie in legitimen oder illegitimen Beziehungen standen, die behaglichen Räume des Mount Nelson Hotels, und die englischen Banken waren täglich genötigt, den Geldinstituten der Kapstadt die Namen von Offizieren zu klabeln, die sich über den Besitz größerer oder geringerer Guthaben in England den merkwürdigsten Erinnerungstauschungen hingaben, was sich in der Ausstellung höflichst zurückgewiesener Schecks kundtat. Endlich kam auch „Tommy“ gelegentlich mit wohlgefülltem Beutel von der Front oder eine Abteilung englischer Volunteers hatte

in Kapstadt die erste Gelegenheit zu kriegerischen Taten. Das Geschäft der Kneipwirte blühte und als nach Beendigung des Krieges die an Zerstörung gewöhnte Soldateska die ganze Einrichtung einer großen Hotelbar im Werte von etwa 40 000 Mark zertrümmerte, konnte der Wirt dies ziemlich gleichmütig auf der Ausgabenseite buchen, er hatte seine Rache schon vorher genommen. Der Nachfrage nach Wohnungen konnte gar nicht genügt werden, die Wohnungspreise stiegen, was der Bautätigkeit und der Bodenspekulation starken Anreiz gab. Mit letzterer beschäftigten sich insbesondere die Johannesburger Gäste, denen zu dieser Zeit der Kurszettel die gewohnte Anregung der Nerven nicht geben konnte. Diese Spekulation überschritt jedes Maß; es ist sicherlich keine Übertreibung, wenn ich sage, daß auf dem in Einzelbaupläzen verkauften Boden um Kapstadt herum eine halbe Million Weißer wohnen könnte. Man erzählte mir die Geschichte von einem jungen Ehepaar, das sich unbesehen — um das Glück gerade noch am Zipfel des Gewandes zu erhaschen — etwa eine Stunde von Kapstadt ein „Billengrundstück“ erstanden hatte; als es sich am nächsten freien Nachmittag die Herrlichkeit besehen wollte, fand es nach langem Umherirren, daß es ein Stück eines Sumpfes erworben hatte, das die Hälfte des Jahres völlig unter Wasser steht. Ganz in amerikanischem Stil wurden auf schönen Plänen Städte und Vororte hervorgezaubert; die Grundstückspreise stiegen um ein vielfaches. Farmer, die noch recht weit von der Stadt weg wohnten, konnten von der Preissteigerung des Bodens Nutzen ziehen; aber auch die Landesprodukte fanden infolge der Vermehrung der Bevölkerung und der Bedürfnisse der Militärverwaltung leichteren Absatz zu erhöhten Preisen, obwohl für das

Heer auch viel eingeführt wurde, was im Lande zu beschaffen gewesen wäre. Der Spekulationstaumel fand in Kapstadt seinen Höhepunkt; kein Mensch fragte, woher denn die Menschen kommen und wovon sie leben sollten, auf deren Erscheinen man rechnete. Ein sonst ganz verständig aussehender Mann setzte mir auseinander, bei den großen landschaftlichen Reizen Kapstadts würde es doch dazu kommen, daß manche Leute, die in Johannesburg ihr Geschäft hätten, in Kapstadt wohnen würden, um von da wöchentlich einmal nach der Goldstadt zu fahren und nach dem Rechten zu sehen. Die Fahrt dahin beträgt ja nur 50 Stunden! Aber auch Port Elizabeth und East London erfreuten sich eines guten Geschäftsganges; in den deutschen Dörfern zwischen East London und King Williamstown sieht man jetzt überall neue Farmhäuser, die die Bauern sich nach dem Kriege gebaut hatten. Und gar in der Nachbarkolonie Natal gingen die Wogen der Begeisterung hoch; man weiß dort recht gut, warum man so patriotisch ist. Ein Krieg bedeutet da immer ein gutes Geschäft. Während des Zulukrieges verdienten die englischen Händler erst dadurch, daß sie an die Zulus Gewehre verkauften, dann an den Lieferungen für die englischen Truppen; das war jedoch nur ein bescheidenes Geschäft im Vergleich zum Burenkrieg! Aber schließlich ist der Krieg doch eine böse Sache und gute Christenmenschen müssen von den Segnungen des Friedens überzeugt sein; war der Krieg schon ein glänzendes Geschäft gewesen, welches ein Füllhorn guter Gaben mußte erst der Frieden über das Land ergießen. Alle diese Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. In der Voraussetzung eines Zusammenhanges zwischen Dr. Jameson und dem europäischen Großkapital hatte man aller-

dings recht; aber er war ganz anderer Art, als man geträumt hatte.

Jameson war nur ein Werkzeug von Rhodes gewesen, ein anderes seiner Werkzeuge war die Debeerskompagnie. Rhodes war nicht geldgierig im gewöhnlichen Sinne; für ihn war das Geld nur ein Mittel zum Zweck, freilich das wichtigste; denn nach seiner Meinung, die vielleicht in einer reichen südafrikanischen Erfahrung ihre Stütze fand, war jeder Mensch zu kaufen, es kam bloß auf die Höhe der Summe an. So war ihm die Debeerskompagnie nicht nur eine reiche Einkommenquelle, sondern auch vor allem ein Mittel zur Ausübung der politischen Herrschaft. Daraus erklärt sich auch die von den anderen Minengesellschaften Südafrikas in vielen Punkten wesentlich abweichende Organisation dieser Gesellschaft. Sie entstand durch die Vereinigung einer Anzahl Gesellschaften, die in Kimberley den Abbau von Diamanten betrieben; diese Vereinigung war 1888 vollendet und das Werk von Cecil Rhodes. Er hatte es schon damals sehr geschickt verstanden, die Gesetzgebung der Kapkolonie zu beeinflussen; denn ein Gesetz über den Betrieb von Diamantminen, das den kleinen Minengesellschaften sehr schwere Lasten auferlegte, kam seinen Bestrebungen sehr zustatten. Rhodes erweiterte den Geschäftsbetrieb der Debeersgesellschaft, wobei nicht alles, was sie in die Hand nahm, wirklich auch ein gutes Geschäft war. Aber dies sollte schließlich dadurch wett gemacht werden, daß die Gesellschaft das ganze wirtschaftliche Leben der Kolonie beherrschen und dadurch mittelbar die politische Leitung in die Hand bekommen sollte. Das konnte sie durch den Betrieb der Diamantminen allein nicht; an sich sind diese natürlich die größte Industrie des Landes und ein her-

vorragender Faktor in seinem Wirtschaftsleben; ihre Entdeckung bedeutete seinerzeit die Errettung der Kapkolonie aus einer schweren wirtschaftlichen Krise. Heute bildet der Wert der von ihr geförderten Diamanten im Betrage von etwa 100 Millionen Mark mehr als die Hälfte der eigenen Ausfuhr der Kolonie. Aber mannigfaltige Umstände drücken die Bedeutung dieser Ziffer doch herab. Im Gegensatz zu den Goldminen am Rand sind die Bearbeitungskosten einer Diamantmine sehr gering. Während sie bei ersteren durchschnittlich etwa 70 % betragen, kommen sie bei letzteren kaum auf 30 %. Die gesamten Ausgaben der Debeersgesellschaft betragen 1902 53 %, 1903 56 % des durch den Verkauf der Diamanten erzielten Erlöses. In diesen Ausgaben sind aber Amortisation und Verzinsung von Hypotheken, Abschreibungen usw. inbegriffen, womit schon gesagt ist, daß auch von diesem Gelde nicht alles an Ort und Stelle verbraucht wird, sondern ein Teil außer Landes geht. Das gleiche ist natürlich zum größten Teil mit dem Gewinn der Fall, der als Dividende ausgeschüttet wird. Zwar ist von den Shares der Debeersgesellschaft wohl mehr in Südafrika geblieben, als von denen der Goldminen, die bereits Dividende bezahlen; die überwiegende Mehrzahl dürfte sich aber doch in Europa befinden. Außerdem verzeichnet die Förderung der Kimberleyer Minen in den letzten zwei Jahrzehnten keinen wesentlichen Aufschwung; sie stellte schon im Jahre 1887 einen Wert von 80 Mill. Mark dar, ging nachher in manchen Jahren unter diese Summe wieder herunter, steigerte sich erst nach dem Kriege; die Haupt Sorge der Gesellschaft ist eben, eine Überproduktion zu vermeiden und dadurch die guten Preise zu halten. Aber die natürliche Folge davon ist, daß nur

eine verhältnismäßig bescheidene Zahl von Menschen bei den Minen Beschäftigung findet; im Jahre 1903 waren es 1800 Weiße und 7000 Raffern. In der Zeit von 1891 bis 1904 hat sich denn auch die weiße Bevölkerung der Kimberleydistrikte nur von 20 187 auf 20 478, also um 291 Seelen vermehrt, während in demselben Zeitraum die gesamte weiße Bevölkerung der Kolonie eine Zunahme von 51 % aufwies. Aus diesem Grunde ließ Rhodes die Debeersgesellschaft alle möglichen Dinge unternehmen, die mit dem Diamantminenbetrieb nichts oder wenig zu tun haben. Am meisten ist dies noch bei der Dynamitfabrik der Fall, die während des Krieges zwischen Somerset West und Symonstown errichtet wurde und in der die Gesellschaft 19 Millionen Mark stecken hat. Die Wahl des Ortes war vor allem durch politische Rücksichten bestimmt, um durch die englischen Beamten der Fabrik den Wahlkreis Stellenbosch, bisher eine Hochburg des Bonds, für die progressive Partei zu erobern; in der Tat siegte dieser bei den letzten Wahlen nur mehr mit knapper Mehrheit, obwohl noch nicht alle Beamten und Arbeiter der Dynamitfabrik das Wahlrecht erworben hatten. Ein anderes Unternehmen der Debeersgesellschaft ist die 'Cold Storage-Compagnie', die sich mit der Einfuhr von gefrorenem Fleisch befaßt. Sie sollte einem gleichartigen, von Afrikandern mit viel Erfolg betriebenen Geschäfte Konkurrenz bieten, arbeitete aber mit schwerem Verluste, bis sie sich schließlich nach Rhodes Tod mit letzterem vereinigte. Zum Zwecke politischer Beeinflussung kauften Debeers ebenso wie Rhodes selbst Farmen, die nun in der 'Rhodes Estates-Compagnie' vereinigt sind; auch diese liegen vorwiegend im Bezirk Stellenbosch. Sicherlich steht mit diesem umfassenden

Geschäftsbetrieb auch die Finanzpolitik der Debeersgesellschaft zusammen, die im Gegensatz zu den Goldminengesellschaften große Reserven anhäuft, die 1903 mit etwa 38 Millionen Mark in der Bilanz ausgewiesen werden. Diese Reserven ermöglichen der Gesellschaft einerseits die Beteiligung an verschiedenen Unternehmungen, andererseits auch das rasche Eingreifen mit großen Summen, wo ihr dies in ihrem Interesse erscheint.

Aber mit diesen eigenen Mitteln sind die Hilfskräfte der Debeersgesellschaft noch keineswegs erschöpft. Cecil Rhodes bestimmte den größten Teil seines Vermögens für eine Stiftung, deren Ertrag zur Beförderung der auf ein vereinigtes Südafrika gerichteten Bestrebungen dienen und so zur Erreichung des Zieles beitragen sollte, das dem Erblasser in seiner politischen Tätigkeit vorgeschwebt hatte. Dieses Rhodessche Vermögen soll 80 bis 100 Millionen Mark betragen und wird von den Testamentsvollstreckern, zu denen u. a. Lord Milner, Dr. Jameson und der Präsident der Debeersgesellschaft, Sir Lewis Mitchell gehören, verwaltet. Der kluge Kopf, der sein eigenes Geld, das der Debeerskompanie, die Randkapitalisten, den englischen Imperialismus und Dr. Jameson für seine Zwecke zu verwenden verstand, ist nun nicht mehr; aber alle die Werkzeuge von Rhodes hatten sich doch in eine gute Bundesgenossenschaft eingelebt, die auch auf einer Interessengemeinschaft beruht, auf deren Ewigkeit man allerdings nicht zu schwören braucht. Bei der gemeinsamen Arbeit ist aber zweifellos die Führung, die einst Rhodes hatte, nicht auf Jameson übergegangen. Er sitzt zwar auch im Verwaltungsrat der Debeerskompanie, aber nicht er wirkt auf sie ein, sondern sie auf ihn und die Politik, die er als Ministerpräsident macht. Die Interessen,

denen er zu dienen hat, führen nun auf zwei Strängen ins Ausland: die der Kapitalisten weisen nach Johannesburg und der „Kaffirzirkus“ der Londoner Börse, die des Imperialismus nach den britischen Inseln im allgemeinen und die Gefahr eines Zwiespalts dieser Interessen mit denen der Bewohner der Kapkolonie ist stets vorhanden. Es müßte in bezug auf den Imperialismus nicht notwendig der Fall sein, wenn man sich in England auf den Standpunkt stellte, daß das Wohlbefinden der Kolonie durch Nichteinmischung in deren Verwaltung am besten gefördert und dadurch auch der imperiale Gedanke am meisten gefestigt würde. Aber die Bevölkerung Englands will auch praktische Vorteile und eine Entschädigung für die großen Südafrika gebrachten Opfer sehen; hier liegt der Punkt, wo die Interessen der imperialistischen Politik mit den kapitalistischen zusammenhängen, von dem andererseits auch der Zwiespalt mit der weißen Bevölkerung Südafrikas — sie sei englisch oder burisch — seinen Ausgangspunkt nimmt. Dieser Zwiespalt ergibt sich aber nicht aus den Programmen, die in Wahlversammlungen mit tönenden Worten verkündigt werden, sondern allein aus dem Gange der praktischen Politik. Es wäre natürlich verkehrt, den Einfluß der Mächte, die hinter Jameson stehen und mit denen er verbündet ist, gering schätzen zu wollen; sie bedeuten besonders viel in einem Lande, wo sich leichter als anderswo einem goldbeladenen Esel die Türen öffnen. Jameson hat heute noch eine gefügige Mehrheit im Parlament; jedes einzelne auf das Programm der progressiven Partei gewählte Mitglied mußte sich zu unbedingtem Gehorsam gegenüber dem Programm und Mehrheitsbeschlüssen der Partei verpflichten. Mit ganz wenigen Ausnahmen steht die ganze englische Presse

Südafrikas im Dienste der Kapitalisten und wird, wenn nötig, aus der Rhodesstiftung gefüttert. Kirche und Missionare — letztere besonders wichtig wegen des Stimmrechts der Farbigen — haben sich über mangelnde Freigebigkeit nicht zu beklagen; *pay the parson*, lautete ein Kernspruch im politischen Katechismus von Cecil Rhodes. Einer der Direktoren der Debeerskompanie vermittelt den klingenden Zusammenhang mit der Heilsarmee, die die Menschen hier nicht nur auf den Pfad der Tugend, sondern auch zur Wahlurne führt. Auch sonst ist das progressive Ministerium in der Wahl seiner Mittel nicht sehr bedenklich; so hat es kürzlich im Bezirk Middelburg, der bis jetzt durch einen Bondmann vertreten ist, die Soldaten der englischen Reichstruppen in die Wählerlisten aufnehmen lassen, was sehr niedliche Perspektiven für die Zeit ergibt, wo auch die ehemaligen Republiken parlamentarische Vertretung haben werden und die Soldaten dann nach Wahlbedürfnissen ihre Garnisonen wechseln können. Aber es ist bezeichnend, daß die Regierung in dieser Angelegenheit eine schwere Niederlage erlitt, da ihr Verhalten von der Mehrheit des Oberhauses im Kapparlament mißbilligt wurde.

Alle diese Mittel können indes auf die Dauer nicht helfen, wenn die Politik Jamesons die überwiegende Mehrheit der weißen Bevölkerung in ihren materiellen Interessen verletzt oder sagen wir auch nur nicht befriedigt; und dazu ist er auf dem besten Wege. Ich habe die Hurra Stimmung bereits geschildert, in der sich die letzten Wahlen zum Kapparlament vollzogen; es hätte ein Engel vom Himmel kommen und Premierminister der Kapkolonie werden können, er hätte die Enttäuschung der hochgespannten Erwartungen nicht ver-

hindern können; aber Jameson hatte sich nun einmal als Führer nach dem gelobten Lande angeboten und er mußte es büßen. Ich werde in einem späteren Kapitel zeigen, warum auch ein ganz unerhörter Aufschwung der Goldindustrie in Transvaal nur in bescheidenem Maßstabe der Kapkolonie zugute käme, ja, daß sie heute noch stärker am Durchfuhrhandel nach dem Rand beteiligt ist, als ihr nach der natürlichen Lage der Dinge zukommt. Aber bekanntlich trat der erhoffte 'boom' überhaupt nicht ein, die Goldindustrie erholte sich nach dem Kriege nur langsam und hat erst in diesem Jahre die Produktionsziffern überschritten, die sie vor dem Kriege schon erreicht hatte. In den neueroberten Kolonien wurde mancherlei gebraucht, aber doch viel weniger als die Kaufleute in den Hafenstädten in Erwartung dieses Augenblickes bereits aufgestapelt hatten und nach Friedensschluß noch einfuhrten. Dazu kam noch, daß die Militärverwaltung mit ihren Lieferanten unbegreiflicher Weise Verträge abgeschlossen hatte in denen der Fall der Beendigung des Krieges nicht vorgesehen war und daher noch ganze Schiffsladungen von Proviant und anderen Gütern übernehmen mußte, die dann zu Spottpreisen auf den Markt geworfen wurden. Kapstadt mußte natürlich Wolkenkratzer in seiner „City“ haben; ein paar hundert Geschäfts- und Büroräume wurden dadurch neu geschaffen; aber im vergangenen Herbst hieß es, daß die Geschäftsleute die Absicht hätten, ihre Angestellten zu zwingen, in den ihnen gehörenden Häusern zu wohnen, damit diese doch irgendwie benutzt würden, und ein, wenn auch noch so bescheidenes, Erträgnis gäben. Nichts kennzeichnet deutlicher den traurigen Stand des geschäftlichen Lebens als die Konkursstatistik; während die Zahl der Konkurse im Jahre

1902 152 betrug, stieg sie im folgenden Jahre auf 299, 1904 auf 816; ein Rekordjahr aber verspricht dieses Jahr zu werden, wo bereits im ersten Quartal die Zahl 355 erreicht worden ist. Diese Zusammenbrüche sollen weniger die alteingesessenen Firmen betroffen haben, als die große Zahl von neuen Geschäften, die sich während des Krieges aufstauten und meist mit Ramschwaren die Konkurrenz zu unterbieten suchten. Die während des Krieges überfüllten Docks sind jetzt verödet. Tausende von Farbigen verloren ihren reichlichen Verdienst, aber auch eine ziemliche Anzahl Weißer; denn schließlich war unter diesen die Not so hoch gestiegen, daß sie mit Raffern zusammen die schwersten Arbeiten verrichteten. Ein Einwanderungsgesetz, das dem Zustrom mittelloser Einwanderer wehren soll, erfüllt nur in sehr bescheidenem Maße seinen Zweck, da es leicht umgangen werden kann. Die Regierung sah sich gezwungen Notstandsarbeiten vorzunehmen um die beschäftigungslosen Weißen vor dem Verhungern zu retten. Aber dies ist ein sehr zweischneidiges Schwert; denn die Staatseinnahmen konnten von dem allgemeinen Niedergang des Wirtschaftslebens natürlich nicht unberührt bleiben und mahnten zur Sparsamkeit in den Ausgaben.

In den Finanzjahren 1893/94 (das Finanzjahr wird vom 1. Juli zum 30. Juni nächsten Jahres gerechnet) bis 1899/1900 schwankten die Einnahmen der Kolonie von 106 bis 126 Mill. Mark, die erhöhten Ausgaben bewirkten von 97/98 an bereits ein Defizit. Da schnellten durch den Krieg die Einnahmen auf 159 (1900/01), 181 (1901/02), 234 (1902/03) Mill. Mark empor und die Ausgaben wußten sich diesem glücklichen Stande der Finanzen nur allzurast anzupassen. Schon 1903/04 fielen die Einnahmen wieder auf 198 Mill., während die Aus-

gaben auf 217 Mill. stehen blieben; für das Jahr 1904/05 schätzte der Finanzminister im Mai dieses Jahres die Einnahmen auf 170 Mill., das Defizit, das auf dem Wege einer Anleihe gedeckt werden sollte, auf 15 Mill., und dies trotz der Schaffung neuer Steuern. Gleichzeitig war die Ein- und Durchfuhr der Kapkolonie um 200 Mill. zurückgegangen.

Nur ein Jahr hatte die Herrlichkeit also den Krieg überdauert. Das erste Defizit konnte noch aus den Überschüssen der beiden vorhergehenden Jahre gedeckt werden. Der Fehlschlag einer von der Kolonie gemachten Anleihe zeigte indes, daß man in England doch nicht mit so grenzenlosem Vertrauen auf Dr. Jameson als Staatsmann blickte. Man kann dem Ministerium nicht den Vorwurf machen, daß es die Sachlage nicht rechtzeitig erkannt hätte; denn schon im Frühjahr 1904 brachte es bei der Tagung des Kapparlaments Vorlagen ein, die der Kolonie neue Einnahmen erschließen sollten. Hier wurde der Bevölkerung zuerst deutlich, daß der Aufsichtsrat der Debeersgesellschaft, Dr. Jameson doch ein stärkerer Mann war, als der Premierminister gleichen Namens. Die öffentliche Meinung forderte eine Besteuerung der Diamanten und man kann in der Tat nicht behaupten, daß diese Forderung irgendwie unbillig war. Fast in allen modernen Staaten gelten die Schätze des Bodens an edlen Metallen und Steinen als Staatsregale. In Transvaal erhebt die Regierung eine Steuer von 10% auf den Reinertrag der Goldminen und von 60% auf den der Diamantminen. Dabei sind die Arbeitskosten, wie ich bereits erwähnte, bei der Goldgewinnung mehr als doppelt so hoch wie bei Diamanten. Noch nie hatte der Staat bisher die Kimberleyer Minen irgendwie be-

lastet, trotzdem ein unverhältnismäßig großer Teil ihrer Erträgnisse ins Ausland floß. Eine Ausfuhrsteuer von etwa 10% auf den Wert der Diamanten hätte für die Kolonie in keiner Weise irgendwelche Nachteile mit sich bringen können; die Dividende der Debeersgesellschaft wäre vielleicht von 60 auf 55% gefallen und der Kurs ihrer Aktien wäre dementsprechend zurückgegangen, zwei Ereignisse, die in der Kolonie sicherlich nur wenige Leute empfindlich getroffen hätten. Diese Argumente lagen so sehr auf flacher Hand, daß auch ein großer Teil der progressiven Abgeordneten sich ihnen nicht verschließen konnte; aber Jameson gewann doch in der Partei eine knappe Mehrheit gegen die Steuer und die Minderheit mußte nun infolge der Parteiverpflichtung auch gegen die Steuer stimmen. Damit, daß durch die neu geschaffene Einkommensteuer für Einkommen über 20000 Mark auch die Debeersgesellschaft mit etwa 3 Millionen Mark jährlich herangezogen wurde, wollte sich niemand zufrieden geben; so gewann die Opposition gegen das Jamesonkabinett ein ganz unschätzbares Schlagwort.

Die tieferliegenden Ursachen des geschäftlichen Niedergangs in der Kapkolonie lassen sich nur im Zusammenhange mit der Betrachtung des wirtschaftlichen Lebens des gesamten Südafrika erläutern; soviel sei hier vorweggenommen: der Anteil, den die Kapkolonie am Handel von Transvaal nehmen kann, wird in Zukunft stets bescheidener werden, weil die gegebenen Bedingungen der geographischen Lage immer mehr in ihr natürliches Recht treten müssen. Als Markt für die Agrarprodukte der Kapkolonie kann Transvaal mindestens zu Zeiten wie jetzt, wo die eigene Erzeugung des Landes noch infolge der Nachwehen des Krieges stark im Rückstande ist, sehr

aufnahmefähig sein. Um dies ausnützen zu können, ist die Zollgemeinschaft mit Transvaal unentbehrlich; diese ist zwar vorhanden, aber doch nicht ganz, insofern z. B. Transvaal kapschen Wein und Brandy mit demselben Zoll belegt, wie Einfuhren aus dem Auslande. Andererseits aber sind Schutzölle nötig um die an sich minder günstigen Produktionsbedingungen auszugleichen. Nach dem Erwachen aus den Träumen, die der Krieg vorgegaukelt hatte, mußte sich die Kapkolonie auf die natürlichen Grundlagen ihres Wirtschaftslebens besinnen und die Regierung mußte trachten, diese zu entwickeln: die Landwirtschaft und etwas Industrie, wenn möglich im Anschluß an die im Lande gegebenen Rohprodukte. Das widerstrebt aber der Politik Jamesons in zwei Richtungen: erstens wäre ein Aufblühen der Landwirtschaft in erster Linie doch den Buren zugute gekommen und hätte damit seine Gegner gestärkt, zweitens ist das Bestreben der Kapitalisten natürlich darauf gerichtet, die Lebenshaltung in den Minenzentren zu verbilligen und dadurch eine Herabsetzung der Löhne möglich zu machen; sie sind daher Gegner der Ölle auf Lebensmittel oder irgendwelche Bedarfsartikel der Minenindustrie, mag durch solche auch die Möglichkeit einer Erzeugung im Lande gegeben sein. Hiermit geht das Interesse der englischen Imperialisten parallel, die in den Kolonien nicht einen Hufnagel erzeugt sehen möchten; schließlich steht ja auch das ganze Chamberlainsche Zollunionsprojekt mit dem Gedanken einer Entwicklung kolonialer Industrie unter dem Schutze von Öllen im Widerspruch.

So sind alle Ansätze einer Industrie in der Kapkolonie im Keime erstickt worden; einer bescheidenen Kerzenindustrie, die im Anschluß an die Bedürfnisse der Minen in der Kapkolonie entstanden war, wurde durch Herab-

setzung des betreffenden Zolls durch die Bloemfonteiner Zollkonferenz das Lebenslicht ausgeblasen. Aber noch weniger hatte die Landwirtschaft von Jameson zu erhoffen. Einen schweren Schlag führte das Ministerium gegen die Weinfarmer durch Erhöhung der Branntweinsteuer auf das Dreifache, während der Zoll für Spirituosen auf dem alten Stande blieb. Während des Krieges waren die Preise für Wein und Schnaps ausgezeichnet gewesen; nun gingen sie auf ein Drittel herunter, der Brandy war infolge der hohen Steuer im Preise zu wenig von importiertem Whisky verschieden, der Wein wegen seiner z. T. minderwertigen Qualität erst recht nicht verkäuflich. Überdies kam eine Menge von Spirituosen unter falscher Deklaration zu einem niedrigeren Zollsatz herein. Zunächst macht es ja den Eindruck, als träfe der Schaden hier nur die Weinbauern der Westprovinz und da diese so gut wie ausschließlich Buren sind, so glaubte ich, daß diese Steuer doch wenigstens vom politischen Standpunkt aus gut ausgesonnen sei. Ich wurde indes bald eines Andern belehrt, als ich in der Ostprovinz, in Raffraria weit ab von den Regionen des Weinbaues, einen englischen Hotelbesitzer (was in diesem Lande meistens so viel bedeutet wie Kneipwirt) sein Herz ausschütten hörte, wobei er nachdrücklich betonte, wie er sich bei der letzten Wahl für die Progressiven ins Zeug gelegt habe. Seine einwandfreie imperialistische Gesinnung war auch dadurch belegt, daß sich in dem Zimmer ein Stich des Majors Baden-Powell befand, mit der Unterschrift: „The Hero of Mafeking.“ Der erste Kummer war der über die Branntweintare, die den Branntwein so teuer gemacht habe, daß die Raffern den Trank nicht mehr erschwingen könnten. Daß

diese erzwungene Enthaltſamkeit der Raffern ſonſt Vorteile haben könnte, ſchien ſeinen Zorn gegenüber der Regierung nicht zu mildern.

Zeigt ſich ſchon hier, daß ſich das Wirtschaftsleben der Kolonie nicht nach Nationalitäten zerteilen läßt, ſo iſt dies nicht minder in einer anderen Frage der Fall: beim Fleiſchzoll. Dieſer betrug 2 d (8 Pfg.) für das engliſche Pfund, wurde aber während des Krieges aus naheliegenden Gründen aufgehoben. Er iſt bis heute nicht wieder in Kraft geſetzt, zum Vorteile der „Cold Storage“-Compagnie und zum Nachteile der Viehzüchter, unter denen es aber ſowohl in der Oſtprovinz der Kapkolonie wie auch in Natal eine gute Menge Engländer gibt; ſo wurde denn im Parlament des allezeit getreuen Natal die Forderung erhoben, man dürfe die Zollunion nicht erneuern, wenn die Fleiſchzölle nicht wieder eingeführt würden. Eine andere Beſchwerde betrifft die Eiſenbahntariſe. Von früher her genießen die Erzeugniſſe des Landes billigere Frachten als die eingeführten Güter; dieſer Vorteil wird nun dadurch illuſoriſch gemacht, daß z. B. die Großmüller an der Küſte ihr faſt excluſiv aus importiertem Getreide hergeſtelltes Mehl als Erzeugniß der Kolonie zu dem billigeren Satz verfrachten. Dadurch und durch einen unverhältnismäßigen Gewinn des Zwiſchenhandels, der freilich z. T. wieder bedingt iſt durch die mangelnde Organisaſion der Buren, werden die Preiſe der heimischen Erzeugniſſe noch tiefer herabgedrückt, als dies der Wettbewerb des Auslandes an ſich ſchon mit ſich bringt. Bezüglich der Eiſenbahntariſe kann man dem Miniſterium übrigens nicht vorwerfen, daß es bloß agrariſche Interereſſen verletzt hätte; die Leere der Raffern

zwang auch zur allgemeinen Erhöhung der Tarife, was nun wiederum die Bewohner der Städte im Lande erbitterte, deren Lebenshaltung desto mehr verteuert wurde, je weiter ab sie von der Küste wohnten; das traf vor allem Kimberley, wo die Wogen der Erregung recht hoch gingen; und Kimberley muß doch als die getreueste Hochburg der Progression gelten.

Mehr und mehr gewinnt nun auch unter den Kaufleuten der Kapkolonie die Erkenntnis Boden, daß ihr eigenes Wohlergehen mit dem der Landwirtschaft untrennbar zusammenhänge; die Illusion von dem ganz Südafrika befruchtenden Goldstrom der Johannesburger Minen ist im Verfliegen. Am letzten September vorigen Jahres hielt der Präsident der Kapstädter Handelskammer, Stephen, ein Engländer, eine Rede, die eine vernichtende Kritik der Jamesonschen Politik bedeutete. In Kleinigkeiten sucht nun Jameson freilich der öffentlichen Stimmung entgegenzukommen, er ernannte eine Kommission zur Untersuchung der Lage der Landwirtschaft, an der sich aber die Mitglieder der südafrikanischen Partei nicht beteiligten, der Ackerbauminister reist im Lande umher und sagt jedermann verbindliche Worte, einige kleinere Vorlagen zur Förderung der Landwirtschaft wurden in der Thronrede bei Eröffnung des heurigen Sitzungsschnitts des Kapparlaments angekündigt. Aber in der Hauptsache hat das Ministerium doch, selbst wenn es den besten Willen hätte, gebundene Hände. Die erste Rosenkette, die Milner nach dem Kriege um die englischen Kolonien Südafrikas legte, um sie dem Rhodes'schen Ideal näher zu bringen, war die Zollunion, die in einer Konferenz, die im Frühjahr 1903 in Bloemfontein stattfand, beschlossen wurde. Nach Lage der Dinge hatte die

englische Regierung hierbei eine gefügige Mehrheit und die Kapkolonie nur die Wahl, entweder aus der Zollunion überhaupt wegzubleiben — was eine schwere wirtschaftliche Schädigung für sie bedeutet hätte — oder sich den Forderungen Milners zu fügen. Daß man sich gerade dieser Notwendigkeit beugen mußte, macht diese Zollgemeinschaft so unvolkstümlich; im nächsten Jahre muß sie erneuert werden, da sie zunächst nur für drei Jahre geschlossen war. An der Erneuerung ist nicht zu zweifeln, ob sie Verbesserungen bringen wird, ist sehr die Frage.

Übersehen wir nun die Gesamtheit der sich daraus auf die bisherige Anhängerenschaft des Ministeriums Jameson ergebenden Wirkungen! Eine weiße Arbeiterbevölkerung im europäischen Sinne gibt es in ganz Südafrika eigentlich nicht, da die grobe Arbeit von den Farbigen verrichtet wird. Wohl aber kann man von einem weißen Proletariat sprechen, der breiten sozialen Unterschicht der weißen Bevölkerung, die vom Tagelohn von der Hand in den Mund lebt, Handwerker, gelernte Arbeiter, Aufseher usw., die ohne oder geringe Ersparnisse in Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs und Mangels an Arbeit rasch in bittere Not kommen. Diese Kreise sind teilweise in der Art der englischen 'Trade Unions' organisiert und bilden die Ansätze zu einer 'white labour'-Partei nach australischem Muster. Am Rand sind diese Bildungen schon weiter vorgeschritten und geben auch für die Kapkolonie den Ton an. Mancherlei Volk, das der Krieg nach dem Lande gebracht hatte, mag in dieser Bevölkerungsschicht aufgegangen sein. Die Stimmung, die in diesen Kreisen herrscht, hat nichts besser gekennzeichnet, als ihr Verhalten am Sarge Paul Krügers. Als dessen Leiche auf ihrer weiten

Fahrt zur heimatlichen Erde im Hugenottensaal zu Kapstadt rastete, hielten die Arbeitervereine auf einem Platze erst eine Versammlung ab, in der Ansprachen gehalten wurden, und dann zog ein ernster Zug von mehr als tausend Männern zum Hugenottensaal, um am Sarge Krügers einen Kranz niederzulegen, dessen Schleifen die Inschrift trugen: the British workmen of Capetown — to their great friend Paul Kruger. Wie am Rande selbst, so bricht auch hier bei den englischen Arbeitern die Erkenntnis durch, daß der Burenkrieg nicht ihretwegen geführt wurde; sie, die große Masse der 'Uitlander', waren in jeder Richtung sein Opfer geworden. Die Stimmung dieser Leute ist politisch bei dem weit ausgedehnten Wahlrecht der kapschen Verfassung zwar nicht bedeutungslos, kann aber in ihrer Wirkung auf künftige Wahlen über die drei großen Hafenstädte der Kolonie kaum hinausgehen.

Folgenschwerer ist der Umschwung, der sich in den Anschauungen der englischen Farmer vollzogen hat. Der Hauptsitz der englischen Landbevölkerung ist die Ostprovinz, wo die Nachkommen der 1820 eingewanderten sogen. 'Albany-settlers' sich stark vermehrt und es zu Wohlstand gebracht haben. Von dort aus haben sie sich auch gegen Norden und nach der Karroo hin ausgebreitet. Durch Jahrzehnte stand der Osten im starken politischen Gegensatz zum reicheren, weiterentwickelten Westen, dessen Abgeordnete im Parlamente im Besitze der Macht waren. Der Osten glaubte sich in seinen wirtschaftlichen Interessen zurückgesetzt; die erste Bahn nach dem Innern ging von Kapstadt aus. Auch brauchte der Osten weit mehr als der Westen Anlehnung an das englische Mutterland, denn er bedurfte noch des Schutzes der imperialen Truppen

gegenüber den Eingeborenen. Aus diesem Grunde stand er bei den Kämpfen um Gewährung von Selbstverwaltung abseits und die Bestrebungen zur Teilung der Kapkolonie in zwei unabhängige Kolonien erreichten infolge der Ermunterung von London aus zuzeiten einen bedenklichen Grad. Im Jahre 1863 hatte der Gouverneur Wodehouse das Parlament nach Grahamstown einberufen, um das Selbstbewußtsein des Ostens zu stärken; da es aber infolge des Widerstandes der Mehrheit des Parlaments bei diesem einen Sitzungsabschnitt in Grahamstown blieb, war neue Verstimmung die Folge. Die Gesamtheit dieser Gegensätze konnte sehr wohl den Eindruck eines nationalen Hasses zwischen der englischen und burischen Bevölkerung erwecken und es lag nahe, daß die englische Minderheit des Ostens das Gefühl haben mochte, durch die Mehrheit holländischer Abstammung im Westen unterdrückt zu sein, was Engländern in einer englischen Kolonie doppelt unbillig erscheinen mußte. Darum betrachtete man auch das englische Mutterland mit besonderer Liebe in der Hoffnung, es werde durch einen Eingriff seinerseits das ungleiche Kräfteverhältnis zurechtsetzen. Dieser Eingriff ist nun erfolgt; das englische Selbstgefühl hat mehr als Genugtuung erhalten. Zu Beschwerden über Vernachlässigung des Ostens ist schon längst kein Anlaß mehr vorhanden; der Osten hat zwei Bahnen nach dem Innern, der Westen nur eine. Die Geschäfte gehen in Kapstadt genau ebenso schlecht wie in Port Elizabeth und East London. Der englische Farmer im Osten baut zwar keinen Wein, aber sonst teilt er alle Beschwerden seines Berufsgenossen im Westen. Die gemeinsame Not der Landwirtschaft treibt zur gemeinsamen Abwehr; von Mann zu Mann hatten

sich ja Engländer und Buren immer ganz gut verstanden. Jetzt sieht auch der englische Farmer, daß der Berufsgenosse holländischer Abkunft, der auf demselben Boden geboren und aufgewachsen ist, der dieselben Sorgen hat wie er, ihm näher steht als die Leute, die herübergekommen sind um möglichst rasch ihr Glück zu machen, und die ihm politische Ratschläge geben wollen. „Ich war kürzlich im Albanydistrikt,“ sagte mir im vergangenen Herbst die bekannte südafrikanische Schriftstellerin Frau Olive Cronwright-Schreiner, „ich habe da viele Beziehungen und kenne die Leute gut von der Zeit vor dem Kriege her. Ich habe nie daran gezweifelt, daß ein Umschwung in ihren Gesinnungen kommen würde, aber ich war erstaunt darüber, wie rasch er da war. Ich habe Leute gesprochen, die zwei Jahre gegen die Buren gefochten haben und die mir erklärten, sie würden es nie, nie wieder tun; sie seien künstlich aufgeheßt worden, ihr lokalpatriotisches Gefühl habe sich beim Einfall der Buren in die Kapkolonie geregt, nun sähen sie freilich, daß sie gegen die Leute gekämpft hätten, mit denen sie die gleichen Interessen verbinden.“ So wächst hier ein starkes Afrikandergefühl empor und entzieht der Singoherrschaft die Stütze einer alteingesessenen, konservativen englischen Bevölkerung. Damit sei keineswegs gesagt, daß die loyalen Gefühle dieser Leute sich ohne weiteres in das Gegenteil verwandeln werden; aber sie werden den Mißbrauch, der mit diesen Gefühlen getrieben wurde, durchschauen lernen.

Fügt man, um das Bild zu vervollständigen, dem Gesagten noch hinzu, daß die Regierung aus Ersparungsrücksichten den Beamten ihr Gehalt gekürzt hat und daß die Farbigen, die hier auch Wähler sind, den

schlechten Verdienst empfinden und sich mit bitteren Empfindungen der schönen Versprechungen erinnern, die ihnen während des Krieges von den Engländern gemacht worden waren, und von denen sich nichts erfüllt hat, so schließt sich der nicht ganz kleine Kreis der Unzufriedenen, von denen jeder sicherlich einen Teil seines Mißbehagens auf das herrschende Ministerium als Ursache ablädt. Und mag die Klage dieser oder jener Art sein, der Unterton ist der des Mißtrauens gegen einen Mann, der weder im Lande geboren, noch mit ihm verwachsen, die Richtlinien für sein Handeln von außerhalb erhält. Wie sehr man das Gefühl hat, daß Jameson nur die Puppe Milners sei, zeigt folgender Vorfall, der einen stark komischen Beigeschmack hat. Als die Einfuhr von chinesischen Arbeitern nach dem Rand beschlossene Sache war, wurde im Kapparlament ein Gesetz angenommen, das die Einwanderung von Chinesen nach dem Kap verbietet. Nun sollte in einem Varietétheater in Kapstadt eine chinesische Jongleurtruppe auftreten; eines der progressiven Blätter Kapstadts stellte mit Bedauern fest, daß man die Leute wegen dieses Gesetzes nicht hereinlassen könne, hofft aber, daß Lord Milner die Sache wohl in Ordnung bringen werde; an diesem Beispiel zeigen wiederum die liberalen 'South African News', wie weit es schon gekommen sei, wenn man sich selbst bei solchen Bagatellen gar nicht mehr bewußt wäre, daß die Kapkolonie eine Verfassung und ein verantwortliches Ministerium habe und man sogleich nach den Diktator von Südafrika rufe. Und in diesem sehen nun die einen wieder mehr den Vertreter der großkapitalistischen Interessen, die andern das Werkzeug der Chamberlainschen imperialistischen Politik. Immer mehr bäumt sich der

selbstbewußte Stolz der Kolonialen gegen die Bevormundung des Mutterlandes auf; wir wollen nicht von Downing Street aus regiert werden, ist das Schlagwort, das an Volkstümlichkeit gewinnt. Noch nie war ein Ministerium so durch und durch unafrikanisch gewesen; von sieben Ministern sind nur zwei in Südafrika geboren. Wiederholt waren schon vor Jameson geborene Engländer Premierminister gewesen: aber Molteno und Sprigg waren jung ins Land gekommen und mit ihm vertraut, ersterer war der unentwegte Verteidiger der Rechte der Kolonie gegenüber dem Mutterlande gewesen. Auch Cecil Rhodes hatte sich mit dem Mantel des Afrikanderthums bedeckt, so lange er Premierminister war, und als dieser sich lüftete, mußte er gehen. Das einzige, was Jamesons Name dauernd mit dem Boden Südafrikas verbindet, ist ein wenig rühmlisches Abenteuer.

Zu prophezeien, wie bald diese angehäuften Begnerschaft in einen Ministerwechsel zum Ausdruck kommen wird, möchte ich nicht unternehmen. Daß die liberale Partei der Kapkolonie, die zunächst eine Partei der Offiziere ohne Soldaten zu sein schien, heute schon über sehr beträchtlichen Anhang verfügt, ist kaum zu bezweifeln. Finden Neuwahlen erst nach Ablauf der Wahlperiode statt, so wachsen dem Bond auch wieder die Stimmen der Kaprebellens zu, deren Wahlrecht 5 Jahre ruhte. Auf der anderen Seite darf man aber auch nicht übersehen, daß Jameson über ganz bedeutende Hilfsmittel verfügt, von denen er sicherlich keinen zimperlichen Gebrauch machen wird. Aber nur ein starker Aufschwung des Wirtschaftslebens könnte seine Stellung dauernd befestigen, die Aussichten hierfür sind jedoch verschwindend.

Fühlt man sich nun auch in der Kapkolonie so sehr

von England aus regiert, wie seit den Zeiten Sir Bartle Freres Ende der 70er Jahre nicht mehr, so ist hier der äußere Anschein doch gewahrt, die Kapkolonie hat ihre Verfassung und ihre Selbstverwaltung, man kann in England die Verantwortung für das, was da geschieht, zweifellos mit einem guten Schein von Recht ablehnen. Ganz anders steht es mit den ehemaligen Burenrepubliken; mit dem Rechte des Siegers hat England sie als Kronkolonien einverleibt, nie hat ein Statthalter mit größeren Vollmachten und mit reicheren Mitteln schalten dürfen, als Lord Milner in Transvaal und Oranje. Vor kurzem hat er das Land verlassen, in Südafrika zweifelt niemand daran, für immer. Es hat an Banketten und Abschiedsadressen nicht gefehlt; aber selbst bei denen, die mit dem Weihrauch am wenigsten sparten, mochte das Gefühl des Bedauerns nicht allzu lebendig sein. Er selbst hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er an einer Beschränkung seiner Macht durch irgend eine Art von gewählter Volksvertretung keinen Geschmack finde. Nun wird etwas dergartiges kommen, ein Parlament, dessen Mitglieder z. T. von der Regierung ernannt werden sollen, das also an übermäßigem Oppositionsgeist sicher nicht leiden wird. Aber Lord Milner paßte das nicht; er ist eine zu autoritäre Natur. Es hat mich sehr erheitert, von einem englischen Politiker in Transvaal, einem der ausgesprochensten Gegner Milners, hierfür folgende Erklärung zu erhalten: „Sehen Sie — entschuldigen Sie, daß ich das gerade Ihnen als Deutschem sage — Milner ist eben ein Deutscher und hat als solcher keinen Begriff von englischer Freiheit und kein Verständnis dafür; sein Ideal ist die preussische Beamtenherrschaft!“ Kein Unglück, das England trifft, an dem wir nicht Schuld wären. Ich suchte

vergebens einzuwenden, daß seine Mutter eine Irländerin, sein Vater doch wohl auch englischer Abkunft sei und daß Tübingen, wo er hin und wieder deutsche Luft geatmet habe, nicht in Preußen sondern im demokratischen Musterlande Württemberg liege; seine deutschen Stiefgeschwister und Verwandten werden ihm nicht verziehen. Aber ohne mich nun mit der Frage zu befassen, woher es ihm angefliegen kam, wurde mir doch von Deutschen, die ihn oft zu beobachten Gelegenheit hatten, bestätigt, daß er in seinem ganzen Wesen auffallend unenglisch sei und zweifellos einem deutschen Bürokraten sehr ähnele; ein Statthalter, der den ganzen Tag arbeitet, sich wenig zeigt, alles selber machen will, ist nicht nach dem Geschmack der Engländer; sie wollen einen Grandseigneur haben, der repräsentiert, überall dabei ist, jedem die Hand drückt und ein paar freundliche Worte sagt und andere für sich arbeiten läßt. Gerade diese Eigenart Milners machte ihn aber mit der von ihm geübten Verwaltungstätigkeit völlig identisch. Selbst wo die Unfähigkeit seiner Beamten gefündigt hat, nahm er die volle Verantwortung auf sich; und mit Recht, denn diese Beamten waren ja auch sein Werk. Er fand reinen Tisch vor, als er seine Tätigkeit begann, er konnte vom Grunde aus neu bauen, wir wollen sehen, was er geschaffen hat.

Zunächst einige Bemerkungen über das äußere Bild, das die ehemaligen Republiken bieten. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Südafrika reiste gerade Lord Roberts im Lande herum und eroberte es zum zweiten Male; erst hieß es, es sei eine Wallfahrt zum Grabe seines einzigen Sohnes, der am Tugela gefallen war. Aber gar bald regnete es Ansprachen, Adressen, Empfänge und Bankette und der Held von Kandahar und Pretoria er-

schien mehr in der Beleuchtung des Rampenlichts, als mit dem guten Geschmaack vereinbar ist. In seinen Erwidierungen auf den ihm reichlich gespendeten Weihrauch betonte er immer wieder, wie sehr er sich freue, das Land in solchem Aufschwung und in solcher Blüte zu sehen, wobei er wohl dachte, daß er durch seine kriegerischen Taten den Grund zu all dieser Wohlfahrt gelegt habe. Wenn auch der bekanntlich sehr fromme Lord es sonst an Beweisen der Heuchelei nicht fehlen ließ — so wenn der Gründer der Konzentrationlager einer Abordnung eines Eierschutzvereines erklärte, er hätte während des Krieges im Sinne des Vereines gewirkt und die langen Peitschen, mit denen die Treiber die Maulesel schlugen, abgeschafft — so kann man ihm doch glauben, daß er auf dem Reiserweg, den er genommen, den Eindruck einer raschen Entwicklung des Landes bekam. Wohl erinnern die zum Teil noch erhaltenen Blockhäuser längs der Bahn an den Krieg und die öden Weideflächen, auf denen man nur selten ein Stück Vieh sieht, mögen dem, der das Land früher gekannt hat, einen traurigen Eindruck machen. Aber kommt man in Städte wie Bloemfontein, Johannesburg, Pretoria, so findet man eine Menge neuer Häuser, neue Hotels, neue Vororte, das meiste wohl schon ausgebaut, stellenweise, wie insbesondere in Johannesburg, aber noch eine rege Bautätigkeit. Und dieser Aufschwung ist nicht bloß in den großen Zentren zu finden, die mit der Goldindustrie zusammenhängen oder Sitz der Regierung sind und die durch den Krieg keinerlei Zerstörungen erlitten haben, da sie seit ihrer Einnahme stets in den Händen der Engländer blieben. Auch wenn man in kleinere Nester kommt, die weiter ab von der Bahn liegen, und um die im Kriege wiederholt gekämpft worden ist,

so sieht man kaum mehr irgend ein Zeichen kriegerischer Zerstörung; auch dort Aufschwung, Vergrößerung, Zunahme der Bevölkerung. Fragt man aber nach dem Stande der Geschäfte, so bekommt man zur Antwort: es sieht traurig aus, im ersten Jahre nach dem Kriege da war noch Geld vorhanden, aber nun ist kein Geld mehr im Lande. Und das mußte nach der ganzen Geschichte dieses „Aufschwungs“ wohl so kommen. Zum geringen Teil findet die Vergrößerung der Städte eine natürliche Erklärung. In Johannesburg bereitete man sich auf das Wiederaufblühen der Goldindustrie vor, das ja schließlich, wenn auch langsamer als man erwartet hatte, kommen wird. In Pretoria und Bloemfontein hielt der umfangreiche englische Verwaltungsapparat seinen Einzug, und die Regierung erleichterte den Beamten den Erwerb eigener Häuser durch niedrig verzinsliche Darlehen. Endlich war die Constabulary (Landpolizei) zunächst in einer Stärke von 9000 Mann geschaffen worden.

Dazu kommen die imperialen englischen Truppen in Bloemfontein, Harri Smith, Pretoria, Potchefstroom usw., die zwar in eigenen Lagern wohnen, aber natürlich doch auch die Ortsbewohner in Nahrung setzen. Das alles reicht indes zur Erklärung der Volksvermehrung in keiner Weise aus; im Jahre 1895 zählte Transvaal 226 000 Weiße*), 1904 waren es 300 000; der Freistaat 1890 77 000, 1904 143 000. Ein beträchtlicher Teil dieser Bevölkerungszunahme entfällt sicherlich auf die Zeit nach dem Kriege. Für den starken Zustrom, insbesondere englischer Einwanderer, dürften vor allem zwei Umstände

*) Der Transvaalsche Staatsalmanach für 1899 gibt eine weiße Bevölkerung von 288 750 an, doch handelt es sich hier nur um eine wahrscheinlich beträchtlich zu hoch greifende Schätzung.

maßgebend gewesen sein: zunächst war es während des Krieges Aufgabe der englischen Presse, die für den Krieg eintrat — und die Zahl der andersgesinnten Blätter war ja sehr gering — das Land und seine Entwicklungsmöglichkeiten in den rosigsten Farben zu schildern, um dem Volke die Opfer, die es zu bringen hatte, schmachhaft zu machen, andererseits hatte die Regierung ein begreifliches politisches Interesse an der Vermehrung der englischen Bevölkerung, erleichterte die Einwanderung nach Friedensschluß auf jede mögliche Weise und sorgte dadurch, daß sie an Ausländer nur eine sehr beschränkte Anzahl von Erlaubnisscheinen zur Rückkehr bez. Einwanderung gab, dafür, daß die offenen Stellen in erster Linie durch Engländer besetzt werden mußten. Zu Anfang ging nun alles noch gut; die Regierung hatte Stellen zu vergeben und schwamm zunächst in dem Gelde der großen Anleihe und der anderen von der englischen Regierung bewilligten Fonds. Leute mit mehr oder weniger Kapital kamen in die Städte; der eine oder andere Volunteer, der über einiges Geld verfügte, blieb im Lande um sich als Farmer zu versuchen, und wurde sein Geld bald los. Die Buren mußten sich, wenn sie zunächst auch in Zelten wohnten, doch mit dem Notwendigsten versehen und sei es auch mit geborgtem Gelde. Da baute ein Engländer einen Laden oder ein Hotel und setzte dadurch einen englischen Bauunternehmer, dieser wieder englische Handwerker und Aufseher in Nahrung.

Ein Engländer zehrte vom Gelde des andern. Wie dann aber die Zeit kam, wo das ins Land gesteckte Kapital die erhoffte glänzende Rente abwerfen sollte, da machte man wunderfame Entdeckungen. In einem kleinen Orte von Transvaal, 12 Stunden Postfahrt von jeder Eisenbahn entfernt, gab es vor dem Kriege 6 Geschäfte

in der Art des südafrikanischen, alles umfassenden Stores, nach dem Kriege 16, zahlreiche Indierläden nicht gerechnet, vor dem Kriege 2 Ärzte, nach dem Kriege 6 usw.; mehr weniger wiederholt sich dies in allen Städten oder „Dörfern“, wie sie der Bur nennt, d. h. also in Orten, die mit der Goldindustrie größtenteils gar keinen Zusammenhang haben und selbst von einem phänomenalen Aufschwung derselben nur einen bescheidenen indirekten Nutzen erwarten dürfen. So sind diese Dörfer einerseits ganz dasselbe geblieben, was sie vor dem Kriege waren: wirtschaftliche Mittelpunkte für die Farmer eines bestimmten Bezirks, in ihrem Gedeihen von dem guten Gange der Landwirtschaft völlig abhängig. Etwas anderes hat sich freilich völlig verändert: vor dem Kriege waren diese Farmer reich oder doch wohlhabend und jetzt sind sie arm; und nun beurteilt man, welche Aussichten die 16 Ladenbesitzer in dem Orte wohl haben mögen, wo früher 6 ein vielleicht reichliches Einkommen hatten. Nun muß der Kaufmann dem Buren borgen, um nur überhaupt etwas los zu werden, der Importeur stundet dem Kaufmann in der Hoffnung auf bessere Zeiten und um nicht alles zu verlieren, und der Importeur wiederum ist den Banken schuldig. Wird in diesem künstlichen Kreditgebäude irgendwo die Schraube angezogen, so bricht es zusammen und der Krach tritt ein, der bisher noch glücklich vermieden worden ist. In den kleinen Orten geht's nun aber still genug zu; die Leute, die dort keine Arbeit finden, ziehen nach den größeren Orten, vor allem Johannesburg, um aber auch dort nur die Zahl der Arbeitslosen zu vermehren. Die Regierung lebt auch nicht mehr in Saus und Braus und fängt zu sparen an, was sich zunächst darin kundtat, daß sie eine Anzahl weißer Angestellter

bei der Bahn entließ. Manch einer hofft noch auf den „Boom“, der ja doch endlich kommen müsse, andere haben mit einem bösen Fluche das Land verlassen, von dem sie sich goldene Berge versprochen und das sie so grausam enttäuscht hat. Das ist die Rückseite des schön bemalten Prospektes, den Lord Roberts gesehen hat: ziemlich graue Leinwand. Es ist wichtig, diesen Einblick hinter die Kulissen gewonnen zu haben, denn es läßt manches verstehen, was auf der politischen Bühne vorgeht. Ferner zeigt sich aber auch, daß einer der Pläne der englischen Regierung: die Verstärkung der englischen städtischen Bevölkerung sich nicht in dem Schnellschrittempo ausführen läßt, wie man erwartet hatte. Mag diese immerhin dauernd höher bleiben als vor dem Kriege, für den Zustrom, den man vorbereitet hatte, fehlen die wirtschaftlichen Voraussetzungen.

In den Städten liegt indes das Rückgrat des Afrikandertums nicht; und dessen Rückgrat wollte Lord Milner doch brechen, wie er noch in Kapstadt einmal unvorsichtigerweise geäußert hatte. Er mußte sich damals sehr stark gefühlt haben, um den Leuten so offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen; inzwischen hat er sicherlich eingesehen, daß er entweder seine Kräfte über-, oder die des Afrikandertums unterschätzt habe. Nach dem Kriege standen den Engländern zwei Wege offen: sie konnten versuchen, die Buren wirklich mit ihrem Schicksal auszuföhnen. Es scheint von vornherein unwahrscheinlich, daß es dafür eine Möglichkeit gegeben habe, und es fällt bei der Kompliziertheit des Burencharakters schwer, sich darüber auszusprechen, ob die Engländer mehr erreichen konnten, als ein vorübergehendes Wohlverhalten, bis die Buren wieder zu Kräften gekommen wären. Der einzige Weg dazu wäre eine ausreichende Entschädigung gewesen, die freilich

zu den 5 Milliarden Mark, die der Krieg schon direkt gekostet hat, eine weitere halbe hinzugefügt hätte. Man kann schließlich verstehen, daß selbst eine Regierung, die derartige Absichten gehabt hätte, mit ihnen kaum vor Parlament und Volk treten konnte, da ja das Ergebnis doch unter allen Umständen zweifelhaft war. Konnte oder wollte England diesen Weg nicht beschreiten, dann mußte es mit der Unzufriedenheit der Burenbevölkerung für absehbare Zeit rechnen und daraus seine Folgerungen ziehen. Dauernd eine Militärmacht in Südafrika zu halten, die allen Überraschungen gewachsen ist, wäre selbst für das reiche England ein allzu kostspieliger Spaß; die 22 000 Mann imperialer Truppen, die es gegenwärtig da hält, kosten ihm jährlich etwa 60 Millionen Mark. So ungenügend diese Zahl ist, so kommt sie doch noch teuer genug. So ging denn die englische Regierung darauf hinaus, die Buren wirtschaftlich möglichst schwach zu erhalten und sie die Folgen des Krieges nicht allzu rasch verwinden zu lassen; gleichzeitig sollten sie vom flachen Lande verdrängt und in die Städte getrieben werden, wo sie leicht in der Minderheit und wirtschaftlichen Abhängigkeit erhalten werden konnten. Ging damit eine Besiedelung des flachen Landes mit Engländern Hand in Hand, so konnte man das Ziel erreichen, die Buren durch das rein zahlenmäßige Übergewicht der englischen Bevölkerung an die Wand zu drücken. Es ist natürlich nicht gesagt, daß es nicht auch einen Mittelweg gegeben hätte, und die Gelder, die der Regierung zur Verfügung standen, bei sorgfältiger und zweckmäßiger Verwendung nicht doch einen Teil der vorhandenen Unzufriedenheit hätten beseitigen können. Aber Lord Milner war offenbar entschlossen, den letztgenannten Weg

mit allem Nachdruck zu beschreiten. Später, wo es schon zu spät war, schienen ihm freilich Zweifel an der Richtigkeit seines Vorgehens gekommen zu sein.

Daß die Einwanderung nach den Städten nicht ganz den gewünschten Zweck erreichte, habe ich schon geschildert, noch viel wichtiger ist das Schicksal der englischen Besiedlungsversuche auf dem flachen Lande. Man kann es verstehen, daß die englische Regierung die erste Zeit nach Friedensschluß dazu benützte, um möglichst viele Engländer nach den Städten zu ziehen, denn hier war dies in der Tat der gegebene Moment. Daß aber auch die Besiedelung des Landes mit so übereilter Hast betrieben wurde, das kann sich nur daraus erklären, daß Milner die landwirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes ganz ungeheuer überschätzte; Millionen hätten dem Lande erhalten bleiben können, die jetzt als zum Fenster hinausgeworfen gelten müssen und sorgfältiges Prüfen hätte doch vielleicht schließlich zu bescheidenen Erfolgen geführt, wo die nervöse Eile heute vor einem vollkommenen Mißerfolge steht. Durch die Besizergreifung der Republiken fiel der neuen Regierung Land in beträchtlicher Ausdehnung zu, das früher Eigentum der alten Regierung war; zum Teil war dieses Land freilich nicht erster Güte, andererseits auch vielfach als Eingeborenenreservat für Besiedlungszwecke nicht verfügbar. Außerdem kaufte die Regierung noch während des Krieges und unmittelbar nach Friedensschluß Land zum Teil zu ganz übertrieben hohen Preisen. Für Farmen, die noch kurz vor dem Kriege zu einem Preise von 10 bis 20 Mark für den Rapschen Morgen (= 0,85 Hektar) den Besitzer gewechselt hatten, wurde zwischen 30 und 40 Mark bezahlt. Milner glaubte, es käme wirklich nicht darauf an,

denn das Land sei ja unendlich viel mehr wert und es bedürfe nur der richtigen Leute, denen man es in die Hände gibt, um dies zu erweisen. Denn die Theorie, daß die Buren in allem und jedem furchtbar rückständige Menschen seien und Englands Eroberungszug gewissermaßen nur ein Kampf des Lichtes mit der Finsternis war, gehört zum eisernen Bestande aller englischen Rechtfertigungen des Burenkrieges.

Die ersten Besiedelungsversuche wurden mit Soldaten und Volunteers gemacht, die zu mehreren auf kleinen Plätzen wohnen und gleichzeitig eine jederzeit bereite Armeereserve im Lande bilden sollten; von diesem Stadium des Kolonisationswerkes ist nur das heitere Lächeln auf den Gesichtern derer, die einem davon erzählen, übrig geblieben, das übrige ist in Soda und Whisky untergegangen. Aber bald ging man zu ernsthafteren Versuchen über, die man besonders im Freistaat betrieb, wo man insofern mehr Eile hat, als dort die Buren die ausgesprochene Mehrheit der Bevölkerung bilden und eine nennenswerte Minenindustrie, die ein Gegengewicht gegen sie bilden könnte, nicht vorhanden ist. Hier wählte man etwa 400 Rapsche Morgen als übliche Größe der Farmen. Aber für freistaatliche Verhältnisse ist dieses Ausmaß zu gering; 800—1000 Morgen sind für eine lebensfähige Wirtschaft mindestens nötig, da diese sich unbedingt auf die Viehzucht stützen muß. Der geringe Umfang der Farmen, vielfach überdies noch der Mangel an Kapital zur Anschaffung von Vieh, das infolge des Krieges noch jetzt recht hoch im Preise steht, verleitet die Ansiedler, sich hauptsächlich auf Ackerbau zu verlegen, der bei den klimatischen Bedingungen des Freistaats einfach ein Lotteriespiel ist. Regnet es nicht

bis Mitte Oktober, dann sind die Wintersaaten verdorrt, kommt der erste Regen nicht vor dem 15. Dezember, dann ist es für die Ausfaat von Mais zu spät, weil seine Reife durch die ersten Fröste bereits gehemmt wird. Und wenn es doch rechtzeitig geregnet hat, dann ist vielleicht die Erde schwarz von jungen Heuschrecken, den 'Footgangers', die die eben aus der Erde kommenden Spitzen der Pflanzen wegfressen. So mögen von fünf Ernten vier verloren gehen; gibt es dann freilich einmal wirklich eine gute Ernte, so gibt sie die Ausfaat reichlich wieder. Bei verständiger Wirtschaft wird der Farmer dann ihren Erlös zum Abzahlen von Schulden, Verbesserungsanlagen oder Ersparnissen verwenden. Nun wollte es der Zufall, daß dem Kriege besonders dürre Jahre folgten, in denen es kaum vor Ende Januar zu ausgiebigem Regen kam. Dazu kommt, daß der größte Teil der Ansiedler nicht im landwirtschaftlichen Beruf aufgewachsen ist und auch den Kanadiern und Australiern, bei denen dies der Fall sein möchte, doch die eigenartigen Bedingungen der südafrikanischen Wirtschaftsweise fremd sind. Lediglich die Söhne englischer Farmer aus dem Osten der Kapkolonie, die mit südafrikanischen Erfahrungen und Vieh versehen sind, werden sich voraussichtlich halten können. Ein Teil der Ansiedler ist schon bankrott geworden und man rechnet damit, daß etwa 80% dieses Schicksal ereilt, falls die Regierung die Pachtschillinge eintreibt. Die Pachtsumme wäre an sich nicht hoch, $5\frac{3}{4}\%$, worin bereits soviel Amortisation enthalten ist, daß die Farm in 30 Jahren Eigentum des Ansiedlers wird; dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß der Wert des Platzes hierbei nach dem Ankaufspreise, den die Regierung bezahlt hat, angenommen wird, was

mitunter das Doppelte des wirklichen Wertes ist. Stellenweise haben sich die Ansiedler schon wieder verlaufen, so z. B. im Zeerustdistrikt (Transvaal), wo auf dem Platze Willow-Park einmal bereits 120 Ansiedler vorhanden waren; das ganze Land wurde von der Regierung dann verkauft. Im Freistaat ruft ein Teil dieser unglücklichen 'Settler' (von den Buren scherzweise 'sukkelaars', Hungerleider, genannt) die Regierung um Hilfe an; aber einerseits hat die Regierung kein Geld mehr, andererseits erfolgt die Unterstützung nach einem gewissen Schema, das nicht den Würdigsten, sondern den Gerissensten in den Besitz der Unterstützung bringt, wofür mir charakteristische Beispiele erzählt wurden.

Was nun die politische Wirkung dieser Zustände ist und welches Maß von Begeisterung sie bei diesen importierten Stützen der englischen Krone erzeugen, kann man sich leicht ausdenken. Das Burenblatt des Freistaates, der 'Friend', der in englischer und holländischer Sprache erscheint und von einem früheren schottischen Geistlichen Drew, der vor dem Kriege in Johannesburg ein Hauptrufer im Streite gegen die Burenregierung war, während des Krieges aber seine Anschauungen völlig änderte, geleitet wird, hatte sich nun in geschickter Weise der Klagen der Ansiedler angenommen. Der Leiter der Zeitung erhielt darauf aus deren Kreisen eine Reihe von Zuschriften, die er zum Teil im 'Friend' veröffentlichte. In einer dieser Zuschriften wird geklagt, daß die Regierung ganz nach Gunst verfare und ihre Unterstützung insbesondere früheren Angehörigen des Heeres in ganz unsachlicher Weise zuwende, wofür mehrere Beispiele angeführt werden. Zum Schluß finden sich folgende bezeichnende Äußerungen:

„Tatsache ist, daß die ganze Landansiedelung nur einem Haufen von Unfähigen zugute kommt, die in deren Mißverwaltung angestellt sind. Die meisten von ihnen waren für ihre Freunde und Verwandten zu Hause eine Last und wurden von einer wohlthätigen Regierung herausgesandt, um auf Kosten dieses verarmten Landes ein vielleicht üppiges Leben zu führen. Die Landbesiedelung durch Briten hatte ursprünglich den Zweck, ein Gleichgewicht der Parteien herzustellen — Loyale gegen Unloyale. Ich wage aber zu behaupten, daß, abgesehen von den begünstigten militärischen Überbleibseln, die es in ihrem Interesse finden, Loyalität zu heulen und dafür gut bezahlt zu werden, die verdammenswerten Praktiken des 'Land Settlement Board' mehr unloyale Briten schaffen wird, als die Buren jemals in gleicher Zeit und auf gleichem Raum erzeugen können. Ich glaube, es ist im Interesse der Ansiedler selbst, miteinander in Verbindung zu treten und auf Mittel zu sinnen, die den Ruin abwehren und das Vorgehen dieser albernen Ansiedelungsbehörde unschädlich machen.“

Diese Sprache ist gewiß ziemlich deutlich. Sie wendet sich indes in erster Linie gegen die Mißwirtschaft bei einer Regierungsbehörde. Aber es ist mehr als fraglich, ob auch bei einer ganz einwandfreien Verwaltung aller Grund zu Beschwerden beseitigt wäre, da die Übelstände am ganzen System haften. Und selbst bei einem Gelingen des Ansiedelungswerkes im einzelnen, wäre es noch sehr zweifelhaft, ob die Regierung wirklich den erhofften politischen Gewinn einheimen könnte; denn früher oder später würden die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen

die englischen Farmer mit ihren burischen Berufsgenossen doch zusammenführen. Es ist bezeichnend, daß z. B. bei dem Kongreß, den die Buren des Freistaates im Dezember vorigen Jahres in Brandfort hielten, um über ihre Beschwerden gegen die Regierung zu beraten, die Buren eines Distrikts einen Engländer abordneten, der gegen die Buren im Kriege gefochten hatte und sich nach dem Kriege dort niederließ. Versucht es andererseits die Regierung die Ansiedler in Schuldknechtschaft zu erhalten oder sie bloß als Pächter einzusetzen, dann werden sie sich stets als Heloten fühlen und bestrebt sein, sich bei günstiger Gelegenheit selbständig zu machen. Südafrika ist kein Land für Pächter; um gerade seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und sein Lebenlang ein unfreier Mann zu sein, dazu geht niemand nach Südafrika. In Zeiten wirtschaftlichen Darniederliegens, wie gegenwärtig, wird man natürlich Leute finden, die irgend etwas ergreifen, um nur dem Verhungern zu entgehen, aber jeder wirtschaftliche Aufschwung wird die Pachtstellen wieder leeren und es wird gerade nur das minderwertigste Material auf denselben verbleiben. Aus diesem Grunde hat auch die Kolonisation durch Pächter, die die Regierung bei Putschestroom versucht hat, keine glänzenden Aussichten.

Ein anderes Kolonisationsunternehmen der Regierung, das nicht mit der Ansiedelung von englischen Einwanderern im Zusammenhang steht, verdient hier Erwähnung, da es auf die englische Verwaltungspraxis einige Streiflichter wirft; es sind die 'Burgher Land Settlements'. Sie bezwecken Buren der sogenannten Beitwohnerklasse, die nach dem Kriege aller Mittel entblößt waren, die Möglichkeit zu geben, sich eine Existenz zu gründen; natürlich

sprachen auch hier politische Erwägungen mit, man berücksichtigte in erster Linie 'National Scouts'; es sollte der Kern einer englisch gefinnten und der Anglisierung von vornherein keinen Widerstand entgegensetzenden Burenbevölkerung geschaffen werden. Auf diese Weise sind bis Juli 1904 zur Zeit der Abfassung des letzten Regierungsberichts über diesen Gegenstand 1160 Familien mit insgesamt 5500 Köpfen angesiedelt worden; dies aber nicht direkt durch die Regierung, sondern durch Vermittelung von besonderen Landgesellschaften, die natürlich dabei verdienen wollen. Trotzdem betragen die Verwaltungskosten der Regierung dabei auch noch 130.000 Mark im Jahre.

Die größte dieser Gesellschaften ist die 'African Agricultural and Finance Corporation', die nach dem Kriege von einem Herrn Carlis, der unter einem weniger englisch klingenden Namen zu Wongrowis in Posen das Licht der Welt erblickt hatte, mit einem Nominalkapital von 20 Millionen Mark ins Leben gerufen wurde; ihr größter Landbesitz befindet sich in der Gegend von Potschefstroom, wo diese Gesellschaft eine Anzahl von Farmen teils gekauft teils gepachtet hat, beides zu außerordentlich hohen Preisen; so hat die Gesellschaft für eine Farm, die vor dem Kriege 150.000 Mark gekostet hatte 500.000 Mark bezahlt. Die Regierung macht nun der Gesellschaft Vorschüsse aus dem Repatriationsfond, die bisher eine Höhe von 6 Mill. Mark erreicht haben; es ist die Frage, ob der ganze Besitz der Gesellschaft diesen Wert hat. Außerdem könnte die große Bewässerungsanlage in Potschefstroom wohl der Gegenstand von Prozessen werden, da das Wasser des Mooi River nicht dem Gesetz entsprechend in den Fluß zurückgeleitet wird. Es ist ziemlich klar, daß durch

das Dazwischentreten dieser Gesellschaft, die einerseits sehr teuer gekauft, dann auch noch ihr Kapital verwässert hat und natürlich darauf auch noch verdienen will, die Sache außerordentlich verteuert wird; und wenn es einmal dazu kommen soll, die Verzinsung aufzubringen, dann werden die Ansiedler dazu nicht imstande sein. Diese sind überdies ausschließlich Pächter und wenn auch eine bestimmte Dauer des Pachtvertrages vorgesehen ist, so sind die Verträge doch so abgefaßt, daß die Pächter unter irgend einem Vorwand jederzeit an die Luft gesetzt werden können. Die Stimmung unter den Pächtern ist denn auch recht unzufrieden und irgend eine Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse wird viele zum Wegziehen veranlassen, da auch jetzt schon der Wechsel häufig ist. Jedenfalls hätte die Regierung hier noch am ehesten einen Erfolg erreichen können, wenn sie die Sache selbst in die Hand genommen hätte; ob sie das unterlassen hat, weil sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte oder weil die Gesellschaften bei ihr über gute Anwälte verfügten, lasse ich dahingestellt.

Die ganze Ansiedlungspolitik der Regierung war ein großer Fehlschlag; den 60 Millionen Mark, die aus der nach dem Kriege aufgenommenen Anleihe dafür ausgegeben worden sind, steht kein nennenswerter Erfolg gegenüber. Aber nicht allein diese Landesgelder sind für derartige Zwecke ausgegeben worden; auch mancher Engländer, der eine größere oder geringere Summe dem gleichen Zwecke geopfert hatte, steht trauernd am Grabe seiner Hoffnungen. Es ist verständlich, daß die Regierung nach dem Kriege die Niederlassung englischer Farmer in jeder Weise ermutigte. Mit den Volunteers kamen mancherlei Leute ins Land, die über Mittel verfügten

und solche befanden sich auch unter den englischen Offizieren. Der Gutsbesitzer genießt in England immer noch das höchste soziale Ansehen; neun Monate des Jahres auf dem Lande zu leben, während der „Saison“ drei Monate in London, ist das englische Gentleman-Ideal. Aber es ist kostspielig und wenig einträglich. So versucht es der mit geringeren Mitteln Versehene in den Kolonien. Zunächst kaufte auch dieser Teil der englischen Ansiedler in dem 'Boom' der Landpreise unmittelbar nach Friedensschluß viel zu teuer; dann waren sie fast ausnahmslos durch irgendwelche landwirtschaftliche Erfahrung im allgemeinen — von den besonderen Verhältnissen Südafrikas ganz zu schweigen — nicht beschwert. Einige nahmen sich Buren als Verwalter, die ein herrliches Leben führten. Von denen die ohne Anleitung durch Schaden klug zu werden suchten, erzählt man die ergößlichsten Schnurren: von dem klugen Manne der seinen Damm auf der Spitze des Berges anlegte, damit er den regenspendenden Wolken näher sei, dem andern, der dem Buren, von dem er Schafe gekauft hatte, vorwarf, er hätte ihm ganz alte Tiere angehängt, denn sie hätten im Oberkiefer keine Zähne mehr, von dem Dritten, der die Kürbisse in Stücke schnitt um sie auszustechen, wie Kartoffel usw. Mag manches davon erfunden sein, es kennzeichnet doch das Urteil, das man über diese „Gentleman-Farmer“ hat; und daß ich keinen einzigen Buren traf, der ihnen irgend etwas Schlechtes wünschte, im Gegenteil, jeder sie als einen Lichtblick in diesen schweren Zeiten bezeichnete, da sie doch etwas Geld unter die Leute brächten, zeigt zur Genüge, daß sie für sie keine Gefahr bedeuten. Auch von den Ansiedlern dieser Art hat sich ein Teil bereits unter schweren Verlusten wieder

zurückgezogen und die Zahl derer, die ein genügend großes Portemonnaie besitzen, um das nötige Lehrgeld zu bezahlen, ist verschwindend klein.

Zu diesen Leuten gehört z. B. der Herzog von Westminster. Er selbst ist freilich nur Ansiedler in partibus. Denn bekanntlich gehört ihm ein gut Teil der Stadt London und schon in die Wiege wurde ihm die harte Aufgabe gelegt mit einem Einkommen von 40 Millionen Mark jährlich fertig zu werden. Als Patriot wollte er ein gutes Beispiel geben und kaufte in der Nähe von Sabanhu im Freistaat etwa 9000 Rapsche Morgen zusammen; auch er zahlte großmütig etwa das Vierfache dessen was der Boden vor dem Kriege wert war. Er sparte auch weiterhin mit dem Gelde nicht; ein schönes Haus für den Direktor erhebt sich an der Lehne des Bergrückens, der den Besitz durchzieht, nicht weit davon ein prachtvoller Stall für Rennpferde und Zuchthengste, Wirtschaftsgebäude, Pächterhäuser, alles in Stein und mit roten Ziegeln — in diesem Lande ein großer Luxus — gedeckt; es ist in der That ein lieblicher Anblick, wenn man von der Höhe hinabblickt auf die grüne Ebene, vor sich die herrliche Rennbahn, da und dort das rote Dach eines Farmhauses, in der Ferne die Malutiberge des Basutolandes. Es läßt sich denken, daß das alles noch viel schöner aussehen wird, wenn erst um jedes Farmhaus herum Obstgärten angelegt, die Bewässerungswerke, an denen man arbeitet, vollendet sein werden. Man kann unendlich viel schaffen, wenn man mit dem Gelde nicht zu sparen braucht. Aber eine andere Frage ist die, ob der Herzog von Westminster durch seinen Besitz mehr beweist, als daß er ein sehr reicher Mann ist, ob er auch nur in 10 Jahren auf eine Rentabilität hin-

weisen kann, die andere Leute zur Nachahmung seines Experiments einladet. Ich möchte das bezweifeln. Auch er denkt nicht daran selbständige Bauern auf seinem Besitz heranzuziehen, er will nur Pächter haben. Auch hier sind die Stellen nicht groß genug für die klimatischen Verhältnisse des Freistaats. Zur Zeit meines Besuches dort waren erst zwei Pächter da, einige hatten unter Anhängung von Prozessen gegen den Herzog ihre Pachtstellen schon wieder aufgegeben. Schließlich wird man sich natürlich nach den Verhältnissen einrichten und der Herzog wird wohl zu seinen Pächtern kommen, er wird schöne Rennpferde ziehen, denn dafür ist die Gegend ganz ideal; und in einer nicht allzu nahen Zeit wird der Besitz so einträglich sein, daß er keine Zuschüsse mehr zu leisten braucht. Aber die Geschicke Südafrikas werden die reichen englischen Landmagnaten nicht sonderlich beeinflussen.

Der Versuch, das flache Land zu erobern, ist jedenfalls mißglückt; seitens der Regierung ist dabei viel Geld verpulvert worden, für das die Gesamtheit der Einwohner schließlich aufkommen muß. Das Kapital, das von einzelnen Personen hierbei verloren wurde, ist dem Lande zugute gekommen, ein Teil davon auch in die Taschen der Buren geflossen. Für diesen Ausgang der Sache sind vor allem zwei Ursachen verantwortlich: erstens der blinde Eifer mit dem man sich in die Sache gestürzt hat, ohne erst irgendwie Erfahrungen abzuwarten; zweitens das offenbar wenig geeignete Ansiedlermaterial, das England zur Verfügung steht. Zwar haben ein gut Teil, davon die Kolonien: Kanada, Australien, Neuseeland gestellt; aber keine dieser Kolonien ist bis jetzt überbevölkert und überall bieten sich dort dem landes-

kundigen tüchtigen Farmer noch gute Aussichten auf Fortkommen, so daß er sein Land nicht zu verlassen braucht. Was aber der Krieg aus diesen Kolonien an Mitstreitern nach Südafrika gebracht hat, war gerade nicht die Blüte des Landes. In einem australischen Blatte stand während des Krieges einmal wörtlich zu lesen, das einzig Gute an der Entsendung der australischen Hilfstruppen sei, daß man auf diese Weise das Gesindel in Australien los werde. England selbst aber hat infolge seiner Industrialisierung keine ländliche Bevölkerung mehr, die einen nennenswerten Überschuss für die Auswanderung abgeben könnte. Zu alledem kommt, daß Kleinsiedelung, die für den von England erwünschten politischen Zweck in erster Linie in Betracht kommt, weil sie kein zu hohes Kapital erfordert und Massen ins Land bringt, an sich schon in Südafrika ein sehr schwieriges Problem ist, das nur an einzelnen Stellen und da fast ausschließlich von Deutschen glücklich gelöst worden ist.

Einsichtige Engländer sehen diese Lage der Dinge sehr wohl. Am wertvollsten ist in dieser Beziehung das Urteil des Colonels Owen Thomas in seinem Buche: *Agricultural and Pastoral Prospects of South Africa* (das beiläufig bemerkt auch mit Rücksicht auf Deutschsüdwestafrika sehr lesenswert ist). Der Verfasser, ein erfahrener Landwirt, kommt zu dem Urteil, daß die bisherigen Kolonisationsversuche vollständig mißlungen seien; er verspottet die Ansichten derer, die da meinten, man brauche nur ein paar Hundert Engländer über das ganze Land hin zu zerstreuen, und diese würden im Handumdrehen die Buren englisch machen; er sieht vielmehr die gegenteilige Gefahr, daß diese Engländer verburen. Sehr interessant ist der Ausspruch eines Buren, den Thomas in seinem Buche wieder-

gibt, der sich, wie er erzählt, sehr betrübt zeigte, als er seine Ansicht ausdrückte, daß das gegenwärtige Kolonisationsystem ein Mißerfolg sei. „Wir werden, sagte der Bur, bald eine Volksvertretung bekommen. Wenn ihr zehntausend Ansiedler in die ländlichen Distrikte verteilt, so werdet ihr uns dadurch nur eine entsprechend größere Anzahl von Vertretern geben. Diese zehntausend Ansiedler werden in den Gegenden verstreut sein, wo wir Buren die große Mehrheit bilden und infolgedessen werden ihre Stimmen, im Vergleich zu den unsrigen, bedeutungslos sein. Außerdem wird eine beträchtliche Zahl der neuen Ansiedler sicherlich mit uns stimmen, weil unser politisches Programm sich der Interessen der Landbewohner annehmen wird. Nun werden die Bewohner der städtischen Distrikte jedenfalls ein ganz anderes Programm vertreten, ein Programm, das die städtischen Interessen gegenüber den ländlichen bevorzugt. Sie werden zum Beispiel die Farmer besteuern wollen, sie werden alle Schutzzölle, die die Lebenshaltung in den Städten verteuern könnten, ablehnen, und werden im allgemeinen geneigt sein, die Lasten von den Schultern der Städter auf die der Landbewohner abzuwälzen. Ist es wahrscheinlich, daß irgend ein Farmer für eine derartige Politik stimmen wird? Ich behaupte, daß eure neuen Ansiedler es mehr in ihrem Interesse finden werden, das Programm der Buren zu unterstützen, als das der Stadtleute. Infolgedessen werden sie für die Buren stimmen und Schritt für Schritt werden sie ihren Gedankenkreis, ihre Gewohnheiten, ihre Lebenshaltung, ihre Neigungen uns anpassen, bis sie ganz die unsrigen sind. Bringt uns also Ansiedler her in Menge, und wir werden sie in Buren verwandeln. Das ist es, was eure Landbesiedelungspläne für uns bedeuten: einen

zahlenmäßigen Zuwachs für die Burennation und für deren Kräfte. Und aus diesem Grunde bitte ich täglich den Allmächtigen auf meinen Knien, daß er diese Landbesiedelung gedeihen lassen möge, die ihr Rathis so verblendet und so anmaßend zu eurem eigenen Verderben ins Leben gerufen habt!"

Mag sein, daß es dem Manne Spaß gemacht hat, dem Engländer gegenüber das Kraftgefühl des Buren stärker herauszustreichen und deshalb etwas zu übertreiben; ähnlichen Gedankengängen bin ich aber auch wiederholt bei Buren begegnet und bestimmte Tatsachen sprechen für deren Richtigkeit. Thomas rät, den ganzen bisherigen Besiedelungsplan aufzugeben, hingegen die Einwanderung von Engländern nach den vorwiegend englischen Teilen Südafrikas: der Ostprovinz der Kapkolonie, Natal und Rhodesia nach Möglichkeit zu fördern. An sich ist der Gedanke sicherlich nicht unverständlich, daß es für England mehr darauf ankomme, überhaupt eine Mehrheit einer loyalen englischen Bevölkerung in Südafrika zu besitzen als diese gerade über das ganze Land zu verteilen; eine andere Frage ist es freilich, ob in den genannten Teilen Südafrikas überall die Bedingungen vorhanden sind um eine stark vermehrte Bevölkerung zu ernähren. Von anderer Seite hofft man aber doch noch das Problem einer ländlichen Besiedelung der ehemaligen Republiken mit Engländern lösen zu können; bei der großen politischen Bedeutung, die diese Sache doch unter allen Umständen für England hat, will englische Zähigkeit sich hier nicht so rasch geschlagen erklären. So glaubt Sir Gilbert Parker, einer der Flügeladjudanten Chamberlains und Mitglied des englischen Unterhauses ein neues Auskunftsmittel gefunden zu haben und bereifte, um sich von seiner

Anwendbarkeit zu überzeugen, im vergangenen Jahre Südafrika. Nach seinem Vorschlage möge die Regierung der 'Imperial League' Land überlassen und diese will dann Engländer in Gruppen gleicher landschaftlicher Abstammung ansiedeln, wodurch vor allem die Afrikanisierung dieser Ansiedler verhindert werde. Man wird hierbei manches geschickter anfangen können als bisher, aber wirtschaftliche Schwierigkeiten lassen sich doch durch den Gebrauch des heimatlichen Dialekts allein nicht überwinden. Eine Hauptsache endlich: was für Auswanderer hat England abzugeben? Vielleicht wird das wesentlichste Ergebnis dieses Versuches eine Anregung für das englische Publikum sein, über die Folgen der englischen Wirtschaftspolitik im 19. Jahrhundert nachzudenken.

Neben diese weitausschauenden Aufgaben, die Herrschaft Englands in Südafrika für die Zukunft zu befestigen, trat für Lord Milner die laufende Arbeit der Verwaltung der neuerworbenen Kolonien, die aber natürlich auch neu organisiert werden mußte. Die „schlechte, bestechliche Verwaltung Transvaals“ war ja einer der Hauptvorwände zum Kriege gewesen. Daß da tatsächlich Bestechlichkeit geherrscht hat, leugnet in Südafrika kein verständiger Mensch. Andererseits fand die musterhafte, den einfachen Verhältnissen überaus zweckmäßig angepasste Verwaltung des Freistaats ebenso allgemeine Anerkennung; dies beweist, daß die Buren an sich wohl zur Schaffung und Leitung eines Staatswesens befähigt waren und die Übelstände, die sich in Transvaal herausgestellt haben, auf die besonderen Verhältnisse, die durch die rasche Entwicklung der Goldindustrie bedingt waren, zurückzuführen sind. Wenn man aber davon absieht, daß die Leiter der Goldindustrie größeren Einfluß auf die Regierung er-

halten haben und deshalb mit ihr jedenfalls zufriedener sind als mit ihrer Vorgängerin, so sind bei dem übrigen Teil der Bevölkerung — seien es nun Engländer oder Buren — die Klagen allgemein; die Hauptbeschwerden richten sich gegen die Unfähigkeit der Beamten, die Kostspieligkeit des Verwaltungsapparats und die Verschwendung der öffentlichen Gelder. Daß die Korruption nach wie vor in Blüte ist und man heute einem untergeordneten Schreiber das zahlen muß, wofür früher schon der Abteilungschef zu kaufen war, wird eigentlich nur so nebenher beklagt; das nimmt man als selbstverständlich hin. Der Geist des Erwerbssinnes, der dieses koloniale Leben beherrscht, stumpft die Entrüstung über derartige Dinge erheblich ab und der ‚Hero of Maseking‘, General Baden-Powell hat in seinem Ansehen nicht sonderlich darunter gelitten, daß die einträglichen Armeelieferungsgeschäfte, die er im Verein mit einem Juden namens Weil während des Krieges machte, ihm ein ansehnliches Vermögen einbrachten.

Man hat vielleicht Anlaß, sich darüber zu wundern, daß England nicht die Auslese seiner Beamtschaft an die schwierige Aufgabe gestellt hat, die in Südafrika nach dem Kriege zu bewältigen war. Aber man vergesse nicht, daß infolge des hochausgebildeten Grundsatzes der Selbstverwaltung England eine Bürokratie etwa in der Art der preussischen nicht besitzt; an sich vielleicht kein Nachteil, aber es erklärt sich daraus doch, warum England nicht in der Lage ist, in einem Fall wie dem vorliegenden einen durch Korpsgeist und Tradition verbundenen einheitlichen Beamtenkörper einer neuerworbenen Kolonie zur Verfügung zu stellen bis diese etwa so weit ist, Selbstverwaltung einzuführen. So

mußte Milner sich seine Beamten von überall herholen und sich einen Beamtenkörper erst schaffen. Verhältnismäßig das beste Material lieferten ihm noch die alten südafrikanischen Kolonien, das Kap und Natal, aber er machte davon nicht im allzu ausgedehnten Umfange Gebrauch; beim Richterstande war er allerdings in weitgehendem Maße durch das herrschende holländisch-römische Recht dazu gezwungen; auf diesem Gebiete hört man auch die wenigsten Klagen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich anmerken, daß die Buren in ihrem Urteil über Beamte nie den Eindruck einer allgemeinen Nörgelsucht machen, sondern es gerne anerkennen, wenn ein Beamter ihnen tüchtig und gerecht erscheint. Aber selbst unter Berücksichtigung dieser Schwierigkeiten, wäre es zweifellos möglich gewesen, einen besseren Beamtenstab zusammenzubringen, wenn dabei Protektion nicht eine so große Rolle gespielt hätte. In England scheint man der Ansicht gewesen zu sein, daß nicht das Beste, sondern das, was man nicht brauchen konnte, für Südafrika gerade noch gut genug sei. Lord Milner hat dem keinen Widerstand geleistet, hat schließlich sogar mit anerkennenswerter Selbstverleugnung die Sünden seiner Schützlinge auf sich genommen, für die er ja allerdings auch verantwortlich war. Junge Leute ohne Erfahrung kamen in die einflußreichsten Stellungen; das wichtige Amt des Kolonialsekretärs wechselte seit dem Kriege dreimal seinen Inhaber. Die Bevölkerung aber sprach von „Lord Milners Kindergarten“. In welcher Weise ein einziger ungeeigneter Beamter gerade in der Zeit nach dem Kriege infolge reichlich vorhandener Mittel und des Mangels jeder parlamentarischen Kontrolle Millionen zum Schaden der Kolonie verschleudern konnte, möchte ich kurz am

Beispiel des verflorenen Leiters der Eisenbahnen, Sir Percy Girouard erläutern.

Zu Beginn des Krieges war Girouard, ein französischer Kanadier, noch ein simpler Oberleutnant des Ingenieurkorps in Egypten gewesen. Lord Rithener berief ihn dann nach Südafrika und machte ihn zum Chef der vom Militär betriebenen Eisenbahnen. Dieser Aufgabe mochte er ganz gut gewachsen sein, aber zwischen der Leitung einer Eisenbahn in Kriegszeiten, wo nur militärische Aufgaben zu erfüllen sind, und in Friedenszeiten, wo die Eisenbahnen einen großen Teil der Staatseinnahmen aufzubringen haben und natürlich unter rein kommerziellen Gesichtspunkten verwaltet sein wollen, besteht doch ein himmelweiter Unterschied. Trotzdem wagte man das Experiment, Girouard, auch nach dem Friedensschluß auf seinen Posten zu belassen. Es sollte den Kolonien teuer genug zu stehen kommen. Das Eisenbahnbudget für 1903/04 sah 15 Millionen Mark mehr Einnahmen vor als tatsächlich eingingen. Das mag noch hingehen, wenn auch der Rückgang der Frachten einigermaßen voraussehen war. Aber trotz dieser geringeren Leistungen überschritten die Ausgaben um nahezu 14 Millionen den Voranschlag. Nachdem Herr Girouard das Feld seiner Tätigkeit verlassen hatte, sank der Betriebskoeffizient der Bahnen von 70,8% (zweites Halbjahr 1903) auf 58,7% (gleiche Periode 1904) und der Reingewinn hob sich für den gleichen Zeitraum um 5 Mill. Mark. Hundert Lokomotiven, die Girouard bestellt hatte, konnten überhaupt nicht in Verwendung genommen werden, da sie für den vorhandenen Unterbau der Bahnen zu schwer waren. Bei Einrichtung der Zivilverwaltung mußten die Kolonien 15 Millionen an den Militäriskus für den

Inhalt der Eisenbahnmagazine bezahlen; als dann aber eine besondere Kommission deren Zustand prüfte, stellte sich heraus, daß diese sich in einer heillosen Unordnung befanden, eine Menge Vorräte fehlten und daß tatsächlich ein gut Teil des bezahlten Geldes verloren war.

Andererseits wurden Waren in einer Menge gekauft, die den Bedarf auf viele Jahre hinaus decken und teilweise wieder verkauft werden müssen. In welcher Weise vom Departement der öffentlichen Arbeiten mit dem Gelde gewirtschaftet wurde, zeigt auch folgendes Vorkommnis. Vor dem Kriege hatte die Transvaalregierung bereits beschlossen, eine Bahn von Pretoria nach Rustenburg zu bauen. Die neue Regierung machte von dem Projekt aber keinen Gebrauch, beschloß eine Bahn von Krügersdorp nach Rustenburg zu bauen, fing mit dem Bau auch an und auf dem Wege zwischen Krügersdorp und Rustenburg kann man bereits weit fortgeschrittene Erdarbeiten sehen — die plötzlich eingestellt wurden, nachdem bereits etwa 600 000 Mark verausgabt worden waren. Im November vorigen Jahres beschloß dann auch der interkoloniale Rat (eine Art von konstitutionellem Feigenblatt des Milnerschen Absolutismus), daß das alte Projekt der Pretoria—Rustenburg-Bahn ausgeführt werden sollte. Daraufhin großes Geheul der Patrioten von Krügersdorp, die den Intrigen der Patrioten von Pretoria unterlegen waren; und da die Patrioten hüben und drüben ihrer staatsmännischen Einsicht, daß ihre Linie allein das Heil des Landes bedeute, durch Landkäufe längs der erhofften Bahn zu Hilfe gekommen waren, gab es bissige Fehde. Schließlich werden wohl beide Bahnen gebaut werden. Zum Lohne für alle diese Verdienste war Girouard Colonel und Sir geworden, hatte auch eine Tochter des Justiz-

ministers geheiratet und schien so in der Regierung von Transvaal gut verankert. Aber seine Tätigkeit wuchs mehr und mehr zum öffentlichen Skandal aus; so mußte Milner ihn schließlich doch fallen lassen. Aber er fiel ziemlich weich. Er bekam zunächst ein halbes Jahr Urlaub und dann noch ein halbes und schließlich, als er sich ganz von Südafrika trennte, noch ein volles Jahresgehalt von 70000 Mark als ‚bonus‘, wie sich Lord Milner ausdrückte, als Entschädigung dafür, daß er die ihm bevorstehende glänzende Laufbahn in Egypten Südafrika zuliebe aufgegeben hatte. Raum aber hatte er den ‚bonus‘ in der Tasche, so nahm ihn Ritchener in Gnaden in Indien wieder zu sich und verschaffte ihm dort eine einträgliche Stellung.

Das ist ein Beispiel, allerdings aus einem Betriebe wo ein unfähiger Beamter besonders viel Unheil anrichten konnte. Insbesondere wiederholt sich in allen Ressorts die außerordentliche Kostspieligkeit des Verwaltungsapparats. So betrugen in einem Budgetjahr die Ausgaben der Leitung des Schulwesens 2400000 Mark, womit, wohlgemerkt, noch nicht ein Lehrer und nicht ein Stein zu einem Schulhause bezahlt worden ist; das sind nur die Generalunkosten. Ein sachverständiger Mann rechnete mir vor, daß in dem Bezirke des Freistaats, in dem er wohnt, die Verwaltungskosten unter der alten Regierung 40000 Mark betrugen, gegenwärtig mindestens 160000 Mark. Selbst wenn man die darin inbegriffenen Kosten für die Constabulary durch die Lage der Dinge als gerechtfertigt ansieht, so ist die Steigerung doch noch ganz außerordentlich. In Transvaal ist von je sechs erwachsenen Weißen einer im Dienste der Regierung.

Zum Vergleiche von einst und jetzt sind auch einige Posten im interkolonialen Budget, das die den neuen Kolonien gemeinsamen Ausgaben umfaßt, recht lehrreich. Da findet sich eine Ausgabe von 471000 Mark für den Gehalt und andere Ausgaben des Gouverneurs, Lord Milner. 160000 Mark davon bilden sein Gehalt (wozu noch 60000 Mark kommen, die er als „Highkommissioner“ von England empfängt). Der Rest geht auf Sekretäre, Reisekosten und Telegramme auf. Die Kosten für Extrazüge und ähnliches sind dabei noch nicht einmal eingerechnet. Außerdem genießt der Gouverneur Zollfreiheit und andere Vergünstigungen. Ein anderer Posten beziffert sich auf 222700 Mark für Unterhaltung der Wohnung und des Bureaus des Gouverneurs in Johannesburg. Allein die Beleuchtung kostet über 26000 Mark. Unter dem Titel: „Neuanschaffungen“ sind 60000 Mark angeführt, für Kontormöbel, einige andere Dinge und — einen Ball, den Lord Milner in der Wanderhalle zu Johannesburg gegeben und der etwas über 30000 Mark gekostet hat. Das macht alles zusammen 1022000 Mark für den Gouverneur in einem Jahre. Sein Stellvertreter für Transvaal braucht auch 255000 Mark, der für die Oranjesfluszkolonie 392000 Mark, also allein die Spitze der Verwaltung kostet den neuen Kolonien die bescheidene Summe von 1669000 Mark. Überdies wurden 600000 Mark ausgegeben für den Ankauf der Villa, in der Lord Milner in Johannesburg wohnte, die aber jetzt erst zu einer würdigen Wohnstätte des Gouverneurs ausgebaut werden soll, während für den Bau eines Wohnhauses für den stellvertretenden Gouverneur in Pretoria 800000 Mark ausgeworfen sind. Aber den englischen Blättern in Johannesburg ist das alles noch zu bescheiden

und der Johannesburger „Leader“ empfahl kürzlich, man möge das Fort in Johannesburg niederreißen und an dessen Stelle einen Gouverneurspalast hinbauen, der den Justizpalast in Brüssel in den Schatten stellen soll! Denn der neue Gouverneur, Lord Selborne sei ein verheirateter Mann und könnte sich doch nicht mit einer derartigen Unterkunft zufrieden geben, wie Milner sie benützt habe, und zu Bällen in einem so vulgärem Lokal einladen, wie die Wanderhalle. Damit vergleiche man, daß Paul Krüger ein Jahresgehalt von 154000 Mark bezog, worin das Gehalt seines Privatsekretärs und 6000 Mark Wohnungsschädigung bereits inbegriffen waren; und das war noch ein fürstliches Einkommen im Vergleich zu dem des Präsidenten Steijn.

Ein besonders skandalöses Bild von Mißverwaltung bot aber die Tätigkeit der „Repatriationskommission“. Nach dem Kriege garantierte England den neuen Kolonien eine Anleihe von 700 Millionen Mark, die die notwendigen Mittel für die Neuordnung der Dinge bieten sollten. Davon wurden 280 Millionen zur Ablösung des Transvaalschen Eisenbahnnetzes und 80 Millionen zur Tilgung von Schulden der alten Regierungen verwendet. Vom Rest wurden 116 Millionen für die „Repatriation“ der Buren ausgegeben. 35 Millionen gingen davon allein in Gehältern und Administrationskosten auf. In einem Bezirk betrug, wie mir jemand, der die Bücher gesehen hatte, mitteilte, der monatliche Aufwand an Gehältern 3400 Mark, während für Zwecke der Repatriation in keinem Monat mehr als 1000 Mark verausgabt wurden. In der Verschleuderung gerade dieser Gelder lag vielleicht System. Dieser Repatriationsfond war bestimmt, die Buren möglichst in die Schuld-

knechtschaft der Regierung zu bringen, ohne ihnen allzuviel als Gegenleistung dafür zu bieten. Aber der gewünschte Zweck wurde doch nicht ganz erreicht und insbesondere fehlt der Regierung der Mut, die äußersten Folgerungen zu ziehen und die gemachten Vorschüsse nach ihrer Fälligkeit einzutreiben. Denn der englische Publizist Dakemann in Johannesburg hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß dies einfach die Entfachung des Aufruhrs bedeuten würde; wenn er aber gleichzeitig vermutet, daß 90% dieser Ausstände niemals einzutreiben sein würde und einfach verloren sei, so ist das doch wohl zu hoch gegriffen. Übrigens war diese Repatriationskommission mit ihrer gegen sich selbst so weitherzigen Verwaltung auch die erste Beute, die den politischen Anhängern der neuen Regierung hingeworfen wurde; aber auch in dieser Beziehung haben sich die erhofften Wirkungen kaum eingestellt, das einmalige Trinkgeld reichte doch nicht aus.

Allmählich tritt unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in dieser Mißverwaltung eine Besserung ein; jeder Fortschritt auf dem Wege zur Selbstverwaltung steigert natürlich auch den Einfluß der Bevölkerung auf die Regierung. Sogar der von Milner ernannte gesetzgebende Rat hatte einmal den Mut gefunden, sich sehr deutlich über die Unfähigkeit der Beamten auszusprechen. Die Hilfsquellen Transvaals sind ja wohl an sich reich und es war kein so großes Kunststück, schließlich das Gleichgewicht im Budget wieder herzustellen. Aber an den Nachwehen der Milnerschen Finanzpolitik werden die neuen Kolonien noch lange zu tragen haben. Milner hatte das Bestreben, den Kredit Transvaals nicht allzustark zu belasten, damit es möglichst bald die 600 Millionen Kriegsschuld, die die Randmagnaten in einer

sehr eigenartigen Weise England als Kostenbeitrag zum Kriege „garantiert“ hatten, an England bezahlen könne. Mit 1300 Millionen Schulden ist aber dann der Kredit Transvaals doch so ziemlich aufs äußerste angespannt, insbesondere wenn man in Rücksicht zieht, daß das Land von seinem im Boden liegenden Kapital zehrt und daher auf rasche Amortisation seiner Schulden bedacht sein muß. Von den Buren wird natürlich in erster Linie beklagt, daß dadurch der Weg für eine Anleihe verlegt wird, die den Buren wieder auf die Beine helfen soll. Aber auch ein großer Teil der Engländer — und gerade die, die vor dem Kriege schon im Lande waren und am engsten mit ihm verbunden sind — ist sehr erbittert. Die Leute, die die Gefolgschaft von Rhodes und den Kapitalisten vor dem Kriege gebildet und die Chorführer bei den Schaustellungen der Entrüstung gegen den „Krügerismus“ gespielt hatten, dachten natürlich, daß sie die ersten wären, die nach der Eroberung Transvaals die Früchte ihrer eifrigen Tätigkeit genießen mußten. Aber diese *Dii minores* bekamen von der Beute wenig ab und die 'Litlander' von einst empfinden nun die Menge, die sich an den Krippen drängt, als unerfreuliche 'Litlanders'. Außerdem gibt es aber doch natürlich unter den Engländern Männer, denen das Wohl des Landes am Herzen liegt und die mit Besorgnis in die Zukunft sehen. Zu all dem kommt noch eins: in dem Friedenstraktat war ausgemacht, daß der Landbesitz nicht besteuert werden sollte. Ferner war Johannesburg vor dem Kriege die einzige Stadt mit Selbstverwaltung gewesen, überall sonst — auch in Pretoria — sorgte der Staat in patriarchalischer Weise für die Bedürfnisse der Städte mit. Natürlich konnte es bei dem

nach dem Kriege einsetzenden Wachstum der Städte bei diesen Zuständen nicht bleiben und die Bevölkerungszunahme stellte an die Stadtverwaltungen große Anforderungen. So weisen die Steuern der Grundbesitzer in den Städten eine enorme Steigerung auf; von zwei glaubwürdigen Persönlichkeiten in Pretoria erhielt ich folgende Angaben: der eine hatte vor dem Kriege jährlich insgesamt 70 Mark Steuern bezahlt, jetzt sind es 3000 Mark, beim andern waren es vorher 140, jetzt 4200. Selbst wenn hier besondere Verhältnisse mitspielen, so ist doch die Klage über die Steigerung der öffentlichen Lasten in den Städten ganz allgemein. Sie trifft hier aber natürlich weit mehr Engländer als Buren.

Diese Skizze der englischen Verwaltungstätigkeit in den ehemaligen Republiken bedarf noch einer sehr wesentlichen Ergänzung durch eine Schilderung des Einflusses, den die Großkapitalisten des Randes auf die Regierung ausüben; aber nur eine Darstellung der Goldindustrie in allen ihren Beziehungen zum Lande wird dem Leser ein klares Bild von der Bedeutung dieser Großmacht im wirtschaftlichen und politischen Leben Südafrikas geben können.

4. Kapitel.

Randmagnaten und Goldindustrie.

Die Welt liebt es nicht, das Gold im gewöhnlichen Lichte des Alltags zu sehen; wie Blut ein besonderer Saft, so ist Gold ein besonderer Stoff und aus dem Reiche der Sage und des Märchens haftet ihm ein dämonisch-romantischer Zauber an. Wenn irgend etwas diese Illusion zerstören kann, so ist es die Art, wie die Gewinnung des Goldes am Rande betrieben wird; auch die Allberiche von Johannesburg unterscheiden sich nicht von dem Typus des rücksichtslosen Geschäftsmenschen, den die Steigerung des Handels und Verkehrs und die Konzentrierung des Kapitals in unserer Zeit geschaffen haben. Dem Leser droht ein äußerst nüchternes Kapitel. Eine ausführliche Schilderung der Goldindustrie Transvaals zu geben fühle ich mich indes nicht berufen, sie könnte ein Buch für sich füllen. Wohl aber muß ich die Momente herausgreifen, die einen weitreichenden Einfluß auf die politischen Ereignisse gehabt haben und noch haben; denn so geläufig weiten Kreisen auch die Vorstellung ist, daß das Gold Transvaals die Ursache des Burenkrieges war, so herrschen über die näheren Zusammenhänge doch vielfach unklare Vorstellungen, insbesondere über den Anteil, den die natürlichen Be-

dingungen der transvaalschen Goldindustrie einerseits, persönliche Einflüsse andererseits auf den Gang der Ereignisse gehabt haben; wenn ich mich so ausdrücken darf, man weiß das Vermeidliche vom Unvermeidlichen nicht recht zu unterscheiden. Ich will versuchen, es anschaulich zu machen.

Das Charakteristische und Einzigartige des Goldvorkommens am Rand ist die außerordentliche Regelmäßigkeit und weite Ausdehnung der Quarzkonglomeratgänge, die das Gold in feiner Verteilung enthalten. Man stelle sich ein sanft abfallendes Hochplateau vor, das eine Reihe von übereinanderliegender Konglomeratplatten — die 'Main-Reef-Serie' — enthält, die unter einem Winkel von 60° zutage treten. In größerer Tiefe wird die Neigung zur Erdoberfläche geringer. Am 'Rand', östlich und westlich von Johannesburg, ist diese Formation in einer Ausdehnung von etwa 100 Kilometern nachgewiesen. Aber sie tritt im Osten wieder in Heidelberg, im Westen in Klerksdorp auf und man vermutet, daß sie auch dazwischen bei Potchefstroom unter den darüberlagernden jüngeren Formationen zu finden sein werde. Die gegenwärtig am meisten anerkannte Theorie ist die, daß wir es mit Ablagerungen in einem Meeresbecken der Vorzeit zu tun haben, in dem sich in bestimmten Schichten Goldsalze niedergeschlagen haben. Die größte Tiefe, bis zu denen sich das Reef erstreckt, ist bisher noch nicht erforscht; auf dem 'Surf Club'-Besitzum wurde es bei 1477 Metern erkreuzt. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es sich in beträchtliche Tiefen weiter fortsetzt. Natürlich entsprechen die Verhältnisse nicht ganz dieser schematischen Darstellung; das Reef wechselt in bezug auf seine Dicke und seinen Goldgehalt, es kommen Ver-

werfungen vor usw. Trotzdem bleibt, verglichen mit den Verhältnissen, die sonst beim Goldbergbau vorherrschen, die Regelmäßigkeit des Vorkommens beispiellos. Damit wird der dem Goldbergbau gewöhnlich anhaftende spekulative Charakter stark eingeschränkt. Ein Besitz von einer gewissen Anzahl Grubenfelder am Rande kann nach Senkung einiger Bohrlöcher in bezug auf seinen Inhalt an Gold ziemlich genau bewertet werden; der Reingewinn, der dabei gemacht werden kann, hängt dann natürlich noch von dem Stande der Technik, dem Preise der Arbeitskräfte usw. ab. Nimmt man aber hinzu, daß das Gold als das Währungsmetall der größten und fortgeschrittensten Wirtschaftsgebiete der Erde keinerlei Konjunkturschwankungen unterworfen ist und dadurch eine ganz eigenartige Stellung einnimmt, so ergibt sich, daß nicht leicht ein industrielles Unternehmen irgend welcher Art auf so sicherer und von vornherein zu berechnender Grundlage beruhen kann, wie eine Mine des Rands nach den ersten Aufschließungsarbeiten. Jedenfalls ist sie in ganz anderer Lage, wie die Goldbergwerke, die an Quarzgängen arbeiten, die vielleicht an der Oberfläche sehr reichen Goldgehalt aufweisen, der sich aber nach der Tiefe zu früher oder später verliert, und von denen man selbst in einem sehr weit fortgeschrittenen Stadium der Bearbeitung nie sagen kann, was sie wert sind.

Neben der Regelmäßigkeit des Vorkommens bildet die verhältnismäßige Armut des Erzes an Gold den zweiten für die ganze Art der Ausbeutung wesentlichsten Faktor; diese beiden Tatsachen ergänzen sich insofern, als der Goldgehalt des Reefs mit Ausnahme ganz weniger Stellen so gering ist, daß nur die Regelmäßigkeit der Formation es überhaupt abbauwürdig macht. Bisher

hat sich gezeigt, daß die Ausbissminen in der Mitte des Randes, also in und um Johannesburg, den goldreichsten Teil des Reefs bearbeiten; hier steigt die Ausbeute bis auf 100 Mark pro Tonne bei der Bonanzamine; von diesem Goldgehalt bis zu einem, der die Zahlbarkeit der Bearbeitung überhaupt ausgeschlossen erscheinen läßt, sind alle Abstufungen vertreten. Im allgemeinen kann ein Gehalt von über 40 Mark auf die Tonne schon als besonders reich gelten. Nach der ganzen Art des Vorkommens ist natürlich eine Ausbeutung in der Weise wie bei Alluvialfeldern von vornherein ausgeschlossen. Der 'Digger' mit dem romantischen Schimmer, den Bret Harte um ihn gewoben, spielte auf dem Rande zu keiner Zeit irgend eine Rolle. Eine Bearbeitung mit kleinen Mitteln war höchstens bei den reichsten Ausbissminen möglich, aber auch dort nicht rationell. Zur Ausbeutung des Randes gehörte von vornherein größeres Kapital; je tiefer das Reef liegt, desto mehr Geld braucht man zu seinem Abbau. Mit einer Stampfanlage von 200 Stempeln sind bei Schachttiefen von 300—700 m etwa 10 Millionen Mark, bei 700—1200 m 13 Millionen zwischen 1200—1700 m 15 Millionen zum Inbetriebsetzen der Mine nötig.

Die ersten Großkapitalisten des Randes kamen von Kimberley; dort hatten sie die Diamantwäscher, die sich später zu kleinen Gesellschaften zusammengetan hatten, allmählich teils verdrängt, teils zum Aufgehen in die großen Gesellschaften gezwungen, bis schließlich allein die Debeersgesellschaft das Feld behauptete. Bei der Diamantengräberei liegt die Sache in der Tat so, daß zunächst der kleine Mann ohne Kapital mit Gewinn und der Aussicht auf besondere

Glückszufälle arbeiten kann, später, wenn die obersten Schichten ausgearbeitet sind, Gesellschaften mit geringem Kapital; denn der technische Aufwand bei einer Diamantmine ist, solange sie als Tagbau betrieben werden kann, nicht sehr kostspielig. Erst wenn der diamantführende Grund aus der Tiefe gefördert werden muß, bedarf es dazu größerer Kapitalien. Zweifellos war in Kimberley der natürliche Gang der Entwicklung durch die Kapitalisten unter der Führung von Cecil Rhodes beschleunigt worden; ein wirtschaftlicher Grund hierfür war, daß man die Produktion regeln wollte, um die Diamantpreise nicht zu verderben. Man hat nun häufig in den Verhältnissen von Kimberley und Johannesburg eine Analogie finden wollen und den Randmagnaten die Absicht zugeschoben, ebenso wie in Kimberley auch in Johannesburg auf ein Monopol hinzuarbeiten, wie man ihnen auch zum Vorwurf macht, in Johannesburg die kleinen Kapitalisten von vornherein von einer selbständigen Betätigung in der Goldindustrie verdrängt zu haben. Derartige Ansichten zeugen von einer Verkennung der von der Natur gegebenen, in dem einen und dem anderen Falle grundverschiedenen Voraussetzungen. Denn natürlich kann beim Golde von der Gefahr einer Überproduktion nicht die Rede sein; selbst wenn die gesteigerte Gold-erzeugung bestimmte wirtschaftliche Folgen hat, wie Sinken des Geldwerts und Steigen der Warenpreise, so trifft diese Erscheinung doch die Gesamtheit der Weltwirtschaft, hat sich also schon auf ein weites Gebiet verteilt, bevor sie in ihrer Rückwirkung Transvaal in Mitleidenschaft zieht. Aber wenn diese Einwirkung selbst sehr erheblich wäre, etwa durch eine starke Erhöhung der Waren- und Arbeitspreise und damit auch der Produktions-

kosten, so ist doch klar, daß keine Einschränkung der Goldförderung diesem Übel steuern könnte, sondern daß die Folge einfach eine Einstellung des Betriebes auf den Minen sein müßte, die bis hin mit dem geringsten Nutzen gearbeitet haben. Für eine Monopolisierung des Betriebes am Witwatersrand spricht also nicht der geringste wirtschaftliche Vorteil; in bezug auf Diamantminen liegt er auf der Hand. Sofern die Minenbesitzer in bezug auf die Verwaltung des Landes Interesse haben, sind diese ganz gleichartig; in dieser Beziehung bilden sie immer einen Trust, er mag geschriebene Satzungen haben oder nicht. In bestimmten gemeinsamen Angelegenheiten, wo dies nicht so klar zutage tritt, wie bei der Arbeiterbeschaffung, liegt es auch so, daß jeder, der außerhalb des Ringes bliebe, sich selbst den größten Schaden zufügte. Nur ein Gebiet gibt es, wo tatsächlich ein Wettbewerb stattfindet, und zwar in den großen europäischen Goldminen der Randmagnaten, die sie gemeinsam abbauen, den Börsen von London und Paris und der Dummheit des europäischen Publikums.

Von wo das Großkapital, das die Bearbeitung des Randes in die Wege leitete, zuerst kam, war ohne Bedeutung; schließlich fand sich doch bald die internationale Hochfinanz ein, die an sich kosmopolitisch und heimatlos, ihre Hauptniederlassung an dem größten geschäftlichen Umschlagsplatz der Welt, in London hat. Damit trat ein Machtfaktor in das politische Leben Transvaals, der sich in jedem Staatswesen Beachtung erzwingen hätte. Wie bequem und auch wirtschaftlich vorteilhaft wäre im Vergleich zu dieser Art der Entwicklung eine zahlreiche Goldgräberbevölkerung für die Transvaalregierung zu handhaben gewesen! Sie wäre

gekommen, hätte in ein paar Jahren oder Jahrzehnten das Gold ausgearbeitet, wäre dann wieder von dannen gezogen und hätte wohl auch den größten Teil des erworbenen Goldes im Lande verbraucht. Aber die geologischen Tatsachen schrieben nun einmal eine ganz andere Entwicklung vor. Von den Tendenzen, die die Natur des Goldvorkommens der Goldindustrie aufzwang, war in allen ihren Wirkungen die nach Herabsetzung der Produktionskosten am bedeutungsvollsten. Wäre eine Ausbeute von 100 Mark auf die Tonne, wie bei der Bonanza das Normale, dann käme wenig darauf an, ob die Produktionskosten 30 oder 35 Mark betragen. Aber der Durchschnittsertrag des sämtlichen vor dem Kriege verpochten Erzes betrug nicht mehr als rund 42 Mark auf die Tonne, bei 31 Mark Erzeugungskosten. Natürlich ist dieses Durchschnittsergebnis sehr beeinflusst durch die Erträge der reichen Minen des Zentralrandes; das Reef am Westrand weist aber nirgends einen ähnlichen Reichtum auf, sein Goldgehalt schwankt zwischen 20 und 40 Mark pro Tonne. Wurden die Erzeugungskosten nicht herabgedrückt, dann war die Zahl der neuen Minen, die mit Aussicht auf Erfolg eröffnet werden konnten, sehr beschränkt. Ein Hilfsmittel, das hier in erster Linie zum Ziele führen konnte, waren die Fortschritte der Technik. Diese sah sich am Witwatersrand ganz neuen Aufgaben gegenüber, die sie glänzend gelöst hat. Natürlich mußten erst an der Hand der vorhandenen Betriebe Erfahrungen gesammelt werden, die eine vollständigere Ausbeutung des Erzes bei verminderten Kosten ermöglichten. Das ursprüngliche Amalgamverfahren ergab nicht viel mehr als die Hälfte des im Erze enthaltenen Goldes. Die Verbesserung dieses Verfahrens

und die Ergänzung durch das Cyanidverfahren erhöhte die Ausbeute auf 85—90 % und augenblicklich erprobt man neue Verfahren, die den Ertrag bis auf 95 % steigern sollen; jedes Prozent bedeutet natürlich auf den ganzen Rand berechnet einen Gewinn von Millionen. Diesen technischen Fortschritten war es auch zu danken, daß bereits im Jahre 1898 die Erzeugungskosten auf 24 Mark gefallen waren gegen 31 des Durchschnitts der ganzen Zeit vor dem Kriege. Nach dem Kriege sind sie im Gegensatz zu den gehegten Erwartungen wieder gestiegen; wenn aber bei der diesjährigen Generalversammlung der 'General Mining and Finance Corporation' einer der Brüder Albu, die an der Spitze dieser Finanzgruppe stehen, erklärte, er hoffe durch Anlage von Riesenbetrieben mit 500 und 1000 Stempeln auf neu zu eröffnenden Minen die Produktionskosten bis auf 12½ Mark herabzudrücken, so ist das jedenfalls kein unerreichbares Ziel, wenn es auch fraglich ist, ob es allein durch technische Verbesserungen erreicht werden kann.

Die Erhöhung des Gewinns durch technische Vervollkommnung ist eine Aufgabe, die jeder moderne, industrielle Betrieb sich setzt; man kann nur mit Bewunderung anerkennen, was in dieser Beziehung in nicht ganz zwanzig Jahren am Rande geschehen ist. So gut wie nun auch sonst die Einführung einer arbeitssparenden Maschine Menschenarbeit überflüssig machen und von einigen als ein Übel angesehen werden kann, trotzdem aber doch niemand daran denkt, den gemachten Fortschritt rückgängig zu machen, so hatte auch die Verminderung der Produktionskosten unerfreuliche Nebenwirkungen auf das Wirtschaftsleben Transvaals, die aber doch niemanden

veranlassen konnten, dagegen anzukämpfen, solange dieses Ziel nur durch technische Fortschritte erreicht wurde. Sobald man dies aber auch noch auf anderen Wegen versuchte, führte dies zu Konflikten mit der Burenregierung. Das Kapital der Randindustrie war ausschließlich von auswärts ins Land gekommen; die Dividenden flossen wieder dahin ab. Der Staat konnte durch eine Gewinnsteuer etwas von diesen Erträgen in seine Kassen leiten; die eingeseffene Bevölkerung hatte nur Aussicht, von den Erzeugungskosten einen Anteil abzubekommen, der in den wirtschaftlichen Kreislauf des Landes eintrat. Und das Gold, das aus dem Lande strömt, wächst nicht nach, es ist Kapital, das dem Boden entnommen wird; um jede Million, die nach Europa geht, wird das Land unwiderruflich ärmer, wenn es dafür keine Gegenwerte erhält. Bei einer nicht allzu stürmischen Entwicklung der Goldindustrie hätten die Buren auch Aussicht gehabt, sich selbst daran beteiligen und einen Teil der erzielten Gewinne im Lande behalten zu können. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Paul Krüger oder irgend einer der alten Buren sich an der Hand nationalökonomischer Theorien diese Tatsachen klar machte. Aber was jeder von ihnen sah, das war, daß andere in kurzer Zeit große Reichtümer ansammelten, von denen ihnen wenig oder nichts zufiel. Was war natürlicher, als daß sie für sich persönlich, oder wenn sie weniger egoistisch dachten, für den Staat einen angemessenen Anteil an den Gewinnen herauschlagen wollten. Nicht alle Wege, die zu diesem Ziele eingeschlagen wurden, waren politisch verständig und moralisch einwandfrei. So hatte die Goldindustrie zweifellos vollkommen recht, wenn sie gegen das Dynamitmonopol Stellung nahm. Denn das

auch vom Standpunkt des Transvaalschen Staates aus Unverständige war dabei, daß die Mehrbelastung, die der Goldindustrie durch das Dynamitmonopol erwuchs, nur zu einem Teil dem Staate zugute kam, zum anderen in die Taschen der Konzessionäre floß. Zudem öffnete natürlich diese Konzessionswirtschaft der Korruption Tür und Thor, und die Leute, die die Hände am tiefsten in die Taschen der Transvaalschen Republik gesteckt hatten, waren dann schließlich die letzten, die für ihren Fortbestand irgendwelche Opfer gebracht hätten. Durchaus berechtigt war hingegen die Schutzollpolitik für landwirtschaftliche Produkte; trotzdem hatte die Regierung bereits im Jahre 1897 fast alle Lebensmittelzölle aufgehoben. Desgleichen waren sicherlich die hohen Eisenbahntarife kein solches Hemmnis für die Goldindustrie, daß sie sich hierbei nicht mit kleineren Konzessionen hätte begnügen können. Mehr als irgendwo haben aber gerade in der Arbeiterfrage die Ereignisse nach dem Kriege gelehrt, wie weitblickend die Krügersche Politik in dieser Beziehung war. Und dies war allerdings ein Punkt, in dem Krüger sicherlich nicht nachgegeben hätte, für die Einfuhr von Chinesen wäre er niemals zu haben gewesen. Aber die verständige und sachgemäße Behandlung der Eingeborenen durch die Burenregierung hätte der Goldindustrie mit Sicherheit eine stetig wachsende Anzahl von schwarzen Arbeitskräften zugeführt, sie würde ohne den Krieg in dieser Beziehung heute wahrscheinlich in günstigerer Lage sein, als es trotz der Chineseneinfuhr gegenwärtig der Fall ist. Dem weißen Arbeiter gegenüber war die Krügersche Politik zweifellos im hohen Grade wohlwollend, mag schließlich auch deren Triebfeder letzten Endes nicht die Sorge für den Arbeiter und den Handwerker gewesen sein, der aus England oder

sonst woher nach Johannesburg kam, sondern das Bestreben, möglichst viel von dem gewonnenen Golde im Lande zu erhalten, was ja auch seine volle Berechtigung hatte. Krüger war wirklich ein Freund des weißen Mannes; wenn etwas hierbei inkonsequent war, so waren es die Schwierigkeiten, die er einer Ausdehnung des Wahlrechts entgegensetzte. Der Transvaalstaat hätte davon nichts zu fürchten gehabt.

Der Gegensatz der wohlverstandenen Staatsinteressen, die eine langsame Entwicklung der Goldindustrie heischten, und der Kapitalisten, die zu einer raschen drängten, war zweifellos gegeben. Hierbei sei angemerkt, daß der Standpunkt der letzteren nicht allein der Profitgier und Spekulationswut entsprang, sondern daß doch auch wirtschaftliche Gründe für eine rasche Ausbeutung der einmal in Angriff genommenen Minen sprechen. Ein Beispiel mag dies erläutern: der Besitz einer Mine bestehe aus Erz, das 80 Mill. Mark Gold liefern kann; die Produktionskosten mögen 60 Mill. betragen, für Erwerbung des Grubenfeldes, Schächte und sonstige Anlagen seien 10 Mill. aufgewendet. Verteilt sich nun die Arbeit der Mine auf 20 Jahre, so ergibt dies einen jährlichen Reingewinn von einer Million, von dem 5% zur Abschreibung des Anlagekapitals verwendet, 5% als Dividende ausgeschüttet werden können; wird die Mine aber in 10 Jahren abgebaut, so ergibt der jährliche Reingewinn 2 Mill. und es können nach 10% Abschreibung 10% Dividende bezahlt werden. In Wirklichkeit wird sich ja die Rechnung wohl etwas anders gestalten infolge der höheren Anlagelkosten im letzteren Falle, der allmählichen Verminderung des zur Abschreibung nötigen Betrages wegen der anwachsenden Zinsen usw.; aber das kann das

Gesamtbild nicht wesentlich beeinflussen, das in der obigen Form anschaulicher ist. Indes war keine der beiden Parteien in der Lage, ihren Standpunkt bis zu den äußersten Folgerungen durchzuführen. Die Goldindustrie konnte doch nur allmählich die nötigen Kapitalien neu heranziehen und Paul Krüger hätte selbst bei klarster Erkenntnis, daß eine möglichst verlangsamte Entwicklung der Goldindustrie im Interesse der Buren sei, doch niemals den Rückhalt an seinen eigenen Leuten gehabt, um seine Politik dieser Erkenntnis gemäß einzurichten. Denn eine langsame Entwicklung hätte naturgemäß eine Beschränkung der spekulativen und industriellen Tätigkeit auf die reichsten Teile des Randes auf Jahre hinaus bedeutet. Dort hatten die ursprünglichen Besitzer des Bodens diesen meist zu Spottpreisen im Verhältnis zu seinem wirklichen Wert verkauft, wobei Betrügereien seitens der Käufer mit untergelaufen sein mögen. Eine Wertsteigerung der weiter abgelegenen Farmen, von der nunmehr die Buren besser Gebrauch machen wollten, war aber nur denkbar, wenn die Goldindustrie einen raschen Aufschwung nahm und immer weitere Gebiete in den Kreis ihrer Unternehmungen einbezog. Kurzum, es war nur allzu menschlich, daß auch die meisten unter den Buren den Gewinn, den sie selbst machen konnten, dem Segen vorzogen, der in der Enkel Schoß fallen sollte; und deshalb wären die berechtigten Ansprüche der Minenindustrie sicherlich zu einem Ausgleich mit dem des Landes und seiner alteingesessenen Bewohner gelangt, wie sie von der Transvaalregierung vertreten wurden, wären seitens der Kapitalisten nicht Faktoren hinzugetreten, die mit einem rationellen Betriebe der Goldindustrie nicht das Geringste zu tun haben: die Über speculation und der Schwindel.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, auf welcher klaren geschäftlichen Grundlage sich der Betrieb einer Goldmine am Rande abspielt, sobald die ersten Aufschließungsarbeiten abgeschlossen und ihr Erzeichtum annähernd festgestellt ist. Bis die Tätigkeit soweit gefördert ist, ist die Spekulation natürlich nicht auszuschalten, denn man kennt die Dicke und den Goldgehalt des Reefs an einer bestimmten Stelle des Rands noch nicht. Der Unternehmer, der den Landerwerb vollzieht und die ersten Erschließungsarbeiten übernimmt, läuft sein Risiko, dem selbstverständlich die Aussicht auf spekulativen Gewinn gegenüberstehen muß. Ebenso bedarf es keiner näheren Ausführungen, daß auch der Preisstand der Anteile der in Betrieb befindlichen Minen Schwankungen unterworfen sein wird, so gut wie der irgend welcher auf solidester Grundlage aufgebauten industriellen Unternehmungen; denn die Produktionskosten schwanken, die Technik schreitet fort, die Menge des vorhandenen Erzes kann nicht ganz genau bestimmt werden, dazu kommen dann die Preisschwankungen, die durch die Änderungen des Geldstandes auf den europäischen Märkten bestimmt werden und von innerem Wert des Unternehmens ganz unabhängig sind. Daß das Großkapital bei der Lösung der hier vorliegenden wirtschaftlichen Aufgaben gar nicht zu umgehen ist, habe ich schon hervorgehoben. Hätte es diese Aufgabe richtig erfaßt, die Vorarbeiten bis zur Erschließung einer Mine auf sich genommen, dann, nachdem der Wert einigermaßen festzustellen war, die Anteile an das Publikum gebracht unter Zugrundelegung einer Bewertung, die dem Käufer 5 bis 6% Verzinsung bei entsprechender Amortisation in sichere Aussicht stellt, so hätten diese südafrikanischen Minenpapiere den Charakter

von Anlagewerten ersten Ranges erlangt und immer weitere Kreise des ernsthaftesten Kapitalistenpublikums in Europa hätten ihr Geld dem südafrikanischen Markte zur Verfügung gestellt. Den großkapitalistischen Häusern am Rand wären dabei gleichfalls außerordentliche Unternehmergewinne zugeflossen, die sich eben aus dem Unterschied zwischen den für Erwerb und Anlage der Minen gemachten Aufwendungen und deren wirklichen Wert von selbst ergeben hätten.

Aber die Kapitalisten gingen ganz anders vor, sie machten von vornherein das Publikum bereits zum Kompagnon von spekulativen Geschäften und suchten ihren Hauptgewinn in den Kurschwankungen der Minenaktien an der Börse. Hier sind die Aussichten der großen Häuser denen des einzelnen Sharebesizers ganz außerordentlich überlegen. Die Großkapitalisten sind über den inneren Wert jeder Gesellschaft natürlich viel genauer unterrichtet, als das Publikum in Europa. Sie sind durch die großen Kapitalien, über die sie verfügen, in der Lage, den Kursstand zu beeinflussen, sie können die Preise in die Höhe treiben, noch sicherer sie herunterdrücken, kurzum, sie sind nicht nur die Leute, die hinter die Kulissen sehen, sondern auch die Vorgänge auf der Bühne leiten. Der Käufer von Minenanteilen auf Termin hat nicht mehr Aussichten auf Gewinn als irgend ein Spieler am Roulettetisch, da sich der Stand der Kurse niemals auf einige Wochen voraussehen läßt, selbst wenn Ereignisse eingetreten sind, von denen man mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie auf die Aussichten der Goldindustrie eine günstige Einwirkung haben müssen. Etwas mehr Hoffnung kann derjenige haben, der mit Vorsicht die Papiere wählt und sie entweder bald nach

ihrer Ausgabe oder zu niedrigen Kursen kauft; Hauptbedingung hierbei ist aber, daß er in der Lage sein muß, sie ruhig bei Seite zu legen und zu warten, bis die günstige Gelegenheit zum Verkaufe kommt. Die Finanzhäuser kaufen und verkaufen die Shares, je nachdem sie über oder unter ihrem wirklichen Werte stehen; sie gleichen dem Bankhalter, der immer gewinnt, ob nun gerade rot oder schwarz heraus kommt. Von dem spekulierenden Publikum sind inzwischen große Summen verloren worden, die nicht etwa der Entwicklung des Rands zugute gekommen, sondern in die Taschen der Kapitalisten geflossen sind, die z. T. garnicht in Südafrika wohnen, sondern in Park Lane oder sonst einem vornehmen Viertel Londons hausen. Die große Gefahr für die ganze Entwicklung der Goldindustrie besteht darin, daß das Anlage suchende Kapital überhaupt vom südafrikanischen Markt abgeschreckt wird, während das spekulierende Publikum schließlich doch in die Lage des gebrannten Kindes kommt, das das Feuer scheut. Alle Versuche der letzten Zeit, den Markt wieder in die Höhe zu treiben, sind immer wieder daran gescheitert, daß die Berufsspekulanten ganz unter sich blieben und die zuscherenden Schäfchen sich nicht einstellten. So sind die Randkapitalisten auf dem besten Wege die Henne zu schlachten, die ihnen die goldenen Eier legt.

Das Schicksal, unter diesen Zuständen zu leiden, trifft Gerechte und Ungerechte, d. h. die soliden und unsoliden Werte. Aber alle Häuser trifft gleichmäßig die Schuld, daß sie diese Art des Geschäftsbetriebes mitmachen, wenn sie im übrigen auch keine 'wild cats', Phantasiwerte an den Markt bringen und ihre Gründergewinne bei Flottierung der Gesellschaften in mäßigen Grenzen halten.

Nur ein Bruch mit den bisherigen Gepflogenheiten und die Durchführung des Grundsatzes nur Anteile wirklich arbeitender Minen auf den Markt zu bringen, könnte das erschütterte Vertrauen wieder herstellen; dies hätte allerdings bei manchen Firmen eine Erhöhung des Arbeitskapitals zur Voraussetzung, die aber sicherlich auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten stieße. Am meisten hat zweifellos gegen die Grundsätze einer soliden Geschäftsgewerbetätigkeit das Haus Cassin-Wernher-Beit, in Johannesburg das 'corner-house' genannt, dessen kapitalstärktester Teilhaber der Hamburger Jude Beit ist, gesündigt; da gerade das Vorgehen dieser Gruppe, die weitaus den größten Besitz und Einfluß am Rande hat — die von dieser Firma kontrollierten Minen haben im Jahre 1904 fast ebensoviel Gold gefördert, wie alle anderen Minen zusammengenommen — in seinen Folgen auch politisch so bedeutungsvoll war, muß ich etwas näher darauf eingehen. In den Anfang der neunziger Jahre fiel die Entdeckung, daß das goldführende Reef sich unverändert in unerforschte Tiefen hinabsenkt. Im Jahre 1893 wurde es auf der Rand Victoria bei 714 m erkundet. Der Phantasie eröffneten sich unbegrenzte Perspektiven. Technisch gibt es am Rande für die Arbeit in den größten Tiefen kaum irgendwelche Hindernisse. Die Temperatursteigerung ist so gering, die Wasseransammlung so unbedeutend, daß auch in Tiefen von 3 bis 4000 m ganz gut gearbeitet werden könnte. Aber natürlich nehmen die Kosten außerordentlich zu und die Erfahrung hat bisher gezeigt, daß das Reef bei seinem Ausstrich am goldreichsten ist. Die Gründung der Ausbissminen bei Johannesburg fällt in die erste Zeit der dortigen Goldindustrie; sie wurden bescheiden kapitalisiert, da man ja zunächst ihren Reichtum nicht kannte und das

Vertrauen des europäischen Kapitals erst zu gewinnen war. Sofern nicht später Neugründungen mit Kapitalverwässerung stattfanden, waren diese Minen denn auch in der Lage hohe Dividenden, z. B. weit über 100%, jährlich zu verteilen. Diesen „Fehler“ suchte man nun bei der Kapitalisierung der Tiefbauminen der sog. 'deep levels' zu vermeiden, ohne den geringeren Goldgehalt des Reefs und die durch seine tiefe Lage bedingten, erhöhten Arbeitskosten in Rechnung zu ziehen. Ein großer Teil des Besitzums der 'deep levels' war Eigentum der Ecksteingruppe. Die Art nun, wie sie die Gesellschaften für deren Ausbeutung gründete, zeigte von vornherein, daß es ihr gar nicht darauf ankam, die Minen in Betrieb zu setzen, sondern lediglich die Anteile an den Markt zu bringen und dabei ein Geschäft zu machen, das vom Goldgehalt und den Arbeitskosten der Minen völlig unabhängig war. Der Vorgang war dabei ziemlich übereinstimmend; er kann z. B. bei der South City, Wolhuter Deep oder South Wolhuter an des Hand des Minenhandbuchs leicht nachgeprüft werden. Die Gesellschaften wurden mit einem Nominalkapital von 10—12 Millionen Mark gegründet, ein Kapital, das in bar vorhanden gerade kaum hinreichen würde, um die Minen betriebsfähig zu machen. Aber von diesem Nennkapital wurden von vornherein den ursprünglichen Besitzern der Claims, also der Ecksteingruppe, 6 bis 8 Millionen in Shares für die Einbringung ihres Eigentums in die Gesellschaft überlassen; für Arbeitskapital wurde überhaupt nicht gesorgt, wohl aber übernahm die Firma Eckstein die Verpflichtung von den übrigen Shares eine bestimmte Anzahl (86242 bei der South City, 67490 bei der South Wolhuter, 92500 bei der Wolhuter Deep) zum Kurse von 50 sh

(beiläufig ebensoviel Mark) auf Verlangen der betreffenden Gesellschaften zu übernehmen. Dadurch, wie durch den Verkauf der in Reserve gehaltenen Shares, sollte dann das Arbeitskapital beschafft werden; sehr schön, wenn die Direktoren dieser Gesellschaften nicht wieder dieselben Herren wären, die in der Firma Eckstein, Wernher, Beit u. Cie. sitzen und wenn das Unglück nicht wollte, daß in der Brust dieser Männer sich nun ein Interessenzwiespalt aufzut, bei dem ausnahmslos die Teilhaber der Firma Eckstein über die Direktoren dieser Gesellschaften einen vermutlich nicht allzu schwer erkämpften Sieg davonzutragen. Unmittelbar nach der Gründung der Gesellschaften ist das Haus Eckstein der einzige Besitzer ihrer Anteile gewesen; es bringt sie an die Börse und das Publikum nimmt sie gutgläubig zum Kurse von 50 sh und darüber auf; daß sie soviel wert sind, darüber kann ja gar kein Zweifel bestehen, hat das Haus Eckstein doch selbst die Verpflichtung übernommen, so und so viele Shares zu diesem Preise zu übernehmen. Inzwischen aber kam der Krieg — man konnte an die Aufnahme der Arbeiten nicht denken; nach dem Kriege waren keine Arbeitskräfte vorhanden, man mußte auf die Chinesen warten; nun sind auch die Chinesen da, aber die geduldigen Sharebesitzer warten noch immer, denn inzwischen sind die Shares auf 20 oder 22 sh gefallen und das Haus Eckstein denkt nicht daran, Shares zu 50 sh zu übernehmen die es an der Börse für 20 sh kaufen kann.

Ein auf derartigen Grundlagen aufgebautes Geschäft kann natürlich an einer ruhigen und gleichmäßigen Entwicklung der Goldindustrie gar kein Interesse haben, es drängt geradezu zu Abenteuern, die Bewegung in die

Kurse bringen. Außerdem wird nun die Forderung einer raschen Ermäßigung der Arbeitskosten dringend. Auch zur Zeit der alten Regierung waren diese ja ständig heruntergegangen; eine verständige Geschäftspolitik hätte sich der gegebenen Sachlage angepaßt und zunächst die Minen bearbeitet, die bei den vorhandenen Bedingungen sicher rentabel waren. Auch unter dieser Voraussetzung wäre mehr Gelegenheit zur Ausdehnung des Betriebes vorhanden gewesen, als das verfügbare Kapital überhaupt zuließ. Und für Minen, wie die 'deep levels', deren Rentabilität in diesem Zeitpunkt vielleicht zweifelhaft war, wäre sicherlich auch die Zeit gekommen, wo sie ohne jedes Risiko in Bearbeitung genommen werden konnten; denn an dem weiteren Fallen der Arbeitskosten war nicht zu zweifeln. Aber nun war ja das Publikum schon an diesen Unternehmungen beteiligt, die vielleicht in 10 Jahren reif gewesen wären, an die Börse gebracht zu werden. Dazu waren sie von vornherein schon stark überbewertet worden. Man hatte keine Zeit zu warten; die Arbeitskosten mußten gleich stark herabgesetzt werden. Gelang dies, — wenn nötig durch einen Krieg — dann mußte es ja einen neuen 'boom' geben, dem ein Fallen der Kurse während des Krieges vorausgehen würde. Man stellte einem Randmagnaten bei Beginn des Krieges die Gefahr vor, daß die Buren die Minen zerstören könnten; „Mögen sie doch,“ antwortete er lächelnd, „welche prächtige Gelegenheit, die Gesellschaften zu rekonstruieren!“ Aus diesem Geiste heraus waren die geschäftlichen Beweggründe geboren, die zum Kriege drängten; und wie diese Kreise nach politischen Bundesgenossen suchten, so wurden sie ihrerseits wieder als Mittel für politische Zwecke gebraucht.

Wenn man es gelegentlich so dargestellt findet, als hätten die Kapitalisten eine düstere Verschwörung gebildet, die nach einem festen Plan von vorneherein mit List und Verschlagenheit auf das Ziel der Vernichtung der Burenrepubliken losgegangen sei, so ist das eine Ideenverbindung, die mit der Art der hier in Betracht kommenden Menschen nicht rechnet. Einerseits gab es doch auch unter diesen Leuten Menschen, die genügend weitblickend waren, um zu sehen, welches ein waghalsiges und für die Goldindustrie selbst gefährliches Spiel hier getrieben wurde; aber auf der anderen Seite fehlte es auch an einer überlegenen Intelligenz, die zu einer Führerrolle geeignet gewesen wäre. Die Tatsachen haben inzwischen auch bewiesen, wie wenig diese Leute befähigt waren, auch nur ihre eigenen geschäftlichen Interessen von höherer Warte aus zu beurteilen und wie fremd ihnen alles war, was sich außerhalb des Bereichs ihres Kontors und der Börse abspielte. Wenn z. B. ein Barnato ursprünglich Zirkusklown war, um dann durch den Verkauf gestohlener Diamanten in Kimberley den ersten Grund zu seinem großen Vermögen zu legen, so ist dies gewiß ein Beweis für einen stark ausgebildeten, in seinen Mitteln nicht wählerischen Erwerbssinn, aber es läßt doch noch nicht auf eine besondere Befähigung zur Lösung politischer Probleme schließen.

Von einer Einheitlichkeit war die Haltung der Randkapitalisten jedenfalls unter der alten Regierung weit entfernt und man hat den Eindruck, daß es schließlich doch nur eine Reihe von Zufälligkeiten war, durch die zunächst innerhalb der Firma Wernher-Beit der Einfluß von Lionel Philipps die Oberhand gewann, der seinerseits wiederum das Werkzeug von Rhodes war; Rhodes über-

ragte freilich an Intelligenz und Zielbewußtheit die ganze Johannesburger Gesellschaft. Und er hat schließlich die Tatsache geschaffen, die ein Zurück fast unmöglich machte: den Jameson-Raid. Wäre dieser Überfall nicht gekommen, so hätte man sich doch vielleicht noch verständigt; erst von diesem Zeitpunkt an gewinnt man den Eindruck, daß der Stein gelöst ist, der nun mit wachsender Geschwindigkeit zur Tiefe rollt, daß der Krieg unvermeidlich geworden ist und das Verhängnis seinen Gang geht. Denn natürlich wurde nun die Transvaalregierung viel unnachgiebiger; sie hatte den Triumph, daß die Kapitalisten sich durch ihr Vorgehen vor der ganzen Welt ins Unrecht gesetzt hatten. Vor allem gab aber das unbedachte Eingreifen Deutschlands Rhodes die nötige Handhabe um die englische Regierung auf die Bahn kriegerischen Vorgehens zu drängen, weil er jetzt das politische Interesse Englands an der Eroberung der Republiken klar nachweisen konnte. Es war auch der Jameson-Raid, der die Stellung Krügers und seiner Partei außerordentlich festigte. Bei der letzten Wahl vor diesem Ereignisse hatte Joubert tatsächlich schon die Mehrheit der Stimmen erhalten, nur einem plötzlichen Umfall von Schalk Burgers, dem letzten Vizepräsidenten der Republik, dankte damals Krüger seine Erwählung zum Präsidenten. Die Persönlichkeit Jouberts ist ja viel umstritten. Ein Anhänger von ihm sagte mir: Joubert hätte wohl gewußt, daß er auch nicht die Befähigung habe, als Präsident der Schwierigkeiten, in denen sich Transvaal befand, Herr zu werden; er würde aber die Stellung nur übernommen haben, um den Übergang zu einem Präsidenten aus der Kapkolonie, etwa den Oberrichter Sir Henry De Villiers oder den Richter Masdorp, zu ermöglichen. Von anderer Seite wird ja freilich von

Souberts Charakter ein viel weniger günstiges Bild entworfen, obwohl ich von keiner ernsthaft zu nehmenden Persönlichkeit die gelegentlich gehörte Behauptung, er sei ein Verräter gewesen, bestätigt fand. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß doch auch Buren an einer raschen Entwicklung der Goldindustrie ein Interesse hatten, und gerade diese bildeten neben solchen Buren, die an sich Krüger zu konservativ fanden oder anderen Grund zur Verstimmung gegen ihn hatten, die starke Anhängerschaft Souberts. Wäre der Jameson-Raid nicht gekommen, so wäre Soubert mit großer Wahrscheinlichkeit zum Präsidenten gewählt worden und hätte sich den Kapitalisten gegenüber viel entgegenkommender gezeigt als Krüger. Nun aber wurde die Wiederwahl Krügers zur Gegendemonstration gegen den Handstreich, den man gegen Johannesburg zu unternehmen versucht hatte, sie wurde den Buren zur Ehrensache.

Die weiteren Ereignisse haben zur Genüge gezeigt, daß das Vorgehen der Kapitalisten von ihrem eigensten Interessenstandpunkt aus durchaus nicht sehr erleuchtet war. Sie, die von den Buren nicht viel mehr kannten, als das, was ihnen in den Regierungsschreibstuben in Pretoria entgegentrat, konnten sich von der Widerstandskraft, die diese in einem Kriege entwickeln würden, keinerlei Vorstellung machen. So kam es, daß sie die Dauer des Krieges und die dadurch bedingte Unterbrechung der Arbeit auf den Minen auf wenige Monate veranschlagten; und die Erfüllung der Hoffnungen, die sie sonst auf die englische Herrschaft in Transvaal gesetzt hatten, läßt bis jetzt beträchtlich auf sich warten, und zwar bezeichnenderweise nicht etwa deshalb, weil die neue Regierung es an Entgegenkommen gegen die Minen-

industrie fehlen ließe, sondern einfach, weil die Verhältnisse stärker sind als beide zusammengenommen.

Was die Randkapitalisten von der neuen Regierung für die Goldindustrie erwarteten, darüber gibt ein Artikel, der im Februar 1900, also wenige Monate nach Ausbruch des Krieges in der 'Revue sudafricaine', einem von der Ecksteingruppe abhängigen Pariser Finanzblatte erschien, sehr belehrenden Aufschluß. So vieles von dem, was dort prophezeit wird, ist in Erfüllung gegangen oder mindestens angestrebt worden, daß man wohl annehmen kann, der ahnungsvolle Engel, der diesen Artikel geschrieben, müsse mit den Absichten der maßgebenden Randhäuser sehr genau vertraut gewesen sein. Zunächst wird erörtert, was der Krieg den Minen kosten würde; dabei setzt der Artikelschreiber voraus, daß der Anteil der Kriegskosten, die Transvaal zu übernehmen haben werde, im wesentlichen die Minenindustrie belasten würde. Mit wunderbarer Voraussicht schätzt er diesen Anteil auf 560 Mill. Mark; er ist dann tatsächlich auf 600 Mill. festgesetzt worden. Mit nicht geringerem Scharfsinn sieht er der Auferlegung einer 10% Gewinnsteuer unter der neuen Regierung als einem unvermeidlichen Übel entgegen. Als Gegenrechnung führt er an, daß die Industrie unter der neuen Herrschaft 88 Mill. Mark jährlich an Betriebskosten sparen würde. Im einzelnen sollte sich diese Summe folgendermaßen zusammensetzen: 8 Mill. infolge der Aufhebung des Dynamitmonopols; dies ist eingetreten, der geschätzte Betrag sogar übertroffen worden. 4 Mill. beim Anwerben der farbigen Arbeiter; sechs Wochen nach Erscheinen des Artikels wurde die 'Native Labour Association' unter Förderung der Regierung gegründet. 10,5 Mill. durch Verhinderung des Alkohol-

verkaufs an die Schwarzen; das bestehende Verbot wurde unter der Transvaalregierung sehr nachlässig gehandhabt und die farbigen Arbeiter waren daher häufig arbeitsunfähig, wodurch den Minen Verluste entstanden; die neue Regierung verschärfte das Gesetz, der Verkauf von Spirituosen an Farbige wird mit Gefängnis und nicht mit Geldbußen bestraft. Das gleiche gilt von den Diebstählen von Goldamalgam, die jetzt strenger verfolgt werden, was eine Ersparnis von 10 Mill. ergibt. Der Ersatz der Bohrmaschinen durch Handarbeit, wodurch 18 Mill. gewonnen werden sollen, kann erst vollkommen durchgeführt werden, wenn genügend Arbeitskräfte vorhanden sind. Dieser Teil des Programms ist nur insofern von Interesse, als er zeigt, wie gut unterrichtet der Verfasser des Artikels war, was mit Rücksicht auf die beiden bedeutungsvollsten Punkte seines Ersparungsplanes besonders im Auge zu behalten ist. Etwas über 17 Mill. sollen durch Herabsetzung der Löhne der farbigen Arbeiter gespart werden; sechs Wochen, nachdem dieser Artikel erschienen war, fand in Kapstadt eine Sitzung der Johannesburgur Minenkammer statt, in der die Erniedrigung der Löhne der Raffern von 60 Mark monatlich auf die Hälfte beschlossen wurde. Endlich 20 Mill. durch Herabsetzung der Löhne der weißen Arbeiter. Da so vieles andere so prompt in Erfüllung gegangen war, so kann man den Verdacht niemand übernehmen, daß die Ausführung dieses letzten Programmpunktes aufgeschoben, aber durchaus nicht aufgehoben ist; aus guten Gründen sieht man ihn freilich nicht gern öffentlich erörtert.

Daß die neue Regierung der Minenindustrie gegenüber von zu wenig Wohlwollen erfüllt sei, darüber kann

diese sich sicherlich nicht beklagen. An sich ist es natürlich zu verstehen, daß die Regierung dem Gedeihen der Minenindustrie die größte Aufmerksamkeit schenkt, denn diese bildet doch das Rückgrat der südafrikanischen Volkswirtschaft und tausende großer und kleiner Kapitalisten in England sind durch den Besitz von Minenshares an ihrem Gedeihen interessiert. Aber andererseits hatte England nach dem Kriege doch auch noch andere große Aufgaben in Südafrika. Es konnte verständigerweise nicht damit rechnen, aus den Buren sogleich begeisterte Untertanen der englischen Krone zu machen, und wenn es diesen Versuch als aussichtslos von vornherein aufgab oder die Erreichung dieses Zieles ganz dem natürlichen Laufe der Dinge überließ, so mußte es doch doppelt bestrebt sein, die große Masse der englischen Bevölkerung, die bei der Minenindustrie beschäftigt ist, zufrieden, und das bedeutet ja so viel wie loyal, zu erhalten. Auch hier standen zweifellos neben den ideellen auch starke materielle Belange auf dem Spiel. Denn man vergesse nicht, daß die imperialen Truppen, die England in Südafrika hält, ihm trotz ihrer unzulänglichen Zahl jährlich 60 Mill. Mark kosten. Nun ist es zwar klar, daß zwar zwischen dem Gedeihen der Goldindustrie im allgemeinen und dem Wohlbefinden der von ihr abhängigen Arbeiter- und Beamtschaft, sowie endlich der weiteren Kreise der Kaufleute und Handwerker, die diese wieder in Nahrung setzen, ein enger Zusammenhang besteht. Aber im einzelnen kann es nicht ausbleiben, daß Konflikte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer entstehen, wie sie heutzutage in allen industriellen Unternehmungen vorkommen. Gerade hier muß die soziale Tätigkeit des modernen Staates einsetzen, dessen Aufgabe

es ist, ausgleichend und vermittelnd zu wirken und jedem das Seine zukommen zu lassen. Von einer derartigen Tätigkeit, die natürlich vollkommen mit einer sorgfältigen Pflege der Interessen der Goldindustrie Hand in Hand gehen konnte, hat die Milnersche Herrschaft wenig erkennen lassen.

Die Forderungen, die von Seite der Arbeiterpartei in Transvaal gestellt werden, sind keineswegs alle einwandfrei. Sie zeugen vielfach von derselben Überspanntheit, wie die Anschauungen der „White Labour“-Partei in Australien, von wo aus sie auch stark durch persönliche Zusammenhänge der Führer beeinflusst sind. Zu den unhaltbaren Paradoxen, die von dieser Seite aufgestellt werden, gehört insbesondere auch die Behauptung, daß sich die Minen allein mit weißen Arbeitern unter Ausschaltung der Schwarzen bearbeiten ließen. Zunächst wäre es ja eine Torheit ersten Ranges, die schwarze Bevölkerung, die in Südafrika in starkem Maße zunimmt, nicht zu der Arbeit heranzuziehen und dadurch vom weißen Manne abhängig zu machen. Andererseits könnte der größte Teil der Minen keinesfalls eine Bearbeitung durch Weiße ertragen, weil diese zu kostspielig wäre, — unter der Voraussetzung natürlich, daß der Weiße seine Lebenshaltung nicht herabdrücken lassen will. Käme es wirklich nur auf die Hautfarbe an, so könnte den Leuten ja allerdings geholfen werden. Sowohl die Löhne wie auch die Unterkunft und Verpflegung, die Chinesen wie Eingeborene in den Johannesburger Minen erhalten, würden Arbeitern aus sizilianischen Schwefelgruben vielleicht noch himmlisch erscheinen. Ein einziger Versuch, der mit italienischen Arbeitern gemacht wurde, führte indes eine derartige

Erregung herbei, daß man ihn nicht wiederholte. Gleich nach dem Kriege wurden Versuche mit weißen Arbeitern, die der nach dem Kriege zurückgebliebenen arbeitslosen Bevölkerung entnommen wurden, gemacht. Es ist natürlich zuzugeben, daß diese Leute völlig ungeschult waren, die Arbeit verließen, sobald sie nur konnten und daher nicht den Maßstab abgeben können, für das, was eine ständige weiße bergmännische Bevölkerung leisten würde.

In einer Denkschrift der Minenkammer, in der diese Experimente besprochen werden, wird die Arbeit eines weißen Mannes der von zwei Rassen gleichgesetzt. Ich glaube nicht, daß dies berechtigt ist; denn ich wüßte nicht, woher die Mehrleistung des Weißen bei einer Arbeit wie dem Bohren der Sprenglöcher herkommen soll, bei der ein Aufwand von Kraft nötig ist, in dem der Schwarze dem Weißen mindestens gleichkommt. Aber lassen wir jetzt diese Annahme gelten. Der Mindestlohn, der gegenwärtig am Rande weißen Minenarbeitern bezahlt wird, beträgt etwa 100 Mark die Woche. Nehmen wir die Kosten der Bearbeitung einer Tonne Erz mit 20 Mark an, so bilden davon gegenwärtig 5 Mark Löhne schwarzer Arbeiter, 5 Mark Löhne weißer Angestellter. Es kommen also rund zwei Arbeitstage von Schwarzen auf eine Tonne. Würde man die Arbeit des Schwarzen durch Weiße ersetzen, selbst unter der meines Erachtens ungerechtfertigten Voraussetzung, daß ein Weißer doppelt so viel leisten könnte, wie ein Schwarzer, so würden sich bei einem Tagelohn von 15 Mark für den weißen Arbeiter, die Produktionskosten bereits von 20 auf 30 Mark erhöhen, d. h. eine Reihe von Minen könnten unter diesen Bedingungen nicht mehr

bearbeitet werden. Die natürliche Folge müßte sein, daß man möglichst viel Weiße in das Land hereinziehen würde, um die Löhne herabzudrücken, was eine durchaus mögliche Sache wäre; denn wenn man gewöhnlich anführt, das Leben sei in Johannesburg so teuer, daß ein Arbeiter mit weniger als 17 Mark pro Tag nicht auskommen könne, so muß man sich dieser Behauptung gegenüber recht kritisch verhalten. Natürlich sind die Lebensmittel in Johannesburg teurer als bei uns. Aber immerhin kostet das Pfund Fleisch doch nicht mehr als eine Mark, und ähnlich verhält es sich mit Mehl und anderen Verbrauchsartikeln des täglichen Lebens. Vor allem verteuert der Zwischenhandel die Lebensmittel ganz außerordentlich, ein Übel, dem der Verbraucher doch nicht ganz hilflos gegenübersteht. Die Wohnungen sind sehr teuer, weil man 16 bis 18 % als angemessene Verzinsung für das in Häusern angelegte Geld betrachtet; aber wenn der Arbeiter auf seinen von England herübergenommenen Anspruch, in einem Hause für sich zu wohnen, verzichten und in dieser Beziehung auf das Niveau des deutschen oder gar des italienischen Arbeiters herabsteigen wollte, so würden auch diese Kosten sich sehr vermindern. Die eingeführten Gegenstände der Bekleidungsindustrie sind mit der Fracht, teilweise auch mit Zoll belastet und natürlich auch entsprechend teurer als in England.

Die Mehrkosten auf all diesen Gebieten mögen sich zwischen 30 und 100 % bewegen, sie betragen aber wohl nur ausnahmsweise irgendwo das Dreifache. Anders steht es allerdings mit den Lebenskosten der höheren sozialen Schichten, die mehr auf persönliche Dienstleistungen Anspruch machen; hier stellt sich eine viel stärkere Steigerung

ein, da eben jede Arbeitsleistung von Weißen und im Verhältnis auch die der Schwarzen so hoch im Preise steht. Aber bei der Arbeiterklasse rührt der höhere Lohnanspruch zum Teil wenigstens von der höheren Lebenshaltung her, auf die er in der Kolonie Anspruch macht; diese ist dort höher als in England, in England höher als in Deutschland, bei uns höher als in Italien usw. Wie viele Gegenden gibt es doch in Europa, wo dem Bauer der Fleischgenuß ein Luxus ist, den er sich nur an hohen Festtagen gönnen kann; dabei hat er in einem kälteren Klima sicherlich ebenso hart zu arbeiten, wie der weiße Minenarbeiter in Südafrika und natürlich unter allen Umständen viel mehr als etwa der Bur daselbst. In Südafrika aber würde der Arbeiter sich bereits für notleidend halten, wenn er nicht dreimal täglich Fleisch essen könnte. Mit der Zeit wird sich zweifellos auch der Preis vieler Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände verringern und es wird ebenso begreiflich sein, daß die Minenbesitzer diesem Heruntergehen der Preise durch ein Herabsetzen der Löhne zu folgen suchen, wie, daß die Arbeiter sich diesem Bestreben widersetzen werden. Eine Aufrechterhaltung der bisherigen Lebenshaltung des weißen Mannes wird aber stets nur möglich sein, wenn die ungelernnten Arbeiter Farbige sind. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß eine Verschiebung der Grenzlinie zwischen weißer und farbiger Arbeit nicht möglich sei und manche der jetzt Farbigen zugewiesenen Beschäftigungen, wie das Erzfortieren u. A. nicht auch ohne erhebliche Mehrkosten von Weißen besorgt werden könnte, weil es hier nicht auf rohe Kraft allein, sondern auch auf Urteilsfähigkeit und Verlässlichkeit ankommt;

ein derartiger Versuch wurde in der Zeit des größten Arbeitermangels vom Direktor der Village-Main-Reef-Mine, Creswell, mit nach seinen Angaben befriedigendem Erfolg gemacht. Aber eine Lösung der Arbeiterfrage ist auf diesem Wege gewiß nicht zu erreichen.

Sicherlich gibt es auch unter der weißen Arbeiterschaft einsichtige Leute, die diesen Tatbestand erkennen; aber das Mißtrauen gegen die Absichten der Kapitalisten und das zum mindesten mangelnde Vertrauen, in der Regierung einen Anwalt der eigenen Interessen zu besitzen, ist so überwiegend, daß es eine sachliche Betrachtung der Arbeiterfrage kaum aufkommen läßt. Der Beschluß der Johannesburger Minenkammer vom Frühjahr 1900 auf Herabsetzung der Löhne der farbigen Arbeiter war auch ein Beweis, wie fern die Kapitalisten davon sind, überlegene Beobachter der Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu sein. Der Beschluß konnte nicht aufrecht erhalten werden und man mußte bald zu den alten Lohnsätzen zurückkehren. Nach dem Kriege war ein starker Mangel an Arbeitskräften vorhanden; die Demoralisation durch den Krieg und die vielfache Inanspruchnahme der Schwarzen für Arbeiten am Tage, die von ihnen natürlich vorgezogen werden, ließen die Ziffer der in den Minen beschäftigten Raffern tief unter die vor dem Kriege herabsinken; und die Zahl der verfügbaren Arbeitskräfte war doch schon vor dem Kriege von den Kapitalisten als völlig ungenügend bezeichnet worden. Daß durch eine energische Eingeborenenpolitik der Regierung die Zahl der Arbeiter sehr beträchtlich gesteigert werden kann, steht außer Zweifel; doch diese Steigerung könnte nur allmählich erfolgen. Schwankungen, die mit dem Ausfall der Ernte und anderen Zufällen

zusammenhängen, wären nicht zu vermeiden. Jedenfalls war es unmöglich, in ein paar Jahren 300 000 Arbeiter zu beschaffen, die die Industrie nach Aussage der Kapitalisten für die nächste Zeit dringend nötig hat, während man jetzt, drei Jahre nach Friedensschluß, annähernd auf die Ziffer von etwa 100 000 schwarzen Arbeitern kommt, die bei Ausbruch des Krieges vorhanden waren. Wiederum taucht das Problem auf, ob die Goldindustrie sich langsam oder rasch entwickeln soll und man ist natürlich nach dem Kriege noch viel weniger geneigt, sich für ersteres zu entscheiden, wie vorher. Ist diese Vorfrage entschieden, dann kann die weitere Frage, ob die Zufuhr von Arbeitskräften von auswärts notwendig ist, nur bejaht werden. Es wurden allerlei Versuche angestellt, eine Kommission tagte und vernahm verschiedene Zeugen; eine Massenversammlung in Johannesburg protestierte gegen die Einfuhr von Chinesen. Nun taten die Magnaten einmal mehrere Monate lang nichts, die geschäftliche Depression verschärfte sich; da wurden die Leute kirre und eine Petition für die Einführung von Chinesen fand an 40 000 Unterschriften. Die Kapitalisten hatten zunächst an Indier gedacht; in Natal arbeiten sie für 10 Mark monatlich und etwas Reis auf den Zuckerplantagen. Aber die indische Regierung weigerte sich, die Ausfuhr von indischen Kulis unter den Beschränkungen zu erlauben, die nötig waren, um ihre Verbreitung über das ganze Land zu verhindern; die Rücksicht auf die Würde schien die auf den wirtschaftlichen Nutzen zu überwiegen. Übrigens wären die Indier für die Arbeit in den Minen wahrscheinlich zu schwächlich gewesen. So kamen nur mehr die Chinesen in Betracht. Erst am 17. Februar 1904, also fast zwei Jahre nach Beendigung

des Krieges, war die Sache durch eine Abstimmung des englischen Unterhauses entschieden, in der mit 281 gegen 250 Stimmen ein liberaler Antrag, der sich gegen die Einfuhr der Chinesen aussprach, verworfen wurde; im Laufe des Sommers 1904 kamen die ersten Chinesen am Rande an.

Die langen Vorbereitungen, die besonderen Einschränkungen, mit denen die Regierung die Chineseneinfuhr umgab, waren ein Zugeständnis, das die Regierung der öffentlichen Meinung in England und in Transvaal machte; war doch der Schlachtruf: gegen Chinesenarbeit! das zugkräftigste Schlagwort der liberalen Partei in England geworden, mit dem sie bei Nachwahlen von Sieg zu Sieg schritt. Um dieser Agitation nicht zuviel Nahrung zu geben, hatte die englische Regierung auch die Verhandlungen mit China in die Hand genommen. „Hätte der englische Kolonialsekretär seine Finger von der Sache gelassen, so hätten wir die Chinesen für ein Drittel des Preises bekommen, den wir jetzt bezahlen müssen,“ sagte mir ingrimmig einer der führenden Minenleute des Randes. Ich glaube, daß der Mann Recht hatte. Um das Gerede von den „gelben Sklaven“ zu entkräften, wurde in dem Vertrage, den England mit der chinesischen Regierung schloß, die Höhe der zu zahlenden Löhne festgesetzt, wobei die an die Raffern gezahlten zugrunde gelegt wurden, über die Art der Unterbringung und Verpflegung wurden genaue Bestimmungen vereinbart usw. Dabei unterliefen manche lächerliche Dinge; so wurde z. B. von der Regierung den Minengesellschaften die Verpflichtung auferlegt, in den Chinesencompounds Eßsäle mit Tischen und Bänken einzurichten; die Chinesen denken aber gar nicht daran, von diesem ihnen unbekanntem

Lurus Gebrauch zu machen. Jedenfalls kann man sich nichts Ueberneres denken, als das in England von den Liberalen gebrauchte Schlagwort von der „gelben Sklaverei“ und die grotesken Schilderungen, die das mitfühlende Herz des Engländers in Schwingungen versetzen sollen, wenn er die Schilderungen liest, wie diese „armen“ Chinesen, wie Vieh oder Ware verpackt, zu Tausenden nach Johannesburg versandt werden, um dort „Skavenarbeit“ zu verrichten. Ich glaube, daß es auf dieser Welt wirklich noch würdigere Objekte für das menschliche Mitleid gibt, als diese Zopfträger, die es sicherlich in ihrem ganzen Leben nie so gut gehabt haben, als in den Randminen, wo sie sehr reichlich und gut, ganz nach ihren Wünschen, gepflegt werden, zweimal täglich Fleisch und frisches Gemüse, Reis und Trepang in Menge erhalten, nicht schlechter wohnen als in vielen Staaten Europas die Soldaten, und einen Lohn von 60 Mark monatlich bei durchaus angemessener Arbeitszeit für eine Arbeit bekommen, die nicht gesundheitschädlich ist. Dazu haben sie in ihrer freien Zeit eine Bewegungsfreiheit, die sehr häufig in Frechheit ausartet und die Nachbarschaft einer „Chinesenmine“ weißen Bewohnern sehr unerfreulich macht.

Ob die Einfuhr von Chinesen unerwünschte Begleiterscheinungen hat, das ist eine Frage für sich; wenn man sich aber einmal dazu entschlossen hatte, dann war es doch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt zweckmäßig, die Chinesen möglichst billig zu bekommen und die Summe der nach China abströmenden Löhne recht niedrig zu halten. Ohne mir darüber ein maßgebendes Urteil zu erlauben, glaube ich doch, daß man wahrscheinlich auch ohne den Vertrag ausreichend

chinesische Kulis hätte beschaffen können; denn die einzelnen Vizekönige sind in China meist mächtiger als die Zentralregierung und die Auswanderung kann doch nicht so beaufsichtigt sein, daß ein Werbeamt, etwa in Hongkong, nicht hätte Arbeiter anlocken können, zudem es sich ja nicht um so erhebliche Massen handelt; bis zum Frühjahr dieses Jahres waren etwa 40 000 Chinesen nach dem Rande gekommen. Inzwischen scheint aber aus nicht genau ersichtlichen Gründen die Anwerbung in China trotz der Staatsverträge ins Stocken geraten zu sein, wenn man einer Meldung der 'Hongkong Post' Glauben schenken darf, die man allerdings in der englischen Presse möglichst unterdrückt hat.

Als Ergebnis der Chineseneinfuhr für die Goldindustrie läßt sich bisher folgendes übersehen: die Minen haben zur Zeit, wo ich dieses schreibe, dadurch etwa 40000 Arbeiter mehr als vor dem Kriege; ob weitere 160000, die die Industrie noch beschäftigen zu können vorgibt, aus dieser Quelle beschafft werden können, scheint einigermaßen fraglich. Die Qualität der Arbeiter hat enttäuscht; insbesondere im Anfang hatte man hauptsächlich Südchinesen erhalten, die an Körperkraft den Schwarzen nicht entfernt gleichkamen. Die Nordchinesen, die man später anwarb, sind große, kräftige Gestalten, die in dieser Beziehung einen guten Eindruck machen. Aber, wie mir ein Minenleiter nach mehrmonatlicher Erfahrung versicherte, kommt die Leistung der besten chinesischen Arbeiter gerade der durchschnittlichen Leistung eines Schwarzen gleich. Man erhofft indes einen Vorteil davon, daß die Chinesen dreijährigen Kontrakt haben, und daher mehr Übung in der Arbeit gewinnen können als die Schwarzen, die sich höchstens auf ein Jahr ver-

pflichten. Außerdem sind die Chinesen ein sehr unruhiges, schwer zu behandelndes Element; sie fühlen sich weit mehr solidarisch als die Schwarzen, die aus den verschiedensten Theilen Süd- und Zentralafrikas für die Minen angeworben werden. Natürlich bestehen auch unter ihnen die über ganz China verbreiteten geheimen Gesellschaften. So kommt es häufig zu Revolten, Mord und Totschlag; bald geht es gegen die eigenen chinesischen Aufseher, bald gegen die Weißen, dann wieder gegen die Schwarzen. Dabei besteht der Übelstand, daß eine Mine allein mit Chinesen gar nicht betrieben werden kann, weil diese in den Amalgamwerken wegen der Gerissenheit, mit der sie Diebstähle von Amalgan ausführen, nicht verwendet werden können. Das alles erfordert natürlich eine Verstärkung der Polizei in der Nähe von Minen, die Chinesen beschäftigen, was wiederum der Staatskasse zur Last fällt. Die Befürchtung, daß die Chinesen alles verdiente Geld außer Land schleppen, soll sich indes nicht verwirklichen; es wird behauptet, daß sie eine Menge von Bedürfnissen entwickeln und gute Abnehmer der Läden in der Nähe der Minen sind. Das Wichtigste aber ist, daß die Chinesen die Arbeitskosten der Minen keineswegs herabgesetzt haben, denn ihre Arbeit kommt sogar noch etwas teurer als die der Schwarzen; sie bekommen annähernd denselben Lohn wie diese, wozu noch die Kosten der Hin- und Rückreise treten. Daran wird sich auch in Zukunft kaum etwas ändern. Damit ist aber auch schon gesagt, daß die Chinesen nur ein Nothelf sind und daß die Minenindustrie selbst gerne auf sie verzichten wird, sobald sich ihr die Beschaffung der Arbeitskräfte im Lande ermöglicht; denn auch das Experiment mit den Chinesen hat bewiesen, daß der

Schwarze der gegebene und beste Arbeiter für die Minen ist. Man hat den Kapitalisten auch zum Vorwurf gemacht, daß sie in der Zeit, wo die Chinesenfrage noch schwebte, absichtlich das Angebot von farbigen Arbeitern zurückhielten. Das ist nicht unwahrscheinlich; jedenfalls war die Zunahme, nachdem die Entscheidung gefallen war, auffallend stark. Ja, in diesem Frühjahr war der Zudrang sogar so groß, daß die Minen die Mindestdauer der Arbeitskontrakte von 6 auf 8 Monate heraufsetzten, beiläufig bemerkt auch ein Beweis dafür, daß es mit der Erreichung der Ziffer von 300 000 nicht so eilt, weil das nötige Kapital nur langsam zuströmt. Wenn nun die Kapitalisten wiederum durch die Umstände gezwungen dem heimischen Arbeitsmarkt größere Aufmerksamkeit zuwenden, so ist das auch politisch nicht bedeutungslos, weil sie nunmehr ihren starken Einfluß für eine kräftigere Eingeborenenpolitik der Regierung in die Waagschale werfen werden.

Mit der zunehmenden Zahl der farbigen Arbeiter vergrößert sich natürlich auch die Anzahl der auf den Minen beschäftigten Weißen, wenn auch die Verhältniszahl zweifellos beständig zurückgeht. Während vor dem Kriege ein Weißer auf etwa 8 Farbige kam, war das Verhältnis unmittelbar nach dem Kriege infolge der Anstellung ungelernter weißer Arbeiter 1 zu 4, ist aber nach den letzten Ausweisen bereits wieder 1 zu 9. Dabei sind diese Ziffern, die die Minenkammer veröffentlichte, um zu zeigen, daß die Einfuhr der Chinesen die Zahl der weißen Angestellten stark vermehrt habe, insofern irreführend, als das Eintreffen jedes neuen Chinesentransports natürlich auch viel Bauarbeit für die Herstellung der Unterkünfte veranlaßt, wobei

viele weiße Handwerker und Arbeiter Beschäftigung finden. Trotzdem steht natürlich außer Zweifel, daß sich seit dem Eintreffen der Chinesen auch die Zahl der weißen Angestellten vermehrt hat. Um so bemerkenswerter ist der Widerstand der von seiten der weißen Arbeiter gegen die Einführung der Chinesen geleistet wurde, weil er Zeugnis ablegt von dem tiefen Mißtrauen, das die weißen Arbeiter gegen die Randmagnaten erfüllt. Beim Schwarzen ist die Grenze in der Art seiner Beschäftigung wohl ein für allemal gezogen; selbst wenn er anständig und geschickt ist, so fehlt ihm doch jedes Verantwortlichkeitsgefühl. Beim Chinesen ist nicht das Gleiche der Fall und obwohl die Verordnung, die die Einfuhr der Chinesen regelt, genau alle Arten gelernter Arbeit aufzählt, zu denen sie nicht verwendet werden dürfen, so ist das Mißtrauen doch vorhanden, das diese Grenze einmal durchbrochen werden könnte. Inzwischen haben sich diese Bedenken wohl insofern gemildert, aber man sah, daß die Einfuhr der Chinesen doch nicht den Erfolg zeitigte, den die Kapitalisten erhofft hatten, wodurch einer unbegrenzten Steigerung dieser Einfuhr ein Riegel vorgeschoben ist.

Wenn auch gegenwärtig nicht sehr viele Leute in den Kreisen der weißen Arbeiter am Rande ernstlich ein Verschwinden der Chinesen wünschen dürften, so hat sich das Schlagwort: Gegen die Chinesen! doch gut bewährt; es dient gewissermaßen zur Charakteristik eines ganzen Systems und man hütet sich, der liberalen Partei in England diese Waffe zu rauben. Kommt sie ans Ruder, wozu sie ja in nächster Zeit gute Aussicht hat, so wird sie in dieser Frage jedenfalls viel Wasser in ihren Wein tun. Im übrigen gibt diese Wendung in der Chinesenfrage der weißen Arbeiterschaft am Rande durchaus

keinen Anlaß, das Mißtrauen gegen die Pläne der Kapitalisten aufzugeben; im Gegenteil, nachdem dieser Versuch, die Arbeitskosten herabzudrücken, gescheitert ist, werden sie erst recht auf andere Mittel zu diesem Ziele sinnen; denn noch im Jahre 1903 waren die durchschnittlichen Arbeitskosten auf die Tonne Erz nahezu 5 Mark höher gewesen als im letzten Jahre vor dem Kriege; sie sind inzwischen heruntergegangen; aber noch ist's ein weiter Weg bis zum 12¹/₂ Shilling-Ideal des Herrn Albu!

Hatte die Regierung die Überzeugung, daß die Goldindustrie der Arbeitskräfte dringend bedürfe und diese im Lande selbst nicht erhältlich seien, dann war es natürlich ihre Pflicht, die Beschaffung der Arbeitskräfte von auswärts zu fördern; wegen ihrer Stellungnahme zur Frage der Chineseneinfuhr war sie also höchstens insofern zu tadeln, als ihr Verhalten gegenüber den Eingeborenen während und nach dem Kriege zur Verschärfung des Arbeitermangels beträchtlich beigetragen hat. Aber das Mißtrauen will nicht weichen, daß die Regierung doch nur ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Kapitalisten sei und die Handlungsweise Milners gab diesem Verdacht einige Unterlagen, besonders in gewissen Fällen, wo durchaus nicht das Interesse der Goldindustrie im allgemeinen, sondern nur das einzelner Kapitalistengruppen in Frage kam. So hatte z. B. eine Gruppe ein Besitztum, für dessen Aufschließung sie angeblich 12 Mill. Mark aufgewendet hatte; aber schließlich erwies es sich für die von ihr ins Auge gefaßten Zwecke nicht recht brauchbar. Da faßt die Stadt Johannesburg den Ankauf des Grundstücks für Zwecke der Wasserversorgung ins Auge; sein Wert wird von sachverständiger Seite auf

4 Millionen geschätzt. Milner wollte die Stadt nun zwingen, die von den Besitzern geforderten 12 Millionen zu bezahlen. Schließlich einigte man sich auf ein Schiedsgericht über den „Bierfontein-Fall“. Ein Jurist von hohem Ansehen wird aus England bezogen, der allein, wenn ich nicht irre, 1.000 Mark täglich erhält, um dem Schiedsgerichte vorzusitzen. Man schätzt die Kosten dieses Schiedsgerichts auf etwa 1 Million Mark. Ein anderes Beispiel ist der Fall Wybergh. Wybergh war Chef des Minendepartements der Regierung; er hatte ziemlich selbständige Ansichten und huldigte der irrtümlichen Anschauung, daß seine Aufgabe darin bestände, das Interesse der Allgemeinheit gegenüber den Minen zu wahren. Er wich auch in bezug auf die Chinesenfrage von der Ansicht der Kapitalisten ab; das brach ihm den Hals, er mußte abgehen. Und er bekam keinen Nachfolger; es erschien den Kapitalisten nicht ratsam, einem Manne so viel Macht zu geben; denn wenn sie schließlich auch Lord Milner den ihnen genehmen Nachfolger vorschlagen konnten, man wußte doch nie, wie so ein Mensch sich entwickelt. So sollte denn ein Teil des Wirkungskreises des staatlichen Minenkommissars auf die anderen Ressorts verteilt werden und der übrigbleibende Rest des Minendepartements sollte sich mit Minenstatistik und ähnlichen nützlichen Dingen beschäftigen. Diese Beispiele kennzeichnen die Tendenz der Regierung.

Eine dauernde Schädigung der Kolonien, die sich in ihrer verhängnisvollen Wirkung erst in Zukunft ganz enthüllen wird, bedeutet aber Lord Milners Eisenbahnpolitik. Bei der Besitzergreifung der Republiken hatte England auch das Eisenbahnnetz übernommen. Die Bahn des Freistaats war Staats Eigentum

gewesen, die Transvaalbahnen, die reiche Erträgnisse lieferten, an denen der Staat beteiligt war, gehörten einer holländischen Gesellschaft. Die englische Regierung löste die Eigentumsrechte der Gesellschaft nach dem Kriege ab. Stellte sich die Regierung einmal auf den Standpunkt des Staatsbetriebs, der sehr erhebliche Einnahmen in die Staatskassen leitet, dann durfte sie nicht wichtige Linien, die das Erträgnis der Staatsbahnen stark beeinträchtigen können, aus der Hand geben, und durch Privatgesellschaften bauen lassen. Nun hat Milner einer Kapitalistengruppe den Bau einer Eisenbahn von Witbank nach Springs überlassen, die zunächst die Kohlengruben des Middelburg-Distrikts in bessere Verbindung mit dem Rand bringen soll, außerdem aber auch die Entfernung: Lorenzo Marquez—Johannesburg sehr erheblich abkürzt, da sie den Umweg, den diese Bahn über Pretoria macht, abschneidet. Noch stärker wird dies der Fall sein, bei der Swasilandbahn, die unter außerordentlich günstigen Steigungsverhältnissen von Lorenzo Marquez fast der Luftlinie folgend, über Ermelo nach Johannesburg führen wird. Auch der Bau dieser Bahn, deren Vollendung in zwei bis drei Jahren erreicht sein wird, ist an eine Kapitalistengruppe vergeben. Eine andere Bahn von Harrismith nach Modderpoort wurde den Natalischen Staatseisenbahnen überlassen, während die Debeerskompagnie durch die Linie Klerksdorp—Fourteenstreams die kürzeste Verbindung zwischen Kimberley und Johannesburg herstellt. Ob Milner diese Politik verfolgte, um den Kapitalisten gefällig zu sein, oder um den Kredit des Landes möglichst für die Übernahme der Kriegsschadigungsanleihe zu schonen, bleibe dahingestellt. Für einige Bahnen sehr zweifelhafter Ren-

tabilität — wie die Linie Krugersdorp-Mafeking — scheinen ja immerhin Staatsmittel vorhanden zu sein. Wie immer sich dies verhalten möge, diese Politik bedeutet eine schwere Schädigung der Landesinteressen und eine Verstärkung des Einflusses der Randmagnaten, die in keiner Weise etwa durch Rücksichten auf die Goldindustrie, die hier gar nicht in Frage kommen, gerechtfertigt werden kann.

Nicht minder drastisch tritt die Bevorzugung des Großkapitals in der gesetzgeberischen Arbeit hervor, die das Milnersche Regime teils geleistet, teils zu leisten versucht hat. Da stehen in erster Linie das Diamantengesetz, das Milner durch den von ihm ernannten gesetzgebenden Rat bewilligen ließ, und das Goldgesetz, das er diesem Rat vorlegte, das aber infolge des Widerspruchs der öffentlichen Meinung vorläufig bis zum Vorhandensein einer gewählten Vertretung zurückgestellt wurde. Bisher hatte das gleiche Gesetz für Edelmetalle und Edelsteine gegolten. Wurde jemand auf eins von beiden fündig, so durfte sich der Eigentümer des Besitzums nach seiner Wahl ein Siebentel der sich ergebenden Grubenfelder von bestimmter Größe (Claims) als sein Eigentum abstecken. Eine Anzahl von Claims fiel dem Entdecker zu, der Rest wurde von der Regierung als öffentliches Grubenfeld proklamiert. An einem festgesetzten Tage konnte dann jedermann nach Lösung eines Lizenzscheines auf dieses Feld hingehen und für sich 50 Claims abstecken, auf denen er solange Eigentümer der bergbauartigen Rechte war, als er die Lizenzen regelmäßig bezahlte. Zweifellos ist dieses Berggesetz mehr den Verhältnissen alluvialer Goldfelder angepaßt, wo der einzelne auch in der Lage ist, seine Claims selbst in Be-

arbeitung zu nehmen; so wie die Dinge aber in Transvaal zum mindesten am Rande liegen, ist dies natürlich völlig ausgeschlossen. Es kommt dazu, daß bei gewissen öffentlichen Feldern, die von aufgeschlossenen Minen umgeben sind, der Goldgehalt schätzungsweise ziemlich genau bestimmt werden kann; nehmen wir nun an, daß sich ein derartiges Feld von Johannesburg aus leicht erreichen läßt, so müßte diese primitive Form des Aussteckens der Claims notwendig zu Mord und Totschlag führen. Derartige Vorkommnisse hatten vor dem Kriege die Transvaalregierung veranlaßt, eine andere Art der Verteilung zu versuchen, was zu dem bekannten Brownfall Veranlassung gab. Ein anderer Übelstand des Gesetzes besteht darin, daß das, was es dem Eigentümer zuspricht, je nach dem zufälligen Winkel des Reefs allzu ungleich ausfällt. Der Eigentümer hat nämlich das Recht, sich seine Claims längs des Reefs auszusuchen. Fällt nun dieses, wie es beim Ausstrich der Mainreef-Serie der Fall ist, etwa in einen Winkel von 60 Grad ab, so ergibt dies natürlich viel mehr Reef auf den Claim, als wenn es in einem Tiefbaufelde vielleicht unter einem Winkel von 20 bis 30 Grad, oder noch weniger zur Oberfläche streicht.

Bei all diesen Mängeln bietet das gegenwärtige Goldgesetz doch auch dem armen weißen Mann eine Aussicht, zu Geld zu kommen. Ist er auch nicht in der Lage, die Bearbeitung der Claims selbst in die Hand zu nehmen, so kann er doch durch den Verkauf desselben zu Geld kommen. Bei Diamanten hat er aber die Möglichkeit die Ausbeutung auch mit geringen Mitteln zu unternehmen. Das neue Diamantengesetz stellte nun einfach fest, daß jedes öffentliche Ausstecken von Diamantefeldern in Zukunft fortfällt, der Besitzer des Grund und Bodens

diesen als fein Eigentum ganz bearbeiten kann, der Regierung aber 60% vom Reingewinn abzugeben hat. Gelegentlich kann man einem Kapitalisten über die Schamlosigkeit, mit der die armen Diamantminenbesitzer von der Regierung ihres rechtmäßigen Einkommens beraubt werden, Klage führen hören. Natürlich ist nichts lächerlicher als dies; denn der Besitzer eines Diamantfeldes ist viel besser daran, als zuvor, wo er nur auf ein Siebentel seines Besitzes Anspruch hatte, während ihm jetzt zwei Fünftel zufallen. Geschädigt ist die Allgemeinheit, die von jeder Beteiligung an der Erschließung des Diamantfeldes ausgeschlossen wird. Wie dieses Gesetz nun praktisch wirkt, das zeigt sich am besten an der Entwicklung der Premier Mine, deren außerordentlicher Reichtum an Diamanten so großes Aufsehen erregt hat.

Diese Mine erzeugt jährlich für etwa 30 Mill. Mark Diamanten, was aber keineswegs die Höchstgrenze ihrer Leistungsfähigkeit ist. Das Unternehmen wurde solider Weise mit nur 1 600 000 Mark Gesellschaftskapital gegründet; der gegenwärtige Kursstand der mittlerweile geteilten Shares entspricht etwa dem 90 fachen des Nennwertes; zieht man in Betracht, daß die Gesellschaft nur $\frac{2}{5}$ des Reinertrages erhält, so kann man den Wert der Mine, so wie er jetzt beurteilt wird, auf etwa 360 Mill. veranschlagen. Würde sich die Entwicklung dieser Mine unter dem alten Gesetz vollzogen haben, so würde eine Gesellschaft, die der Eigentümer der Farm gegründet hätte, $\frac{1}{7}$ des Grundes bearbeiten, den Rest hätten allerhand Leute zu einer Zeit für sich ausgesteckt, wo natürlich niemand von dem Reichtum dieser Mine eine Ahnung haben konnte. Nicht jeder dieser ersten Claimbesitzer hätte sein Eigentum auch selbst bearbeitet,

der eine hätte bald verkauft, andere hätten sich zu kleinen Gesellschaften zusammengetan, früher oder später hätte das Großkapital auch hier seinen Einfluß zur Geltung gebracht und spätestens, wenn die Mine soweit abgebaut gewesen wäre, daß vom Tagbau zum Tiefbau übergegangen werden mußte, wäre es wohl zum Zusammenschluß gekommen, wie einstens in Kimberley. Die Methoden der Ausbeutung wären nicht die rationellsten und arbeitssparendsten gewesen, der Diamantenmarkt wäre vielleicht durch Überproduktion vorübergehend erschüttert worden. Aber nehmen wir an, es wäre bloß die Hälfte dieser 360 Mill. des Wertes der Premiermine in die Hände derer gekommen, die die Claims ausstreckten oder die sie von den ersten Besitzern noch billig erwarben; nicht jeder von diesen Leuten hätte einen verständigen Gebrauch von diesem Gelde gemacht, das Fortuna ihm verschwenderisch in den Schoß warf, mancher würde es vergeudet haben, aber es wäre doch unter die Leute gekommen und wäre im Lande geblieben. Für andere hätte aber das hier erworbene Kapital eine Grundlage für weitere wirtschaftliche Tätigkeit bedeutet; es hätte im Lande selbst neue Unternehmungen ins Leben gerufen, die Volkswirtschaft von Transvaal befruchtet. Um die Premiermine herum wäre eine Stadt emporgeschossen mit Tausenden weißer Bewohner, es wäre viel Geld verdient und leichter Hand wieder ausgegeben worden. Wie anders, wieviel rationeller, aber auch wieviel ungünstiger für den kleinen weißen Mann hat sich der Betrieb der Premiermine unter der Einwirkung des Milnerschen Diamantengesetzes nun in Wirklichkeit entwickelt! Die Gesamtzahl ihrer Angestellten beträgt etwa 200 Weiße, wozu rund 2000 schwarze

Arbeiter kommen. Vielleicht sind diese Ziffern durch die Entwicklung der Mine schon überholt; aber was bedeutet es, wenn die Zahl der Weißen, die von der Mine beschäftigt werden, schließlich auch 300 wäre! Und diese Zahl wird kaum überschritten werden, sobald alle Neuanlagen vollendet sind und die Mine ihren regelmäßigen Gang geht. Dabei ist der technische Betrieb außerordentlich einfach und es bedarf nur weniger besonders vorgebildeter Beamten; es müßte wunderbar zugehen, wenn unter den weißen Angestellten mehr als ein Duzend wäre, die ein höheres Gehalt als 12 000 Mark beziehen. Der Reingewinn der Mine wird für das laufende Jahr auf 20 Mill. Mark geschätzt, man nimmt aber an, daß er bis auf das Doppelte gesteigert werden kann; 8 Mill. davon werden an die Anteilbesitzer gehen. Ursprünglich waren diese Anteile meist in Südafrika untergebracht, vielfach in den Händen kleiner und mittlerer Kapitalisten; denn die Premiermine ist eine Außenseitergründung, die großen Häuser waren daran nicht beteiligt. Einige Vermögen sind also wohl in Südafrika mit Premieranteilen gemacht worden und auch im Lande geblieben; aber eine erhebliche Menge von Anteilen ist doch schon nach Europa gewandert und die Dividenden fließen ebendahin. Nun kommt noch der stärkere Partner, der Staat, an den 12 Millionen gehen, nach dem Recepte, das Mephisto dem Kaiser vorschlägt:

Das alles liegt im Boden still begraben,
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.

Nun gut, wir sind nicht im alten Europa, hier gibt's keinen Kaiser, der diesen Gewinn einstecken könnte, er kommt doch dem Staate zugute, der Allgemeinheit, jeder

einzelne Steuerträger wird dadurch entlastet! Mit Maßen; im März dieses Jahres gab es eine Transvaaldebatte im englischen Unterhause; insbesondere die Liberalen forderten sehr energisch, Transvaal sollte endlich die 600 Mill. Mark Kriegskostenentschädigung zahlen, die ihm von England zudiktirt worden sind; man möge sich für die Zinsen und Amortisation einfach die Einkünfte aus der Premiermine verpfänden lassen. Die Liberalen, die diese Forderung mit solchem Nachdruck stellten, glaubten damit einen Hauptschlag gegen die Randmagnaten geführt zu haben, die seinerzeit diese Kriegssentschädigung „garantirt“ hatten. Da gab der Kolonialsekretär Lyttelton über die Art dieser 'Garantie' ganz eigenartige Aufklärungen; die Randmagnaten hätten allerdings für eine Anleihe, durch die die Kriegsschuld von 600 Mill. an England bezahlt werden soll, garantirt, aber nur so, wie irgend ein Bankenkonsortium eine Staatsanleihe übernimmt; für die Verzinsung und Rückzahlung der Anleihe müßte aber natürlich die Kolonie Transvaal aufkommen. Sie wären auch vollkommen bereit, jetzt eine erste Rate von 200 Mill. einer 4% Transvaalschen Anleihe zu übernehmen, denn es sei ja gar kein Zweifel, daß sie sie bei der gegenwärtigen Lage des Geldmarktes leicht mit einem Aufgeld von 5% an die Börse bringen könnten. Mit einem Wort — die Opferwilligkeit der Randmagnaten entpuppt sich als Geneigtheit, ein Geschäft zu machen, bei dem etwa 10 Mill. zu verdienen sind. Die Regierung hat nun zwar abgelehnt, auf sofortige Abzahlung eines Teiles der Schuld zu dringen. Schließlich wird es aber doch dazu kommen; ein Teil der Kriegsanleihe wird aufgenommen werden, sobald die neue Scheinverfassung ein-

geführt ist und ein wenigstens zum Teil gewähltes Parlament seine Zustimmung dazu gegeben hat. Dann wird der Millionenregen aus der Premiermine nach England fließen, um einen Teil jener Dankeschuld abzutragen, in der Transvaal bei England steht, das keinerlei Kosten gescheut hat, um es mit 'British Rule' zu beglücken. „Der Kaiser, der soll's haben!“

Nicht viel anders liegt es beim Goldgesetz, das vorläufig noch Entwurf ist. Daß das alte Goldgesetz nicht ganz den eigenartigen Bedingungen Transvaals entspricht, darauf habe ich bereits hingewiesen; das neue Gesetz will den Schwierigkeiten beim Ausstecken der Goldfelder dadurch begegnen, daß es in das Ermessen der Regierung stellt, ob sie ein öffentliches Goldfeld zum Ausstecken freigeben oder die Claims zugunsten der Staatskasse an den Meistbietenden versteigern lassen will. Vom staatlichen Standpunkt scheint ja manches für eine derartige Lösung zu sprechen. Aber wie die Dinge in Transvaal einmal liegen, kann man sich die Folgen eines derartigen Gesetzes leicht ausmalen. Felder, die wenig Aussichten bieten, würden wohl gelegentlich einmal dem Publikum freigegeben werden; solche auf deren Besitz die Kapitalisten Wert legen, kämen zur Versteigerung. Der kleine Mann könnte da so wie so nicht mitbieten. Aber auch dem mittleren Kapitalisten böte der Besitz von ein paar Claims wenig Gewinnaussichten, er würde von den Großkapitalisten einfach ausgehungert werden. Nach kurzer Zeit wären die Magnaten bei diesen Versteigerungen ganz unter sich und würden sich kaum gegenseitig in die Höhe treiben. So fiel auch für den Staat dabei wenig ab. Ein anderer Vorschlag tauchte Ende vorigen Jahres im Londoner Finanzblatt 'Economist'

auf und rührt von dessen nach Südafrika entsandten Berichterstatter her. Dieser erklärt, daß er sein Projekt Lord Milner vorgelegt und dieser angeregt habe, eine öffentliche Erörterung des Planes durch dessen Veröffentlichung herbeizuführen. Offenbar handelt es sich also um einen Versuchsballon, den Milner steigen ließ. Nach diesem Vorschlage sollen die öffentlichen Grubenfelder weder zum Ausstecken freigegeben, noch versteigert werden, sondern der Staat sie gegen entsprechende Abgaben an Unternehmer verpachten; diese Einnahmen mögen dann das Interpfand für die Abzahlung der Kriegsschuld bilden. Der Verfasser meint, diese Unternehmer brauchten nicht aus der Reihe der Randkapitalisten genommen zu werden, denn diese hätten mit der Erschließung ihrer eigenen Minen genug zu tun. Es würden energische Leute vom „Unternehmertyp“ und neue Kapitalskräfte dadurch ins Land gezogen werden usw. Man stelle sich beiläufig den Unternehmer vor mit einem Vermögen von 10—12 Mill. Mark, das zur Bearbeitung einer Mine gehört, der nur mit eigener Kraft und selbstgewonnener Sachkenntnis an die Arbeit geht! Man wird dann leicht herausfinden, daß natürlich auch zur Bearbeitung dieser Staatsminen das Großkapital nötig sein wird und wahrscheinlich wird die Regierung auf der Suche nach den Leuten vom „Unternehmertyp“ nicht allzuweit in die Ferne schweifen.

Mag das eine oder das andere eintreten, auf jeden Fall ist der kleine Mann der Verlustträger. Ich will hier gar nicht erörtern, ob es eine sittlich sehr hochstehende Art der „Arbeit“ und des Geldverdienstes ist, wenn jemand heute hingehet, sich 50 Claims absteckt und diese dann, ohne selbst produktive Arbeit geleistet zu

haben, ein paar Tage oder Wochen später für 1000 oder 10 000 oder 100 000 Mark verkauft. Aber die Tatsache bleibt bestehen und ist für alle die augenfällig, die vor dem Kriege in Transvaal gelebt hatten, daß es früher möglich war, auf diese Art rasch zu Geld zu kommen, und daß diese Möglichkeit heutzutage verschwunden ist. Dazu kommt noch, daß natürlich, je weiter die wirtschaftliche Entwicklung des Landes fortschreitet, destomehr die Aussicht verschwindet, schnell Vermögen zu erwerben, die in den ersten Jahren für jeden findigen Kopf vorhanden war, der einen guten Einfall geschickt zu verwerten verstand. Das hätte sich natürlich auf jeden Fall geändert, der Krieg mochte kommen oder nicht. Aber es ist nur zu verständlich, daß diese Dinge das Gesamtbild des früheren, glücklicheren Zustandes ergänzen, um den Gegensatz von einst und jetzt besonders schroff erscheinen zu lassen. Nun ist der Einfluß der Kapitalisten auf das Wirtschaftsleben so wie so außerordentlich; es ist ja klar, daß sie als die Leiter der größten Industrie Südafrikas, die mehr Werte für die Ausfuhr erzeugt, als alle übrigen Erwerbsstände zusammengenommen, einen Einfluß besitzen, der insbesondere an ihrem Sitz am Rande bis in die fernsten Verzweigungen des wirtschaftlichen Lebens dringt. Alle englischen Zeitungen Johannesburgs sind in der Hand der Kapitalisten. Der Herausgeber des 'Transvaal Leader', Pakeman, ein sehr fähiger und begabter Mann, seinerzeit ein Haupt-rufer im Streite gegen die Burenregierung, ist gegen die Einfuhr der Chinesen; er wird seiner Stellung enthoben. Der Leiter des 'Star', Money penny, ist der gleichen Meinung; der Mann lebt jetzt in England. Man ist erstaunt, in dieser Umgebung noch so viel

Selbstachtung bei Journalisten zu finden. Der Advokat Howard Pim spricht sich gegen die Einfuhr der Chinesen aus, er wird sogleich der Stellungen, die er als Minensyndikus inne hatte, enthoben; einem Anwalt, der sich mit den Magnaten in offenem Widerspruch setzt, mag es schwer genug werden, in Johannesburg sein Brot zu verdienen. Der Leiter der Billage-Main-Reef-Mine, Creswell, wird wegen des bereits erwähnten Versuches, die Mine in gesteigertem Maße mit ungelerten weißen Arbeitern zu betreiben, entlassen. Nicht nur Wybergh, der staatliche Minenkommissar, auch Grant, der Eingeborenenkommisfar der Minenkammer, bricht sich bei der Chinesenfrage den Hals. Ein Arzt, der sich politisch betätigen und etwa gegen die Randmagnaten auftreten wollte, würde bald boykottiert sein und könnte den Johannesburger Staub von seinen Füßen schütteln. Da läuft in Johannesburg ein Heer von Agenten herum, das den Minen Bedarfsartikel anbietet. Über ihnen hängt bereits das Damoklesschwert eines großen Einkaufstrusts der Minen, wofür gewisse Ansätze in dem 'Mining Exchange Yard' schon vorhanden sind. Schalten erst einmal die Minen beim Bezuge ihrer Bedarfsartikel — man bedenke, welches weite Feld diese umfassen, liegt ihnen doch auch die Verpflegung der farbigen Arbeiter ob — den Zwischenhandel völlig aus, dann kann der selbständige Kaufmann Johannesburg Adieu sagen. Aber auch die besten Standplätze für Läden in der Goldstadt sind Eigentum der Kapitalisten und geben diesen Gelegenheit, auf den Kaufmannsstand nötigenfalls einen Druck auszuüben. Und endlich sind sie es, die die Kurse an der Börse machen, die letzte Zuflucht und Hoffnung derer, die auf

leichte Art ein paar Pfund verdienen möchten. Noch zeigen die Kapitalisten nicht ihre Macht in ihrem ganzen Umfange. Die Wahlen zu der neuen Volksvertretung stehen ja bevor, möglicherweise kommt auch bald in England eine liberale Regierung ans Ruder, gegen die es Front zu machen gilt. Man will sich nicht zu viel Feinde machen; sollte die Bahn aber einmal frei sein, dann werden sie die letzten sein, Schüchternheit im Gebrauch ihrer Kräfte an den Tag zu legen.

Ist es zweckmäßig von der Regierung, jemand, der bereits über solche Macht verfügt, diese noch zu stärken? Die Antwort liegt nahe: jawohl, gerade weil das Großkapital der stärkste Faktor im wirtschaftlichen und politischen Leben Transvaals ist, verbündet sich die Regierung mit ihm. Gegen eine solche Beweisführung spricht indes, daß die Randmagnaten nur Bundesgenossen auf Zeit sind und sich in demselben Augenblick von der Bundesgenossenschaft mit der Regierung lossagen werden, wo diese ihnen nichts mehr zu bieten vermag. Die liberale Presse in England weist stets auf die lange Reihe deutscher und jüdischer Namen hin, deren Träger die Randkapitalisten sind. Seht, heißt es da, das sind die Leute, für die England 250 Mill. Pfund und so viele Menschenleben geopfert hat. Und in der That, was sollen auch die Herren Beit, Wernher, Eckstein, Meyersbach, Schumacher, Albu, Neumann, Ochs usw. für das englische 'Empire' empfinden? Für sie ist es ein Faktor in ihren geschäftlichen Berechnungen und ähnlich, wie Milner vielleicht glaubte, sich ihrer bedienen zu müssen, als der stärksten Macht, so haben sie sich Milners bedient als des augenblicklich mindest ebenso starken Partners. Sollte ein liberales Ministerium in England

ans Ruder kommen, das sich gegen ihre Interessen stellt, so wird ihnen eine Stellungnahme gegen dieses wenig Beschwerde machen. Hat doch einer der Teilhaber der Firma Wernher-Beit, Schumacher, im März vergangenen Jahres der liberalen Partei bei der Generalversammlung einer Minengesellschaft recht deutlich gedroht. „Ich fürchte,“ sagte er, „daß die Liberalen nicht genügend bedenken, wie hart es für sie sein wird, einzuschwenken, wenn sie zur Macht kommen und Verantwortlichkeit auf ihnen lastet, und wie schwierig es für sie sein wird, britischen Einfluß und britisches Ansehen in Südafrika aufrecht zu erhalten, das sie in so hohem Maße gefährdet haben.“ Arbeitet ihr bisheriger Bundesgenosse nicht mehr weiter für sie, dann werden die Kapitalisten sich, durch keinerlei sentimentale Bedenken belastet, nach andern Bundesgenossen umsehen. Sie werden immer welche finden; denn wie scharf auch die Gegnerschaft gegen sie in vielen Kreisen in Südafrika sein mag, das hat doch jeder vor Augen, daß sie eine Macht sind, die sich zur Geltung zu bringen weiß; man wird viel lieber mit ihnen Kompromisse eingehen, als sie zum Feinde haben. Der englischen Regierung aber fehlt vor allem die Eigenschaft der Beständigkeit; gegenwärtig geht sie mit den Kapitalisten durch Dick und Dünn und schafft sich die weißen Arbeiter, Handwerker, kleinen Kaufleute usw. zu Feinden. Ein liberales Ministerium möchte vielleicht geneigt sein, Unterstützung bei letzteren zu suchen; aber auf allzu offene Beihilfe ihrer natürlichen Verbündeten könnte es kaum rechnen, denn die meisten davon sind in wirtschaftlicher Abhängigkeit von den Kapitalisten, was kein Ministerium in England aus der Welt schaffen kann. Endlich, wie lange bleibt die liberale Partei am Ruder,

wie bald schon können die Gönner der Randmagnaten wieder im Besitze der Herrschaft sein und dann statt mit Geißeln mit Skorpionen schlagen? Bei allem Kampfgeschrei spricht die natürliche Logik der Dinge immer wieder für eine Verständigung der Parteien in Südafrika selbst, die dauernde Zustände schafft und eine Einmischung der wechselnden Regierungen in England möglichst überflüssig macht.

5. Kapitel.

Burenrenaissance.

Gar oft war während meines Aufenthalts in Südafrika die Frage an mich gerichtet worden, welchen Eindruck die Buren auf mich gemacht hätten, ob nicht ein erheblicher Zwiespalt klaffe zwischen dem Idealbild, das man sich in Europa während des Krieges vom Burenvolk gemacht habe und der nüchternen Wirklichkeit. Ich antwortete häufig mit der Gegenfrage, welches Urteil der Frager selbst sich über die Buren gebildet habe, um darauf wiederum die verschiedenartigsten Antworten zu erhalten. Der eine hielt nicht viel von ihnen, der andere hatte eine gute Meinung, der hob dieses Laster, jener gerade entgegengesetzte Tugenden als Charaktereigenschaften der Buren hervor. Und wenn dann jemand ein besonders schroffes Urteil abgegeben hatte, dann schränkte er es häufig dahin ein, er könne nur von den Buren sprechen, die er kenne, er wolle, da er seine Erfahrungen in Transvaal gewonnen habe, nicht über die Buren des Freistaats und der Kapkolonie urteilen oder umgekehrt.

Diese Vielgestaltigkeit der Ansichten machte mir so recht klar, wie schwierig es ist, den Charakter eines ganzen Volkes beurteilen zu wollen. Wie lange Bekanntschaft

gehört schon dazu, um einen einzelnen Menschen zu ergründen, wie leicht macht der persönliche Standpunkt, von dem aus wir doch immer urteilen, einseitig und ungerecht. Ich mußte unwillkürlich daran denken, wie rasch der Fremde, der etwa zum ersten Male nach Neapel kommt, mit seiner Wertung der dortigen Bevölkerung fertig ist, die er mit selbstgewisser Zuversicht an den Wirtstafeln der Hotels zum besten gibt. Lebt man längere Zeit dort, dann beobachtet man Züge im Volksleben, die zum Nachdenken herausfordern, Zweifel und Fragen tauchen auf, die einem in der ersten Zeit, wo man so fest überzeugt war, weiter nichts als ein Volk von Bettlern und Dieben vor sich zu haben, nie in den Sinn gekommen waren. Und als ich einmal einen verständigen Mann, der schon ein Menschenalter unter diesem Volke lebte, um sein Urteil frug, da meinte er, je genauer er es kennen gelernt habe, desto rätselhafter erscheine es ihm. Und schließlich, sollten wir nicht meinen, wir wären am ehesten in der Lage über unser eigenes Volk zu urteilen, wir ständen ihm am nächsten, wir kennten es am besten? und doch, wie wechselt selbst bei denen, die sich ernstlich bemühen, hier auf den Grund zu steigen, das Urteil je nach der Stimmung und den Eindrücken des Augenblicks. Kaum daß es gottbegnadeten Staatsmännern oder Politikern gelingt ein Volk in seinem innersten Kern zu erfassen, sein Fühlen und Handeln in einer bestimmten Lage vorauszusehen. Deshalb möchte ich die Gefahr vermeiden, die vielen schiefen und halb-wahren Urteile, die über die Buren gefällt worden sind, um eines zu vermehren. Noch weniger liegt mir daran, die öffentliche Meinung Deutschlands, die während des Krieges so sehr von Begeisterung für das Burenvolk erfüllt war, zurechtsetzen zu wollen. Es ist das gute Recht jedes

Volkes, aus der Tagesgeschichte dasjenige herauszugreifen, was seinen Idealen Nahrung gibt, und wenn es mit den Führern des Burenvolks, die, meist aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen, ohne den äußeren Druck der Disziplin während des Krieges ein so reiches Maß von Begabung und Charakter bewiesen, Heldenverehrung trieb, so bin ich heute noch der Überzeugung, daß sein natürliches Instinkt es nicht irre geleitet hat.

Im Rahmen dieses Buches liegt kein Bedürfnis vor, zu einem absoluten Werturteil über die Buren zu gelangen. Wohl aber ist es nötig, darüber Klarheit zu gewinnen, zu welcher Rolle in der Geschichte Südafrikas es befähigt ist, in welcher Weise die Ereignisse des Krieges auf seine soziale Gliederung, seine wirtschaftliche Lage, seine Gedankenwelt und sein Verhältnis zu seinem Volkstum eingewirkt haben. Für manches hat die Geschichte bereits vor dem Kriege den Nachweis erbracht. Die hervorragende kolonialisatorische Fähigkeit des Buren gerade in den primitivsten Verhältnissen steht außer Zweifel. Daß er staatsbildende Befähigung besitzt, hat zum mindesten der Oranje-Freistaat bewiesen, und zahlreiche Afrikaner der Kapkolonie haben gezeigt, daß der Bur auch in der fortgeschrittenen Entwicklung moderner Zivilisation vollkommen befähigt ist, in den höheren sozialen Schichten eine Rolle zu spielen. Viel weniger kann man es bisher als erwiesen betrachten, daß der Bur die Fähigkeit besitzt, einer mit mächtigen Hilfsmitteln ausgestatteten, weit entwickelten Zivilisation wie der des englischen Volkes gegenüber seine nationale Eigenart zu behaupten und — was ja zu dieser Behauptung in Zukunft nötig sein wird — eine eigene nationale Kultur aufzubauen. Von welchen Gefahren in dieser Beziehung das burische

Afrikandertum in der Kapkolonie bedroht wird, habe ich bereits gezeigt. Die Republiken konnten bisher als ein Schutzwall angesehen werden, hinter dem das Volk seiner Eigenart leben und am Aufbau seiner nationalen Einrichtungen arbeiten konnte. Es stellt sich die Frage, ob jetzt nicht dem ganzen Burenvolke Südafrikas das Schicksal der Verengländerung droht, dem die Buren der Kapkolonie mehr als einmal verfallen schienen, nachdem jetzt das stärkste Bollwerk ihrer nationalen Verteidigung durch den Krieg zerstört worden ist.

Die Lage des Volkes nach dem Kriege war alles eher denn rosig. Zu dem niederdrückenden Gefühl, das all der Kampf und die gebrachten Opfer das ersehnte Ziel: die Behauptung der Freiheit nicht gebracht hatten, gesellte sich der Gedanke, daß die tieffsten Ursachen dieses Ergebnisses auf eigener Schuld beruhten. Von vornherein war es nur ein Teil des Volkes gewesen, das in diesen Streit gezogen war. Die Kapkolonie hatte wohl eine Anzahl von Streitern gestellt, aber die berufenen Führer des Volkes dort hatten in entscheidenden Momenten sogar ihre moralische Unterstützung versagt. Auch in den Republiken war ein Teil der Bürger von vornherein gegen den Krieg gewesen. Mit den ersten Niederlagen und dem Einzuge des englischen Heeres in die beiden Hauptstädte war dann der moralische Halt des Volkes völlig zusammengebrochen, tausende hatten sich ruhmlos ergeben und waren auf ihre Farmen zurückgekehrt, erst allmählich organisierte sich ein Teil des Volkes zu neuem Widerstande, nachdem so viele wertvolle Kräfte bereits ausgeschaltet waren. Während sich nun auf der einen Seite zweifellos ein Bild männlicher Tapferkeit und aufopfernder Vaterlandsliebe entrollt,

nimmt auf der anderen Seite ein schmachvolles Verrätertum überhand. Es ist nicht leicht, hierüber zahlenmäßig zuverlässigen Aufschluß zu erhalten. Ich nehme aber an, daß von verschiedenen Angaben, die mir im Verlaufe meiner Umfragen danach gemacht wurden, die Schätzung, daß beim Friedensschluß 14000 Buren gegen die Engländer fechtend im Felde standen, während 8000 diesen als 'National Scouts' Helfersdienste leisteten, der Wahrheit ziemlich nahe kommt.

Die Psychologie dieses Verrätertums bietet zweifellos eines der interessantesten Probleme des Burencharakters. Die Tapferkeit, die keinen Rückhalt an einer strengen Disziplin findet, ist bis zu einem gewissen Grade eine Sache der Nerven, das Verrätertum aber für uns, die wir uns in einem weiter fortgeschrittenen Zustand staatlichen und nationalen Zusammenlebens befinden, doch nur eine Frage moralischer Minderwertigkeit. Um eine Erklärung dafür zu finden muß man sich indessen entsinnen, daß bei den Buren ein National- und Staatsgefühl zur Zeit des Ausbruchs des Krieges kaum erst im Werden war. Auf die geschichtlichen Tatsachen, die beweisen, wie wenig bei den Buren ein innerliches Bedürfnis zu einer einheitlichen Zusammenfassung der Nation in einem Staatsgebilde vorhanden war, habe ich in einem früheren Kapitel bereits hingewiesen. Aus diesen Verhältnissen heraus kann man den Ausspruch des Präsidenten Steijn nach dem Friedensschlusse verstehen, daß es die wertvollste Frucht des Krieges sei, daß nun die Buren alle im gleichen Lose vereint seien und nicht mehr auseinandergerissen werden könnten. Dem zügellosen, durch keine Disziplin gebändigten Individualismus entsprang denn auch das Verrätertum. Die einen kämpften

gegen Englands Herrschaft, weil sie darin eine Bedrohung ihrer persönlichen Unabhängigkeit sahen, sie fochten weit weniger für das ideelle Gut des nationalen Staates, als für ihre individuelle Freiheit, für ihren Herd, für ihre Farm, für ihre Herden. Und diejenigen, die von vornherein gegen den Krieg waren und den weiteren Kampf als nutzlose Auflehnung gegen ein nicht mehr zu wendendes Schicksal betrachteten, die darin lediglich die Schädigung ihren eigenen materiellen Interessen sahen, glaubten diesen am besten zu dienen, indem sie gegen ihre eigenen Volksgenossen die Waffen ergriffen, um die Beendigung des Streites zu erzwingen.

Das Gefühl für nationale Ehre war aber doch so weit geschärft, daß diese Handlungsweise als schmachvoll gebrandmarkt war. So standen die National-Scouts nach dem Kriege völlig außerhalb ihrer Volksgemeinschaft, der Zutritt zu der eigenen Kirche war ihnen verwehrt. Da und dort fand einer der Verräter den Ausweg aus der unerträglichen Lage, indem er öffentlich seine Volksgenossen für sein Verhalten während des Krieges um Verzeihung bat. Diese reichlich schwülftigen Erklärungen wurden zunächst vor dem Kirchenrate abgegeben und dann in den Blättern veröffentlicht. Ein Teil der National-Scouts wurde von der englischen Regierung in den 'Burgherlandsettlements' angesiedelt, ein achtenswertes Gefühl für Reinlichkeit hält aber auch die Engländer vor einem engeren Verkehr mit diesen Leuten zurück. Ich glaube zwar nicht, daß ein größerer Teil dieser Verräter oder deren Nachkommen verengländern wird, sollte es aber doch der Fall sein, so würde dies nur eine Reinigung des Burentums von minderwertigen Elementen bedeuten.

Indes war der Gegensatz zwischen den Burghers und den Verrätern nicht der einzige, der das Volk verteilt erhielt, als es aus dem Kriege nach seinen Wohnplätzen zurückkehrte. Auch mit den 'Handsuppers', die sich nach dem Einzuge von Lord Roberts in die Republiken unrühmlicher Weise ergeben hatten, wollte der Burgher, der bis zum Ende gefochten hatte, nichts zu tun haben. Aber es war klar, daß hier der Grad des Verschuldens doch außerordentlich schwankte; wo der eine mit vollem Bewußtsein sich von der Sache seines Volkes losgesagt haben mochte, war der andere vielleicht bloß durch Verschulden einer einzelnen Person, eines Generals oder Kommandanten, der die Übergabe veranlaßte, in die gleiche Lage geraten. Immerhin hatte die englische Regierung hier eine vorzügliche Gelegenheit, den Zwiespalt auszunützen und den einen Teil der Buren durch den anderen zu beherrschen. Die meisten Handsuppers hatten sich auf die Proklamation von Lord Roberts hin ergeben, die jedem, der ruhig auf seine Farm zurückkehren würde, Schutz von Leben und Eigentum versprach. Als der Krieg dann aber fortging, mußten auch diese Buren mit Ausnahme weniger, die in der Nähe der großen Orte wohnten, die dauernd in den Händen der Engländer blieben, ihre Farmen räumen. Sie wurden dann zwar meist in besondere Kamps gebracht, wo ihnen eine bessere Behandlung zuteil wurde als den Angehörigen der Kämpfer, aber ihr Vieh ward weggetrieben, ihre Häuser wurden zerstört und ihre Ansprüche auf Entschädigung fanden ebensowenig Berücksichtigung, wie die der Burghers, die bis zum Ende im Felde standen. Endlich war vom Friedensschlusse her eine starke Verstimmung der Freistaater gegen die Transvaaler zurück-

geblieben. Als die Abgeordneten der beiden Republiken in Vereeniging zur Beratung der Friedensvorschläge von Lord Kitchener zusammenkamen, da blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als sich zu ergeben. Denn während des Waffenstillstands hatten die Engländer die Bedingungen desselben nicht eingehalten, waren aber auch so unter allen Umständen in der Lage, die Stellungen der einzelnen Burenkommandos auszukundschaften; sie hatten diese umstellt und wäre es nicht zum Friedensschluß gekommen, so hätten sie doch bald die einzelnen Abteilungen erdrückt, nachdem diese ihren Hauptvorteil, überall und nirgends zu sein, verloren hatten. Wollten die Buren weiter fechten, dann durften ihre Führer nicht erst nach Pretoria zu den Verhandlungen mit Kitchener reisen. Trotzdem hatten in Vereeniging die Freistaater für die Fortsetzung des Krieges gestimmt. 'Aber wir hatten', so sagte mir ein Freistaatscher Kommandant, der an den Verhandlungen teilgenommen hatte, 'das Gefühl, wir könnten beschließen, was wir wollten, ein Teil der transvaalschen Kommandos würde sich doch nach der Rückkehr einfach ergeben'. So glich die Verfassung des Burenvolks nach dem Kriege allem eher, als dem Bilde einer erhebenden Einigkeit. Es war der Druck der gemeinsamen Not und die Mißgriffe der englischen Regierung, die die Buren viel rascher zusammenführten, als selbst Optimisten unter ihren Führern zu hoffen gewagt hatten.

Als die Buren aus dem Kriege auf ihre Farmen zurückkehrten, fanden sie meist weiter nichts als das nackte Land vor, die Ruinen eines Farmhauses, nicht ein Stück Vieh. Die Varmittel, die selbst reichen Buren zur Verfügung standen, waren sehr geringfügig, denn nach

Bauernart hatten sie ihr Vermögen immer in ihren Herden stecken lassen, dem äußeren Zeichen ihres Reichtums, was allein schon im Hinblick auf die häufigen Viehseuchen sehr unverständlich war. Ich lernte im Distrikt Harrismitth einen Buren kennen, der vor dem Kriege 1800 Pferde und viele Tausende von Schafen, Rindvieh usw. besaß; während des Krieges war er in den Bergen herumgezogen, so daß die Engländer ihn nicht fangen konnten. Von seinen Herden, die vor dem Kriege einen Verkaufswert von über 2 Millionen Mark besessen haben mochten, blieb ihm nicht ein Stück. Nun mußte er Schulden machen, um sich neuen Viehbestand anzuschaffen und in kleinem Maßstabe wieder zu beginnen. Aber sein Besitztum ist über 20000 kapsche Morgen groß, er kann sich Geld verschaffen, und wenn ihn nicht besondere Unglücksfälle treffen, steht er in einigen Jahren schon wieder fest auf den Beinen. Aber natürlich sind Leute mit so großem Grundbesitz doch nur die Ausnahme. Manche konnten sich indes auf andere Art helfen: Unmittelbar nach dem Kriege waren die Landpreise ganz unsinnig in die Höhe geschneilt, die Regierung, englische „Gentleman-Farmer“, die großen Landgesellschaften kauften zum Teil zu wahren Phantasiepreisen. Die Führer der Buren hatten verständigerweise den Rat gegeben, ruhig zu verkaufen — es hätte, beiläufig bemerkt, auch nichts genützt, wenn sie das Gegenteil getan hätten; so konnte dann mancher, der eine vielleicht verschuldete große Farm zu guten Preisen losgeschlagen hatte, nun auf einem kleineren Platz mit guter Aussicht auf Erfolg seine Wirtschaft von neuem beginnen.

Hierbei kam den Buren sehr zustatten, daß sie eine sentimentale Anhänglichkeit an einen bestimmten Ort

nicht kennen, so stark im übrigen auch ihr südafrikanisches Heimatgefühl sein mag; es wird also kaum vorkommen, daß ein Bur lediglich um die vom Vater ererbte Farm in der Familie zu erhalten, einen aussichtslosen Kampf gegen seine Gläubiger führt. Zum Teil liegt das daran, daß alte Familientraditionen sich ja mit Rücksicht auf die verhältnismäßig kurze Spanne Zeit, die seit der ersten Besiedelung der Republiken verflossen ist, an den Besitz nicht knüpfen können; auch der alte Treckgeist ist immer noch lebendig und die Einförmigkeit der südafrikanischen Landschaft läßt eine Farm wie die andere erscheinen. General de Wet war z. B. geraume Zeit vor dem Kriege Farmer in Transvaal, damals auch Mitglied des transvaalschen Volksrats gewesen; dann siedelte er sich im Freistaat an. Nach dem Kriege hatte er eine günstige Gelegenheit seinen Besitz zu verkaufen und kaufte sich eine andere Farm bei Edenburg, wo er jetzt lebt. Von größeren Farmen wurde häufig ein Teil verkauft um den Rest erhalten zu können. Hierbei kam dem einzelnen, noch viel mehr aber der Gesamtheit des Burentums die Kapitalreserve zugute, die sich doch bereits bei den Buren in der Kapkolonie und Natal angesammelt hatte. Vielfach wurden Farmen von Kap- und Natalburen gekauft; auch heute hat der Wanderzug von der Küste nach dem Inneren nicht aufgehört; in den reichen Weinbaudistrikten der Westprovinz wird der Boden knapp, dem Farmer droht dort das Schicksal Kleinbauer zu werden. In Natal wird der ausgesprochene Binguismus der Regierung den Buren, die da nur eine kleine Minderheit bilden, unangenehm. Diese Käufe halten nun die Preise doch noch auf einen erträglichen Stand und verhindern, daß allzuviel Besitz in englische

Hände übergeht. Ferner hatten viele Buren in Transvaal, deren Hauptfarm auf dem Hochfeld liegt, außerdem noch eine Farm im sogenannten 'Lagerveldt', dem tiefgelegenen, im Sommer höchst ungesunden Teile des Landes, wohin sie ihr Vieh im Winter auf die Weide trieben. Nun verkauften sie — meist allerdings zu recht niedrigen Preisen — diese Farmen vorwiegend an Landgesellschaften. Ein ähnliches Verhältnis besteht, wenn auch in geringerem Umfange, zwischen dem hochgelegenen Distrikt Harrismith im Freistaat und Natal. Manche Buren in Transvaal konnten sich auch durch den Verkauf der Mineralrechte auf ihren Farmen Mittel verschaffen.

In bezug auf vorhandene Hypotheken sind die südafrikanischen Geldinstitute sehr entgegenkommend; bei einigen, wie der großen 'South-African-Mutual'-Versicherungsgesellschaft, haben Afrikaner Einfluß auf die Verwaltung. Auch das Vermögen der reformierten Kirche der Kapkolonie ist zum Teil in Hypotheken angelegt. Aber auch rein englische Banken wissen, daß das Anziehen der Kreditschraube an irgend einem Punkte ganz unabschbare Folgen haben kann. Denn bisher hat bloß die zuwartende Haltung der Banken eine große Katastrophe in Südafrika verhindert, die freilich für diese selbst auch recht verhängnisvoll werden würde. Gleich nach dem Kriege konnten sich manche Buren auch Geld bei Freunden und Verwandten in Natal und der Kapkolonie verschaffen; der Zinsfuß betrug in der ersten Zeit für Darlehen gegen erste Sicherheiten im Freistaat nicht mehr als 6 Prozent; gegenwärtig werden indes in Transvaal 8 bis 9 Prozent häufig ohne Erfolg angeboten.

Jedenfalls reichten alle diese Hilfsquellen nicht ent-

fernt aus, um den Buren in den verwüsteten Republiken den Wiederbeginn der Wirtschaft zu ermöglichen; den minder Kreditfähigen, die nur einen kleinen Platz von 800 bis 1000 Morgen besaßen, waren ja auch von vornherein die meisten dieser Wege verschlossen, von denen, die schon vor dem Kriege stark verschuldet waren, ganz zu schweigen. So blieb die Repatriationskommission die einzige Zuflucht. Über die Art der Verwaltung dieser Körperschaft habe ich bereits gesprochen; zu den 35 Millionen, die für die Administration verwendet wurden, kamen noch etwa 12 Millionen für Transporte. Das sind die offiziellen Ziffern; das sonst noch einiges, was für Repatriationszwecke angekreidet wurde, den Weg in die Taschen der Verwaltungsbeamten fand, dafür spricht der Umstand, daß beim Repatriationsgeschäft hauptsächlich Beamte der Militärintendantur verwendet wurden, bei der, wie erst ganz kürzlich durch eine Untersuchungskommission in England festgestellt wurde, während des Burenkrieges enorme Unterschleife stattgefunden haben. Den Buren gegenüber entwickelte die Repatriationskommission jedenfalls ein hohes Maß geschäftlicher Geriebenheit. Die Hauptaufgabe war, sie möglichst tief in die Lunte zu reiten und ihnen Vieh, Saatgut, Lebensmittel zu hohen Preisen anzuhängen. Wie dabei verfahren wurde, sei an folgenden Beispielen erläutert. Im Bezirk Rustenburg wurde während des Krieges das Vieh von allen Farmen nach Rustenburg zusammengetrieben; die Eigentümer bekamen teilweise Empfangsbefcheinigungen, die nach dem Kriege entweder gar nicht, oder zu ganz geringen Beträgen eingelöst wurden; das Vieh hatte sich aber ganz gut durch den Krieg gehalten und wurde den Buren dann für

500—600 Mark für den Ochsen zurückverkauft. Häufig waren die verkauften Gegenstände minderwertig oder völlig unbrauchbar; es wurde mir ein Fall berichtet, wo die Kommission in einem Orte völlig verdorbene Kartoffeln von der Zentrale erhalten hatte. Der Mann, der daselbst dem Verkaufe vorstand, berichtet darüber an die Zentrale, erhält aber den strikten Auftrag, das unbrauchbare Zeug zu dem an sich schon sehr hohen Preise für gute Ware los zu werden. Dies wird auch besorgt, und zwar so, daß jeder Bur, der eine Kiste guter Kartoffeln kaufen wollte, eine Kiste fauler dazu kaufen mußte, so daß ihm das Saatgut etwa auf das Vierfache des wirklichen Preises zu stehen kam. Es gab für ihn auch kein Mittel sich der Repatriationskommission zu entziehen, denn diese war die Herrin der Eisenbahnen und in der ersten Zeit auch die alleinige Besitzerin von Transporttieren. Als nun z. B. einige Buren nach Deutsch-Südwestafrika gingen, dort Vieh kauften und nach Transvaal trieben und trotz der starken Verluste, die der weite Transport mit sich brachte, nur halb so teuer wie die Repatriationskommission verkauften, da wurde das deutsche Gebiet einfach für verseucht erklärt und die Grenze gesperrt, während es gerade das von der Regierung eingeführte Vieh war, das das Rüststiefen nach Transvaal brachte. Nun raffte diese Seuche einen großen Teil des Viehs weg, das den Buren zu so hohen Preisen verkauft worden war.

Zum Teil waren die Buren nun freilich gegenüber der Repatriationskommission sehr leichtsinnig gewesen; sie verließen sich darauf, daß sie für die von der Militärverwaltung ausgestellten Requisitionsscheine, von denen Chamberlain gesagt hatte, sie wären so gut wie die

Noten der Bank von England, den vollen Wert erhalten würden und für ihre Kriegsschäden mindestens einen guten Teil. Die Handsuppers rechneten sogar auf volle Entschädigung, denn Lord Roberts hatte es doch so in seiner ersten Proklamation nach der Einnahme von Bloemfontein versprochen. Nun erfüllten sich alle diese Hoffnungen nicht; die Militärverwaltung schaffte sich die ganze Gesellschaft vom Halse, indem sie der Zivilverwaltung 60 Millionen Mark übergab, mit der alle Requisitionsscheine eingelöst werden sollten; das war aber natürlich nur ein Bruchteil der Forderungen. Und die 60 Millionen Mark, die im Friedenstraktat zu Vereeniging festgesetzt waren — wie die Buren meinten, bloß für die Bürger, die bis zum Ende gekämpft hatten — wurden für Entschädigungen jeder Art verwendet; selbst Leute, die die Regierung glimpflich zu behandeln den Wunsch hatte, bekamen für ihre von der Entschädigungskommission als gerechtfertigt anerkannten Forderungen kaum 3 bis 4 Prozent, sehr viele aber bekamen überhaupt gar nichts.

So steht denn heute den Schulden bei der Repatriationskommission kein oder kein wesentliches Guthaben bei der Entschädigungskommission gegenüber. Der Rückzahlungstermin für diese Schulden wurde schon einmal von der Regierung hinausgeschoben und er wird es sicherlich noch mehr als einmal werden. Die Regierung hat auch 10 Millionen Mark Hypothekenforderungen übernommen, die Eigentum der alten Transvaalregierung waren. Nimmt man das alles zusammen, so hätte sie allerdings die beiden Enden des Stricks in der Hand, mit dem sie dem Burentum den Hals zuschnüren könnte. Vielleicht hat Lord Milner sich gleich nach dem Kriege die Sache so vorgestellt, daß diese mit so großem Geschick

den Leuten um den Hals gelegte Schlinge nur allmählich zugezogen werden sollte, damit das zum Verkaufe kommende Land in gleichem Zeitmaße von englischen Siedlern aufgenommen werden könnte. Aber diese englischen Ansiedler sind entgegen den gehegten Erwartungen nicht da. Eine Einforderung der Vorschüsse würde geradezu eine Entwertung des Landes herbeiführen, die erst so recht zeigen würde, wie teuer die Regierung nach dem Kriege gekauft hatte; andererseits würde es die Stimmung der Buren aufs äußerste erbittern und vielleicht hat der englische Publizist Pakeman nicht so Unrecht, wenn er meint es würde die Wiederentscheidung des Brandes bedeuten, den man eben erst gelöscht hat. Das Hauptergebnis dieses Zustandes bildet in der Stimmung der Buren ein starkes Mißtrauen gegen alles, was von der englischen Regierung kommt. Der englische Beamte hat im allgemeinen sicherlich auch die guten Umgangsformen, die im englischen Volke so weit verbreitet sind, er wird den Leuten lieber freundlich, als herrisch entgegengetreten und sie mit ein paar unverbindlichen Versprechungen entlassen. Aber der gute Eindruck verwischt sich, wenn die Erfahrung die Leute lehrt, daß hinter diesen Versprechungen nichts steckt. „Man kann ihnen nicht glauben“, sagte mir ein Handsupper, der sich während des Krieges sehr wenig rühmlich benommen hatte; „ich hatte früher eine gute Meinung von dem Volke; aber jetzt weiß ich, wenn ein Engländer all right sagt, das soviel bedeutet wie all wrong.“

Das hier Gesagte gilt von den Buren, die über eigenen Besitz verfügen; anders gestaltete sich das Schicksal der sogenannten Beiwohner, die schon vor dem Kriege arme Leute ohne Land gewesen waren, die bei reicheren Buren

als Pächter lebten. Mit der Pächterwirtschaft etwa in England hatte das Verhältnis dieser Leute zu dem Grundherrn keinerlei Ähnlichkeit. Es war fast durchaus patriarchalisch, der Farmbesitzer und der Bewohner waren häufig durch verwandtschaftliche Bande miteinander verbunden, die Abgaben wurden in Naturalien geleistet, vielfach auch völlig nachgesehen. Im allgemeinen war die Lage dieser Leute erträglich, konnte sich aber freilich durch Mißernten oder Viehseuchen recht unergütlich gestalten. Weder für den Fortschritt der Landwirtschaft noch in bezug auf die Erziehung dieser Burenklasse zur Arbeit war dieser Zustand sonderlich wünschenswert. Nach dem Kriege waren diese Leute völlig mittellos. Ihr bescheidenes Heim war zerstört, ihr Vieh weggetrieben, sie hatten nichts, was sie als Pfand geben konnten, um Geld zu erhalten, und der Besitzer des Landes, auf dem sie früher gelebt hatten, mußte selbst unter den schwierigsten Verhältnissen von vorne beginnen. Was Wunder, daß diese Leute keinerlei Eile hatten, die Konzentrationslager zu verlassen. Aber mit Beginn des Jahres 1903 wurden diese aufgehoben. Nun leitete die Regierung Notstandsarbeiten ein, um diese Buren zu beschäftigen; zum Teil geschah dies über Hals und Kopf mit starker Vergeudung öffentlicher Mittel, wofür unbrauchbare Bewässerungsanlagen in der Oranje-Flußkolonie noch lange Zeugnis ablegen werden. Die Leute bekamen 5 Shilling Tagelohn, gewiß sehr wenig für Südafrika, aber doch genug, um sie vor Hunger zu bewahren. Sie mußten zum Teil beim Bau von Häusern usw. Arbeit verrichten, die sie nie zuvor getan hatten, und erwiesen sich dabei geschickt und anständig, wie mir ein englischer Beamter, der die Leitung einer solchen Arbeit hatte, versicherte. Aber das

Geld nahm ein Ende, und die Notstandsarbeiten wurden eingestellt. Die Leute gingen in die größeren Orte, in der Hoffnung, dort Arbeit zu finden. Das war nicht leicht, denn die ungelernete Arbeit tut in diesem Lande der Schwarze. Dazu kamen die schlechten Zeiten, die den Markt sowieso mit Arbeitssuchenden überschwemmt.

Freilich ganz hat auch die Not den Wust von Vorurteilen in den Köpfen dieser wenig gebildeten Leute nicht weggeräumt. So halten es die Mädchen für eine Schande, als Dienstmädchen Stellung zu nehmen. Es fiel mir auf, wie oft ich in wohlhabenden Afrikanerfamilien, die sich den Luxus weißer Dienstboten leisten können, Deutsche oder Holländerinnen (aus Europa) als Dienstmädchen traf, und die Frage lag nahe, warum man diesen dort so reichlichen Verdienst (ein weißes Dienstmädchen erhält zum Beispiel in Johannesburg durchschnittlich 120 Mk. monatlich) nicht armen Burenmädchen zuwendet; stets erhielt ich zur Antwort, diese täten das nicht, denn sie wollten als Glied der Familie betrachtet werden und würden sich in eine untergeordnete Stellung nie fügen. In einem Orte des Freistaats erzählte mir eine Lehrersfrau, sie habe schließlich doch ein armes Burenmädchen dazu beredet, bei ihr zu dienen, da weigerte sich aber ein Burenjunge, der dort in Pension kommen sollte, in einem Hause zu wohnen, wo sich ein so tiefgesunkenes Mädchen befinde! Hingegen wurde mir gerade in führenden Burenkreisen darüber geklagt, daß Mädchen aus dieser Klasse sich vielfach mit englischen Soldaten einließen und so auf Abwege gerieten. Diese Leute haben sich noch nicht mit dem Wandel abgefunden, den der Krieg mit sich gebracht und der das Idyll eines ganzen Volkes, das sich als eine Familie fühlte, für alle Zeiten zerstört hat.

Aber dies hätte doch auf jeden Fall kommen müssen, wenn es auch durch den Krieg beschleunigt worden ist; denn auch schon vor dem Kriege war der Unterschied von reich und arm da, er hat sich nur durch die Ereignisse erheblich verschärft.

Auf der Grundlage dieser stärkeren Ausprägung der sozialen Gliederung bildet sich aber nun etwas aus, wozu unter den früheren Verhältnissen eine besondere Veranlassung kaum vorlag: die Fürsorge der gebildeten und führenden Schichten des Burenvolkes für ihre armen Volksgenossen und die erziehliche Einwirkung auf diese. Ich denke da vor allem an Persönlichkeiten wie den Pastor der niederdeutsch-reformierten Kirche in Pretoria, Bosman, der sich schon während des Krieges durch Mut und Unererschrockenheit ausgezeichnet hatte, während manche seiner Amtsbrüder es nicht wagten, die Konzentrationslager zu betreten. Unermüdlich wiederholt er seinen Volksgenossen, daß Arbeit keine Schande ist, und daß sie den Sinn der Prüfung, die über sie verhängt sei, erkennen lernen müßten. Am Tag der Beisetzung Krügers predigte er auf offenem Platze in Pretoria in ergreifender Weise, indem er das Schicksal der Buren mit dem der Juden in der babylonischen Gefangenschaft verglich. Aber er läßt es beim Reden nicht bewenden. Er ist unermüdlich in der Tätigkeit für die unabhängigen nationalen Schulen. Unter seiner Anleitung arbeitet eine Frauenvereinigung, die daran geht, eine Dampfwäscherei in Pretoria einzurichten, in der arme Burenmädchen Beschäftigung finden können. Im vergangenen Jahre wurden von dieser Frauenvereinigung innerhalb sieben Monaten zwei Bazare abgehalten, die insgesamt 62000 Mk. einbrachten und deren Ertrag den Schulen und Waisenhäusern zugute

kam. Etwa zu gleicher Zeit veranstaltete die englische Gesellschaft von Pretoria zugunsten der englischen Kathedrale daselbst einen Bazar, dessen Ergebnis jedoch nur 10000 Mk. war, trotzdem die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, eine Schwester des Königs, hierbei gewissermaßen für ein Eintrittsgeld von 5 Mk. zur Schau gestellt war. Neuerdings hat Pastor Bosman auch eine Arbeitsvermittlung für Buren ins Leben gerufen.

Die Frucht dieser Tätigkeit wird sich in zweierlei Weise bemerkbar machen: Einerseits hält die Fürsorge der gebildeten und wohlhabenderen Schichten der Burenbevölkerung für die Armen das Volk zusammen, was um so notwendiger ist, als durch den Umschwung aller Verhältnisse die alten patriarchalischen Bande stark gelockert sind. Andererseits wird eine soziale Schicht, die stark von der Gefahr bedroht ist, im Engländerthum unterzugehen, dem Burenvolke erhalten und kann ihm in Zukunft noch wertvolle Dienste leisten. Man hat gewöhnlich gedacht, daß die Buren, die einmal in die Städte getrieben wurden, dort unfehlbar der Verengländerung anheimfallen müßten; aber selbst in Johannesburg, wo diese Gefahr zweifellos am stärksten vorhanden ist, besuchen etwa fünfhundert Kinder die dort errichteten drei unabhängigen nationalen Schulen, obwohl diese zum Teil Schulgeld erheben müssen, während der Unterricht in den englischen öffentlichen Schulen unentgeltlich ist. Die ältere Generation dieser in die Städte gedrängten armen Buren wird sich recht und schlecht durchzubringen versuchen, später vielleicht, wenn die Zustände auf dem flachen Lande sich wieder gebessert haben, zum Teil dahin zurückkehren können. Die Kinder aber, die in so harter Schule der

Not jetzt in den Städten aufwachsen, werden im Kampf ums Dasein nicht so hilflos sein, wie ihre Eltern. Es wird ein zähes, geprüftes Geschlecht werden, das in städtischen Berufen Unterkunft suchen und so die soziale Gliederung des Burenvolks vervollständigen wird.

Neben die Sorge für diese Opfer des Krieges tritt die für Waisenhäuser und Schulen. Man hat auf englischer Seite geglaubt, hier am erfolgreichsten den Hebel zur Anglisierung der kommenden Generation einsetzen zu können. Schon in den Konzentrationslagern wurden englische Schulen eingerichtet. In dem Friedensvertrag von Vereeniging bewegte sich auch die Abmachung über das Schulwesen in zweideutigen Allgemeinheiten, die jeder Partei gestattete, sich dabei zu denken, was sie wollte. Holländisch sollte unterrichtet werden, wo die Eltern dies wünschten. Die Buren legten sich das so aus, daß die Unterrichtssprache je nach dem Wunsche der Eltern holländisch oder englisch sein sollte; die Regierung hielt sich gebunden, auf Wunsch der Eltern auch holländischen Unterricht erteilen zu lassen, durch wen, in welchem Ausmaße, entschied sie nach ihrem eigenen Ermessen. Das Ziel war ziemlich eingestandenermaßen die Entnationalisierung der Buren in der kommenden Generation; bezüglich seiner Erreichung gab man sich aber wohl einigen Illusionen hin. Englische Lehrer und Lehrerinnen wurden eingeführt, da die Kapkolonie den Bedarf nicht decken konnte, man auch wohl Lehrer von dort der Afrikander- gesinnung zu sehr verdächtig hielt. Im Lehrplan fanden sich allerdings drei Stunden für holländisch vorgesehen, aber an den meisten Schulen fehlte es an Lehrern, die den Unterricht darin hätten erteilen können. Die Schulen waren unentgeltlich, um jeden Wettbewerb freier Schulen zu er-

schweren; die Ausbreitung des Schulwesens auf die ländlichen Distrikte wurde mit großem Eifer betrieben.

Die Reaktion gegen dieses System blieb auf der Burenseite nicht aus; doch ist die weitere Entwicklung der Schulfrage im Freistaat andere Wege gegangen als in Transvaal, was in der Verschiedenheit des Schulwesens in den beiden Republiken seine natürliche Erklärung findet. In Transvaal herrschte vor dem Kriege das Holländische im Unterricht unbeschränkt, englisch wurde nur mit wenigen Stunden an den höheren Schulen als Fremdsprache gelehrt. Der Leiter des transvaalschen Schulwesens, Dr. Mansveldt, war ein Holländer, desgleichen kam der größte Teil der Schullehrer von dort. Im Freistaat war das Unterrichtssystem hingegen dem der Kapkolonie ähnlicher, wenn auch dem holländischen Unterricht mehr Sorgfalt zugewendet wurde, als dort; jedenfalls war es da auch das Ziel der Elementarschulen, die Kinder mit der englischen Sprache vollkommen vertraut zu machen. Auch waren dort mehr Afrikaner als Holländer an den Schulen beschäftigt; an der Spitze der höchsten Unterrichtsanstalt des Freistaats, des Grey College in Bloemfontein, das schon unter der alten Regierung vorwiegend englisch war und es nun ganz geworden ist, steht indes noch heute der Holländer Dr. Brill. Aus diesem Grunde war in Transvaal der Widerstand gegen die Staatsschulen stärker als im Freistaat. Während die Lehrer des Freistaats leicht den Anforderungen genügen konnten, die von der englischen Regierung in bezug auf Kenntnis der englischen Sprache gestellt wurden, war es bei den holländischen Lehrern in Transvaal nicht der Fall, und diese traten, soweit sie nach dem Kriege wieder ins Land zurückgekommen waren, natürlich auch für die Er-

richtung selbständiger, von der Regierung unabhängiger Schulen ein, an denen sie wirken konnten. Durch Vermittelung dieser Lehrer und infolge der von früher her vorhandenen innigeren Beziehungen zu Holland war es den Transvaalern auch leichter, von dort aus Geldmittel zur Unterstützung ihrer unabhängigen Schulen zu erlangen. Es kam dazu, daß die Kirche in Transvaal erhebliche Mittel für Schulzwecke bereit stellen konnte. So hatte die reformierte Kirche in Johannesburg für ihr altes Kirchengebäude, zu dem ein beträchtliches Stück Grund gehörte, 2 Millionen Rf. bekommen, die in Pretoria 1 Million. Nach Abzug der Kosten für die Errichtung der neuen Gebäude blieben in beiden Fällen noch beträchtliche Summen übrig, die für die Errichtung von Schulen in den betreffenden Orten bereit gestellt werden konnten. Im ganzen waren zu Ende des vergangenen Jahres 220 derartige Schulen vorhanden, die unter dem Namen ‚Christelijke Nationale Onderwijs‘ organisiert sind. Die höchste dieser Schulen ist die ‚Eendragt-School‘ in Pretoria, die im vergangenen Jahre 260 Schüler und Schülerinnen zählte, darunter, was wohl der Erwähnung wert ist, 30 Kinder englischer Eltern. Das Unterrichtssystem entspricht nicht dem alten Transvaalschen, sondern paßt sich den Bedürfnissen der neuen Verhältnisse an, indem die Pflege des Englischen viel stärkere Berücksichtigung findet. Die Eintrachtschule wird von einem Kap-Afrikander Dr. Hoogenhout-Marais geleitet, der, wie Professor Viljoen in Stellenbosch auch in Straßburg promoviert hat.

Von holländischer Seite, aber auch von Seite der „Dopper“ in Transvaal, werden gelegentlich Angriffe gegen die zu starke Berücksichtigung, die dem Englischen

in diesen Schulen, insbesondere in der Eintrachtschule, zuteil wird, gerichtet. Ein Vertreter dieses Standpunktes sagte mir: „Sehen Sie, wenn der Bur einmal ebenso gut englisch kann, wie seine Muttersprache, dann ist er für uns verloren. Wir sind zu dumm, um mit den Engländern fertig zu werden, nur wenn wir uns völlig von ihnen absondern, haben wir Aussicht, unsere Nationalität zu erhalten.“ Wäre dies allen Ernstes so, dann ständen die Aussichten allerdings verzweifelt schlecht, denn die Zahl der Buren, die eine derartige Abschließungspolitik überhaupt durchführen kann, wird von Jahr zu Jahr kleiner. Es ist aber sicherlich kein Schaden, daß auch diese extremen Anschauungen sich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens praktisch betätigen; die Dopperkirche hat die Absicht, ihr Predigerseminar aus Burghersdorp nach Potschessroom zu verlegen und dort zu einer höheren Schule nach dem Muster einer deutschen oder holländischen Mittelschule auszugestalten, die sich nicht an das System der Prüfungen der Kapuniversität anschließen soll. Es kann natürlich nur nützlich sein, daß es derartige Mittelpunkte einer intensiveren Pflege der holländischen Sprache gibt; man muß sich aber darüber klar sein, daß die allgemeine Vertretung eines so extremen Standpunktes die unabhängigen Schulen von vornherein zum Untergang bestimmt hätte; denn der praktische Sinn des Buren hätte den Vorteil der guten Kenntnis des Englischen niemals irgendwelchen ideellen Rücksichten geopfert. Zudem liegt die Gefahr der Entnationalisierung viel eher in der Art, wie der Unterricht durch englische Lehrer erteilt wird, als in der mangelhaften Erteilung des holländischen Sprachunterrichts. Gerade das wurde von den Eltern am meisten empfunden,

daß sie auf die Wahl der Lehrer keinen Einfluß haben sollten.

Die Regierung ist bis zu einem gewissen Grade zum Entgegenkommen bereit. Denn sie sieht, daß das gewünschte Ziel, die Anglisierung der kommenden Generation doch nicht so leicht zu erreichen ist, und das System des unentgeltlichen Unterrichts drückt sehr stark auf die Staatskasse, insbesondere, wenn es folgerichtig durchgeführt und Schulen in vollem Ausmaße des Bedarfs errichtet werden sollen. So strebte der Leiter des Unterrichtswesens in Transvaal mit den freien Schulen einen Ausgleich an, demzufolge in zwölf der größten Orte von Transvaal mit Ausnahme von Pretoria und Johannesburg die Schulen von Schulausschüssen verwaltet werden sollten, in die die Eltern acht Mitglieder wählen, die Regierung zwei ernennen sollte. Die Leitung der freien Schulen wäre auf diesen Vergleich eingegangen, wenn er nicht auf diese zwölf Orte beschränkt und dadurch der Verdacht erweckt worden wäre, daß es sich nur um eine Falle handle. Auch in bezug auf den holländischen Unterricht ist die Regierung einigermaßen den Wünschen entgegengekommen. Ich habe selbst in einem größeren Orte des Freistaats einen Holländer als Lehrer an der Regierungsschule getroffen; man hatte ihm sogar die Leitung des Knabenpensionats anvertraut, obwohl dieses auch von seiten der Regierung Unterstützung empfängt; der Leiter der Schule, ein Irländer, machte einen durchaus verständigen Eindruck und trug keinerlei Feindseligkeit gegen den holländischen Unterricht zur Schau. Auch die Einfuhr gänzlich landfremder Lehrer aus England ist durch Errichtung von Lehrerseminaren beschränkt worden. Eine angesehene Persönlichkeit aus Brnyheid, das be-

kanntlich nach dem Kriege zu Natal geschlagen worden war, schilderte mir die dortigen Schulverhältnisse folgendermaßen: „In bezug auf den holländischen Unterricht in den Regierungsschulen können wir jetzt nicht mehr klagen. Die Regierung sieht schließlich doch ein, daß sie nicht mit dem Kopf durch die Wand kann. Aber der Jingo-geist, in dem diese Schulen geleitet werden, geht uns wider den Strich. Da wird zum Beispiel auf dem Flaggenmast vor der Schule jedesmal in der Frühe der Union Jack aufgezogen und jedes Kind, das zur Schule kommt, muß vor ihn hintreten und die Mütze abziehen. Solche Kindereien waren uns zu dumm und so haben wir unsere eigene unabhängige Schule errichtet.“

Ob die Einrichtung der freien Schulen sich auf die Dauer halten wird, oder ob sie nur eine vorübergehende Kampforganisation bildet, um von der Regierung eine anderweitige Regelung des Schulwesens zu erreichen, muß die Zeit lehren. Die Lasten, die dem Volke dadurch auferlegt werden, sind sehr erheblich, wenn auch nicht unerschwinglich, wenn jeder nach Maßgabe seiner Mittel beisteuern wollte. Aber manche Schule mußte aus Mangel an Unterstüzung wieder eingehen; die Zuschüsse, die aus den seinerzeit von den Generalen in Europa gesammelten Geldern gegeben worden sind, sind größtenteils aufgebraucht. Burenfreundliche Kreise in Holland haben eine erhebliche Unterstüzung für einige Jahre zugesagt, wenn diese Zeit aber vorbei ist, dann scheint es sehr fraglich, ob ein Zuschuß in gleicher Höhe dort wieder flüssig gemacht werden kann, zumal da mancherlei Verstimmungen wegen vermeintlich nicht genügender Pflege des Holländischen und der Beilegung des Schulstreits im Freistaat entstanden sind. Eine fernere Schwierigkeit ist die Beschaffung

geeigneter Lehrer, da die alten holländischen Lehrer meist nicht genügend englisch, Afrikaner häufig nicht genug schrift-holländisch können, um den Anforderungen des Unterrichts zu genügen; durch die Einführung einer Befähigungsprüfung für Lehrer sucht die Verwaltung der freien Schulen diesem Übel zu steuern.

Man muß diese Schwierigkeiten würdigen, um das Schulkompromiß, das im Freistaat zwischen der Regierung und den Burenführern in diesem Frühjahr geschlossen worden ist, richtig zu verstehen. Dort war die Entwicklung des unabhängigen Schulwesens im Vergleich zu Transvaal von vornherein ziemlich im Rückstand geblieben. Die Zahl der wohlhabenden Buren ist hier kleiner, das schon vor dem Kriege halb englische Unterrichtswesen machte den Unterschied gegenüber den neuen Verhältnissen weniger fühlbar. Die Schwierigkeit, geeignete Lehrer zu finden, war hier noch größer als in Transvaal. Immerhin machte es mit Recht in burenfrendlichen Kreisen Deutschlands und Hollands einen peinlichen Eindruck, daß im letzten Winter eine Abordnung, bestehend aus dem Pastor van Heerden und dem General Krisinger hierher gereist war, um Gelder für die freien Schulen zu sammeln, und nun, bevor diese noch nach Südafrika zurückgekehrt war, dieses Abkommen die unabhängigen Schulen preisgab. Die Zugeständnisse der Regierung waren ja allerdings nicht sehr beträchtlich. Dem Namen nach wurde holländisch und englisch gleichgestellt, das ist aber nicht viel mehr als ein schlechter Wis; denn während die Unterrichtssprache für den ganzen Unterricht nach wie vor englisch bleibt, werden dem grammatischen Unterricht in jeder der beiden Sprachen je drei Stunden zugewiesen. Schulkommissionen, die die Aufsicht über die Schulen führen sollen, werden zwar zu-

gestanden, indes wird der Machtbereich derselben ziemlich enge gezogen.

Es scheint sehr fraglich, ob diese Zugeständnisse vor allem das eine Opfer wert waren, daß die Burenführer sich mit der Aufbringung der Mittel für die Schulen durch Besteuerung der ganzen weißen Bevölkerung eines Bezirks einverstanden erklärten. Aber schließlich darf man nicht vergessen, daß Männer, wie de Wet und Herzog ihre Namen unter diese Vereinbarung gesetzt haben, und daß an der Treue beider Männer zu ihrem Volkstum nicht der Schatten eines Zweifels bestehen kann. Sie mochten sich vielleicht gesagt haben, daß es besser sei, für das gesamte Unterrichtswesen Verbesserungen durchzusetzen, als einige wenige Schulen, die man imstande gewesen wäre zu erhalten, zu besitzen, den Einfluß auf den Rest, in dem die große Mehrheit der Burenkinder Unterricht erhält, aber völlig preiszugeben. Wie es heißt, soll sich gegen das Abkommen eine starke Bewegung geltend machen und auch der frühere Präsident Steijn ein Gegner desselben sein. Daß diese Gegnerschaft Taten zeitigen wird, die über das Weiterbestehen vereinzelter unabhängiger Schulen in anderer Form hinausgeht, scheint mir nicht wahrscheinlich. Denn selbst bei gutem Willen glaube ich nicht, daß die Buren des Freistaats jetzt in der Lage sind, ein unabhängiges Schulwesen zu erhalten, das wirklich imstande wäre, mit den Regierungsschulen in Wettbewerb zu treten.

Die Berichte, die in Holland über die Schulfrage verbreitet werden, sind aus naheliegenden Gründen gefärbt, und die Gefahr der Verengländerung unter den neuen Verhältnissen wird darin stark überschätzt. Ich verkenne keineswegs, daß die Kenntnis des Schrift-

Holländischen in den gebildeten Kreisen des Burentums für die nationale Erhaltung des Volkes sehr notwendig ist, und daß seine Kenntniß unter den neuen Verhältnissen etwas zurückgehen, andererseits die des Englischen stark zunehmen wird, halte ich allerdings für unzweifelhaft; denn früher war das Holländische doch die amtliche Sprache der Behörden und insbesondere in Transvaal befanden sich sehr viele Holländer im Staatsdienst, wodurch die Leute auch in persönlichem Verkehr gelegentlich Anlaß hatten, die Sprache entweder selbst zu gebrauchen, oder doch mindestens zu hören. Die großen Anstrengungen, die man in Holland macht, um den Unterricht in der holländischen Sprache in Südafrika zu fördern, verdienen alle Anerkennung; aber die Verdrängung der holländischen Sprache ist nicht eine Frage von heute und morgen, auch nicht der nächsten 50 Jahre. Dann kann sie vielleicht einmal brennend werden; gewiß ist es gut vorzubauen; aber man kann damit auch warten bis eine Besserung der wirtschaftlichen Lage der Buren dies erleichtert. Schließlich wird in den Regierungsschulen in den ehemaligen Republiken noch mehr holländisch getrieben, als etwa in den Schulen der Kapkolonie, wo mit diesem Maßstabe gemessen, die ganze Jugend schon verengländert sein müßte. Daß auf dem flachen Lande etwa durch den englischen Unterricht der Schule das Englische als Umgangssprache in die Familien eindringen könnte, ist kaum denkbar. Was aber die gebildeten Kreise in den Städten anlangt, so mag gewiß da oder dort ein Abfall vom Volkstum stattfinden; aber mit dem englischen Unterricht allein hängt dies sicherlich nicht zusammen.

Männer wie Steijn und Herzog haben auf dem Grey-College eine fast rein englische Erziehung erhalten.

Den Doppeln in Transvaal waren die Freistaater als 'engelsch gezind' immer verdächtig. Aber von ihren Leuten, den Hinterfeldburen mit den langen Locken und ungeschorenen Bärten, die noch keine Kultur beleckt hatte, erwarteten sie die herrlichsten Heldentaten; aber gerade die ergriffen zuerst das Hasenpanier. Und als der Arm der Transvaaler schon stark erlahmte, hielten die gebildeten Freistaater ihn noch hoch und ihren Nacken steif. Nationalgefühl und Opfermut ist auch eine Frage der Bildung. Dies legt es besonders nahe, daß gerade auf dem Gebiete des höheren Schulwesens am meisten getan werden sollte, um der Verengländerung entgegenzuwirken; eine höhere Schule für Knaben und Mädchen, in der der Geist des Afrikandertums eine Stätte hat, ist viel dringender nötig, als ein über das ganze Land gespanntes Netz von Elementarschulen. Auch der vom Bloemfonteiner „Friend“ angeregte Gedanke, ein Lehrerseminar zu gründen, das die öffentlichen Schulen mit Lehrern gut nationaler Gesinnung, die auch zur Erteilung des holländischen Unterrichts befähigt sind, versehen soll, ist sehr beachtenswert. Vielleicht gelingt es mit Hilfe der in Europa für das unabhängige Schulwesen des Freistaats gesammelten Geldes den einen oder anderen Plan zu verwirklichen.

Alle Erfahrung in nationalen Kämpfen in Europa lehrt, daß die Schule allein ein widerstrebendes Volk nicht entnationalisieren kann, wenn der Einfluß der Familie dem entgegensteht. Bei dem Selbstgefühl südafrikanischer Jungen werden diese sich ihr stark ausgeprägtes Selbstgefühl von keinem Lehrer zugunsten englisch-imperialistischer Gesinnung ausreden lassen. Der Zusammenhalt in den Kirchengemeinden ist sehr fest. Der Pfarrer bekommt die Kinder in den Konfirmationsunterricht, fast überall

gibt es Jünglingsvereine; die Geistlichen müßten sich schon sehr stark gegen ihre nationalen Pflichten versündigen, wenn sie bei so viel Angriffspunkten die junge Generation ins englische Lager hinüberschwenken ließen. Endlich vergesse man doch nicht die Kriegserinnerungen, die in den Familien lebendig sind und die doch nicht von heute auf morgen weggewischt werden können, als wäre es Kreideschrift auf einer Tafel. Und es wird lange, lange dauern, ehe die mündliche Tradition dieses Krieges im Volke vergessen sein wird, ehe den letzten, der an ihm teil hatte, die kühle Erde deckt. In einer Kirche des Freistaats fand ich eine Gedenktafel, auf der die Namen der auf burischer Seite gefallenen Kämpfer verzeichnet stehen. Ihr Alter war neben dem Namen angemerkt, der älteste der Gefallenen war 59, der jüngste 15 Jahre alt. Mehr als einen jungen Burschen habe ich getroffen, der jetzt wieder die Schulbank drückt und der den ganzen Krieg mit der Büchse in der Hand mitgemacht hat.

Freilich wäre die Annahme irrig, daß diese Leute, wenn auf den Krieg die Rede kommt, sich in leidenschaftlichen Anklagen und Verwünschungen ergingen. Ja, es berührt sogar eigentümlich, mit welcher Vorliebe die Kriegsteilnehmer allerlei Schnurren erzählen, die sie während des Krieges erlebt haben. Auch ist das Urteil über die Art der englischen Kriegführung seitens der Buren außerordentlich objektiv. Sie erkennen eine Reihe von Maßnahmen als Notwendigkeiten an, die durch die Eigenart des Landes der englischen Kriegführung aufgezwungen waren und die wir von der Ferne aus vielleicht verurteilt haben. Aber gewisse Dinge werden die Buren nie vergessen, über manche Ereignisse können viele Jahrzehnte hingehen, es wird trotzdem nicht Gras über ihnen wachsen.

So die Bewaffnung der Eingeborenen durch die Engländer, ein Verbrechen am Ansehen der weißen Rasse in Südafrika, das die Buren um so schärfer verurteilen, je mehr sie selbst immer bemüht waren, dieses aufrecht zu erhalten. Dem zunächst kommt die mutwillige Zerstörung von Eigentum durch die Engländer. Hierbei muß man sich folgendes gegenwärtig halten: Die Räumung des flachen Landes von seinen Bewohnern war zweifellos eine militärische Notwendigkeit. Blieben die Leute auf ihren Farmen, so hatte natürlich weder die Verpflegung der Burenkommandos noch auch ihre Versorgung mit Kleidern und anderen Bedarfsgegenständen irgendwelche Schwierigkeiten. Hingegen war das Niederbrennen der Farmhäuser eine auch vom militärischen Standpunkt völlig überflüssige Maßregel. Hätte man die Bewohner von den Farmhäusern weggebracht und diese dann verschlossen und versiegelt, es wäre sicherlich keinen Buren eingefallen, gewaltsam darin einzubrechen, um sie etwa als Nachtquartier zu benutzen. Denn sie wären dadurch zur reinen Menschenfalle geworden. Die Buren wußten sehr gut, daß sie nur im Freien und in nächster Nähe ihre Pferde übernachten durften, wollten sie vor Überraschungen gesichert sein.

Daß die Engländer verschiedentlich auch Farmhäuser in die Luft sprengten, lediglich um sich für die Teilnahme des Besitzers am Kriege zu rächen, steht in zahlreichen Fällen fest. Ich sprach einen alten Buren im Freistaat, der vor dem Kriege ein Farmhaus besaß, das ihm etwa 120000 Mk. gekostet hatte. Man kann sich denken, daß es sich um ein sehr stattliches Gebäude handelte. Der Mann selbst, dessen sämtliche sechs Söhne gegen die Engländer im Felde standen, war nach dem Einzuge von

Roberts nach Ceylon gebracht worden. Das Haus aber hatten die Engländer erst wenige Monate vor dem Friedensschluß niedergebrannt, unmittelbar nachdem einer der Söhne des Eigentümers sich geweigert hatte, der an ihn gerichteten Aufforderung, sich zu ergeben, Folge zu leisten. General Botha zeigte mir drei Photographien: das erste Bild zeigte das schöne Wohnhaus, das er vor dem Kriege auf seiner Farm im Bryheiddistrikt besaß, das zweite, wie dieses Haus unter der Einwirkung von Dynamit in Stücken in der Luft herumfliegt, das dritte, den jetzigen Zustand: einige traurige Ruinen. Ich fragte ihn, wie er zu dieser wunderlichen Serie gekommen sei; denn man könne sich wohl vorstellen, daß er das Haus vor dem Kriege und den jetzigen Zustand einmal habe aufnehmen lassen, wer aber sei denn gerade mit einem Kodak dazu gekommen, als das Haus in die Luft flog? Er erklärte mir darauf, alle drei Bilder seien von englischen Offizieren aufgenommen, die die Freundlichkeit hatten, sie ihm zu übersenden.

Endlich die Konzentrationslager. Die Engländer halten ja krampfhaft an ihrer Selbstsuggestion fest, daß dies die reinsten Erholungsorte gewesen seien; in einem von der englischen Union-Castle-Linie herausgegebenen Führer durch Südafrika findet sich folgender bezeichnende Satz: ‚In den ausgezeichneten und philanthropischen Einrichtungen, die unter den Namen Konzentrationslager bekannt sind. . . .‘ Natürlich mußten die Frauen und Kinder, die man von den Farmen weggeschafft, irgendwohin gebracht werden, wo für ihren Unterhalt gesorgt war. Aber Tausende und Tausende konnten bei ihren Verwandten in der Kapkolonie Unterkunft finden, wobei sie den englischen Behörden gar nicht zur Last gefallen

wären. Es wäre für die Militärbehörden nicht die geringste Schwierigkeit gewesen, die Leute dahin zu schaffen, da doch naturgemäß ein großer Teil der Wagen aus dem Lande nach der Küste leer zurücklief. Aber soweit die Erlaubnis zum Verlassen der Lager überhaupt gegeben wurde, war das Verfahren völlig willkürlich. Endlich die Lage der Konzentrationslager selbst. Ein sehr großes befand sich in Harrismith; ausgerechnet dem kältesten Orte des Freistaates. Von Harrismith führt eine Bahn nach Natal; es wäre eine Kleinigkeit gewesen, die Frauen und Kinder nach Natal zu senden; die Lebensmittel sind in der Nähe der Küste viel billiger; daß die Burenfrauen und Kinder unter der dortigen, vorwiegend englischen Bevölkerung jemand zum Aufruhr gereizt hätten, war völlig ausgeschlossen. Ein Zeltleben wäre aber dort natürlich in seinen Folgen viel weniger verhängnisvoll geworden als in Harrismith, wo es nur vier Monate im Jahre gibt, wo man nicht mit Nachfrösten rechnen muß. Und das Ergebnis war denn schließlich auch, daß 22000 Frauen und Kinder die Opfer der Konzentrationslager wurden. Gewiß, ein Menschenleben gilt in Südafrika weniger als bei uns, der Bur ist nicht sentimental, er nimmt den Tod als eine Fügung des Himmels hin. Manche Friedhöfe, die lange Reihen von Gräbern enthalten, die während des Krieges aus den Konzentrationslagern gefüllt wurden, machen einen traurig vernachlässigten Eindruck. Man läßt die Toten ruhen, die Wunden vernarben rascher als bei höher kultivierten Völkern. Aber man glaube doch nicht, daß diese Dinge bei denen vergessen seien, die sie selbst leidend miterlebt haben; und mitten in dieser Umgebung, in der diese Erinnerungen noch so frisch und lebendig sind, wächst die neue Generation auf.

Nicht minder ging den Buren die Niedermeglung ihrer Herden nahe. Auch hier handelte es sich um ein Vorgehen, das durch militärische Rücksichten allein nicht gerechtfertigt werden konnte. Ein großer Teil des Viehes konnte erhalten werden, wenn man es nach Natal, Basutoland oder die Ostprovinz der Kapkolonie getrieben hätte, ohne daß der Krieg darum wesentlich anders verlaufen wäre. An Proviantmangel hatten ja die Burenkommandos übrigens tatsächlich nie gelitten. Es ist charakteristisch für die Denkungsart des Buren, wenn einer ihrer hervorragendsten Generale mir sagte, es wäre der traurigste Anblick seines Lebens gewesen, als er einmal zu einem Haufen von über 50000 Schafkadavern kam; zehn Tage nach dem Gemetzel waren noch einige lebendige Tiere darunter gewesen. Gelegentlich sieht man im Freistaat und in Transvaal noch die Reste derartiger Hekatomben.

In Europa war bekanntlich die Frage, ob die Engländer jemals Burenfrauen und Kinder zum Schutze ihrer eigenen Kolonnen verwendet hätten, Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen; die Engländer behaupteten, es wäre dies eine jener Verleumdungen, durch die man in Deutschland den Haß gegen England zu schüren suche. Ein bekannter deutscher Historiker und Publizist ließ sich dann durch eine feierliche englische Erklärung, so etwas wäre nie der Fall gewesen, sofort überzeugen und bedauerte je eine andere Meinung gehabt zu haben. Aber mit einem „großen Ehrenwort“ lassen sich diese Dinge doch nicht abtun, wie bei einem studentischen Streit. Ein freistaatscher General, ein Bild ernster und ruhiger Besonnenheit, erzählte mir, daß es ihm im zweiten Teile des Krieges kaum jemals möglich war, Proviant-

kolonnen der Engländer zu überfallen, weil immer Burenfrauen und Kinder bei den Kolonnen mitgeführt wurden. Desgleichen wurden angesehenere Persönlichkeiten der Buren, Pastoren usw. auf den Zügen als Geiseln mitgenommen, um gegen Überfälle Sicherheit zu bieten; von englischer Seite ist hierfür die deutsche Praxis im Jahre 1870 als Rechtfertigung herangezogen worden, was aber insofern nicht stimmt, als ähnliches dort nur in Gebieten geschah, die völlig in der Macht der deutschen Kriegsverwaltung waren und ein Überfall durch reguläre französische Truppen gänzlich ausgeschlossen war.

Alle diese Dinge werden übrigens noch in den Schatten gestellt durch eine Enthüllung, die im vergangenen Winter in Südafrika einen tiefen Eindruck machte. Während des Krieges wurden nördlich von Pietersburg in Transvaal von einer Abteilung australischer Hilfstruppen mehrere gefangene Buren erschossen, das gleiche Schicksal traf den deutschen Missionar Heese, der kurz vor der Tat mit den Gefangenen gesprochen hatte und von dem die Australier daher Verrat fürchteten. Die Sache kam aber doch auf, die Offiziere der Australier wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, zwei davon erschossen, der jüngste von ihnen, ein Leutnant Witton, der damals erst 19 Jahre alt war, zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt. Man merkte aber in der Öffentlichkeit bald, daß hier etwas nicht in Ordnung sein müsse und so entstand eine Petition an den König, die übrigens auch von zahlreichen Buren unterschrieben wurde, er möge Witton völlig begnadigen. Diesem Verlangen wurde stattgegeben und der junge Mann reiste über Kapstadt in seine Heimat zurück. In Kapstadt erklärte er, er wäre unschuldig, denn er habe die Erschießung der Gefangenen

nicht angeordnet, aber auch seinen Kameraden sei Unrecht geschehen, denn sie hätten den ausdrücklichen Befehl gehabt, keine Gefangenen einzuliefern. Diese Behauptungen Wittons gingen durch alle Blätter Südafrikas; von einer amtlichen Richtigstellung dieser von einem englischen Offizier erhobenen Beschuldigung habe ich nie etwas gehört. In Burenkreisen hatte man jedenfalls keine Neigung an der Wahrheit der von Witton gegebenen Darstellung zu zweifeln. — All das sind nicht Erinnerungen an einen ehrlichen Kampf, in dem man nach tapferer Gegenwehr erlegen ist. Gewiß, dem einzelnen Tommy, dem einzelnen Engländer trägt der Bur nichts nach. Wenn er auch diesem gegenüber die ihm heilige Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt, soweit er dazu gegenwärtig noch imstande ist, sich nicht in Schimpfen und Räsonnieren ergeht, auch seine Klagen in einem ruhigen Ton vorbringt, als spreche er von einer Viehkrankheit oder einem anderen Unglücksfall, der ihm vertraut ist, so entsteht bei den Engländern, die stets so wenig verstanden haben, in der Seele anderer Völker zu lesen, die Vorstellung, die Buren hätten sich mit den Tatsachen abgefunden, nur noch ein paar Jahre und über alles sei Gras gewachsen. Es könnte sein, daß England noch einmal Gelegenheit hat, sich über das gute Gedächtnis der Buren zu wundern; die augenblickliche Wirkung der Erlebnisse der letzten Jahre ist jedenfalls tiefstes Mißtrauen gegen alles, was von England und der Regierung ausgeht. Es müßte wunderbar zugehen, wenn das heranwachsende Geschlecht davon frei bliebe.

Viel mehr als bei den Schulen hat bei den Waisenhäusern sogleich nach dem Friedensschluß eine zielbewußte Tätigkeit eingesetzt; vielleicht, weil ein sicherer Instinkt dem Volke sagte, daß hier Gefahr im Verzuge und für

die Verengländerung am ehesten Ausflchten geboten seien. Hier haben die Buren einen ganz hervorragenden Opfermut entfaltet und ihren Stolz darein gesetzt, alle Waisen, die der Krieg zurückließ, in ihren eigenen Anstalten zu erziehen. Im Regierungswaisenhaus zu Irene zwischen Johannesburg und Pretoria ist nur eine geringe Zahl von Burenwaisen untergebracht und auch diese wären schon burischen Anstalten zugeführt worden, wenn die Regierung dies nicht dadurch erschwerte, daß sie in jedem einzelnen Fall eine Willensäußerung des Vormunds oder der nächsten Verwandten des Kindes verlangt, was naturgemäß nicht immer zu beschaffen ist, da der Aufenthalt der betreffenden Personen nicht ermittelt werden kann, oft auch die ganze Familie dem Kriege zum Opfer gefallen ist. Vielfach sind diese Waisenhäuser in provisorischen Gebäuden untergebracht, was übrigens bei dem Klima des Landes wenig Anzukömmlichkeiten hat. Da und dort geht man jedoch daran, dauernde Gebäude zu errichten, die später, wenn ein Bedürfnis nicht mehr in dem jetzigen Umfange vorhanden sein sollte, für andere Erziehungszwecke verwendet werden können. Ein einziger unbekannter Spender schenkte dem Waisenhaus in Winburg im Freistaat 60000 Mk. zur Errichtung eines eigenen Gebäudes. Auch in der Kapkolonie bestehen Burenwaisenhäuser, die von der Kirche gegründet wurden. In dem Waisenhaus in Langlaagte bei Johannesburg befinden sich allein 240 Waisenkinder, es soll jedoch noch für weitere 120 Raum geschaffen werden. Die monatlichen Unterhaltungskosten dieses Waisenhauses betragen bisher 10000 Mk., die gänzlich durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurden. Nur in einem Falle, in Potscheffstroom ging man auf

eine Zusammenarbeit mit der Regierung ein und das dort bestehende Burenwaisenhaus wurde mit dem der Regierung vereinigt, jedoch unter der Bedingung, daß die Lehrer des ersteren mit übernommen würden und ein Ausschuß die Aufsicht über das Waisenhaus führen sollte. Der Geist, in dem die Kinder in den Waisenhäusern erzogen werden, ist durchaus verständig, der Hauptnachdruck wird auf ernste Arbeit gelegt, die Knaben werden im Handwerk unterrichtet, die Mädchen im Haushalt unterwiesen; in Langlaage gibt es keine Dienstleistung in dem ganzen Waisenhanse, die nicht durch die Zöglinge selbst geleistet würde. Daß sowohl auf die Pflege des Holländischen, wie auch des nationalen Geistes hier besonderer Nachdruck gelegt wird, liegt wohl nahe. In die verschiedensten Berufe wird von hier aus eine Jugend eintreten, die in der Treue zu ihrem Volkstum durchaus gefestigt ist.

Eine andere Erscheinung, die der Krieg gezeitigt hat, ist das Missionshaus in Worcester in der Kapkolonie. In den Gefangenenlagern hatte sich der jungen Leute vielfach ein schwärmerischer Geist bemächtigt, und sie beschloßen, sich nach dem Frieden ganz in den Dienst der Kirche und der Sache ihres Volkes zu stellen. Über hundert junge Buren, die z. T. nur eine sehr mangelhafte Schulbildung genossen hatten, traten nun in diese Anstalt ein, die von der reformierten Kirche der Kapkolonie nach dem Kriege gegründet worden war, was ihr durch ein kurze Zeit vorher für Missionszwecke angefallenes Legat von etwa 800 000 Mk. ermöglicht wurde. Ich hatte zunächst das Vorurteil, daß hier der Idealismus in eine sehr unpraktische Bahn gelenkt worden sei; die reformierte Kirche unterhält nämlich hauptsächlich in Britisch-Zentralafrika

eine Reihe von Missionsstationen. Aber die Missionare dort treiben ihre Arbeit in durchaus praktischer Weise als Landwirte. Ein englischer Beamter aus dieser Kolonie sprach mir gegenüber mit großer Anerkennung von diesen Burenmissionaren und der zweckmäßigen kulturverbreitenden Art ihrer Tätigkeit. Ich habe den Eindruck, daß sie dort die Pioniere einer Ausbreitung des Burentums sind, die keineswegs an der Nordgrenze Transvaals Halt machen wird. Aber auch im Lande selbst harren der Missionare Aufgaben, die national fruchtbar gemacht werden können. Die Missionstätigkeit in der Kapkolonie hat insofern auch politische Bedeutung, als die Farbigen dort das Wahlrecht besitzen und die Missionare die Abstimmung ihrer Gemeindemitglieder sehr beeinflussen. Ein anderer Teil dieser Missionare aber beabsichtigt, sich der Tätigkeit unter den eigenen Volksgenossen zu widmen. Im Nordwesten der Kapkolonie in Klein-Namaqualand liegt die Schulbildung unter den Buren sehr im argen, das Land ist sehr dünn bevölkert, die Bewohner sind z. T. sehr arm und nicht in der Lage, sich Wanderlehrer, die hier allein in Betracht kommen, für ihre Kinder zu halten. Als solche Lehrer sollen nun die jungen Missionare auftreten. Das gleiche bezweckt ein Kolonisationswerk der reformierten Kirche am Oranjefluß im Renhardtdistrikt. Sie hat dort großen Grundbesitz erworben, durch Stauanlagen für künstliche Bewässerung gesorgt und arme Burenfamilien daselbst angesiedelt. Dort will die Kirche dann ein Lehrerseminar einrichten, dessen Zöglinge an das entbehrungsreiche Leben in dieser Gegend gewöhnt, unter Verhältnissen tätig sein werden, wo es ein englischer Lehrer niemals aushalten würde. So bildet sich eine Klasse von Menschen unter den Buren heran, deren

ganzes Leben der Tätigkeit für ihr Volk gewidmet ist und die nicht in gleicher Weise wie die Geistlichen der Versuchung bequemer und gutbezahlter Stellungen erliegen kann. Das Ganze aber bedeutet den Beginn der Schaffung einer Organisation zur Erhaltung des eigenen Volkstums, für die in früheren Zeiten ein Bedürfnis nicht vorlag. Wer mit den Verhältnissen nationaler Kämpfe in Europa vertraut ist, der weiß, welche Bedeutung ein solches Unternehmen für die Erhaltung eines Volkes hat.

Das alles ist im Werden und man darf nicht erwarten, daß sich heute schon reiche Früchte zeigen sollen, wo eben erst gesät worden ist. Ich will auch keineswegs behaupten, daß in dieser Arbeit die Kraft des Burenvolkes bereits aufs äußerste angespannt, oder daß ihre Bedeutung von allen erkannt wird, die mitzuarbeiten berufen sind. Wie überall finden sich auch hier Leute, die sehr wohl in der Lage wären, reichlich für derartige Zwecke beizusteuern und die sich ferne halten. Manches Geld wird für Kirchenbauten oder gar für ein Monument verwendet, das sicherlich für Schulen und Waisenhäuser besser angewendet werden könnte. Wieviel Geld verschlingt allein unnützerweise die Spaltung der Buren in drei Kirchengemeinschaften in Transvaal! Aber die heranwachsende Generation wird allen diesen Aufgaben ein geschärftes Verständnis entgegenbringen, und die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse wird mehr Mittel hierfür bereitzustellen ermöglichen. Ein Ziel ist aber zweifellos heute schon erreicht: es besteht ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Buren, wie es im Verlauf ihrer ganzen Geschichte niemals vorhanden war; und dieses Gefühl ist wirklich auf dem Boden einer vollkommenen Interessengemeinschaft erwachsen, durch den Zwang der

Verhältnisse ist das Volk wieder zusammengetrieben worden.

Ein lehrreiches Beispiel, in welcher Art dies vor sich ging, bietet ein Kongreß der Freistaatburen, der Anfangs Dezember vorigen Jahres in Brandfort stattfand. Unmittelbar nach dem Kriege hatte jeder versucht, seine Wirtschaft notdürftig wieder in Gang zu bringen; die Handsupper hofften auf reichliche Entschädigung durch die Regierung, aber auch die Burghers wollten keinen Anlaß zur Klage geben und harrten geduldig der Kompensation, die ihnen zugesagt worden war. Zweiundeinhalb Jahre hatte sich nichts geregelt, die Buren hatten sich musterhaft aufgeführt, aber die erhoffte Entschädigung blieb aus, die wirtschaftlichen Verhältnisse gingen immer mehr zurück. Da erscholl zuerst aus den Reihen der Handsupper der Ruf nach Zusammenschluß und gemeinsamer Beratung der Beschwerden. Die Führer hielten sich zunächst der Sache vollständig fern. General de Wet erklärte, er rühre keinen Finger dazu, damit es dann nicht heiße, die Sache sei künstlich durch die Führer gemacht worden. Es widerstrebte ihm auch mit den National-Scouts und Handsuppers zusammen zu arbeiten, obwohl er stets für das Begraben des Zwistes zum mindesten zwischen den Burghers und Handsuppers eingetreten war. Ein paar Monate nach dem Kongreß hat er sich übrigens auch mit seinem Bruder Piet, der Verräter war, ausgesöhnt. Aber schließlich konnte er sich dem Rufe seiner Volksgenossen nicht versagen, und er erschien doch auf dem Kongreß. Auf dieser Versammlung herrschte eine seltene Einmütigkeit. Die Handsupper waren die lautesten Rufer im Streit, aber die berufenen Führer des Volkes hatten darum doch die Zügel nicht aus den

Händen verloren. Die Forderungen bezüglich der Entschädigungsansprüche füllten die Verhandlungen keineswegs allein aus, ein ganzes Programm kam zur Erörterung und auch alles, was Sprache und nationale Belange betraf, fand einmütige Zustimmung.

Bezeichnend war, daß der Distrikt Brede einen Engländer namens Willis, der gegen die Buren gefochten hatte, entsandte; er fühlte sich mit deren Sache völlig einig. Eine offizielle Vertretung der englischen Siedler, die geplant war, wurde wohl nur durch starken Regierungsdruck verhindert. So war bereits im dritten Jahre nach Beendigung des Krieges eine vollständige Einigung der Freistaat-Buren eingetreten und nach außen hin in sehr eindrucksvoller Weise kundgegeben worden. Die Buren von Transvaal hatten im Mai desselben Jahres eine große Versammlung in Pretoria gehabt. Im Dezember bildete dann das Leichenbegängnis Krügers den Anlaß, der das gesamte Burentum Südafrikas zu einer großen Kundgebung vereinigte. Alle alten Gegensätze waren ausgelöscht; keiner gedachte seiner früheren Gegnerschaft. Die Leute fühlten nur, daß es einer der Ihrigen war, den man da zu Grabe trug, an dem sie das am stärksten zwang, was ihnen so häufig fehlte: der starke Wille. Was hierbei von dauerndem Werte war, das ist nicht nur die Betonung der gemeinsamen geschichtlichen Vergangenheit, sondern auch des Anrechts auf eine bedeutende Rolle in der Zukunft. Durch den Krieg ist das Selbstbewußtsein der Buren mächtig gesteigert worden, und der einzelne, mag er vielleicht auch selbst eine traurige Rolle im Kriege gespielt haben, fühlt sich doch als Mitglied eines Volkes, das 2 $\frac{1}{2}$ Jahre lang im Mittelpunkt der geschichtlichen Weltbühne stand. Bald nach dem Begräbnisse des alten

Vortreffers fand dann die Gründung des Vereines 'Het Volk' statt, der den äußeren Rahmen für die politische Betätigung der Buren Transvaals bilden soll. Man band sich hierbei nicht zu stark durch ein festes Programm, was sich später als sehr zweckmäßig erwies. Einer der wichtigsten Schachzüge bei der Gründung dieser Organisation war, daß man ihr nach außen hin keineswegs einen ausschließlich burischen Charakter gab, sondern weiße Bewohner Transvaals jeder Nationalität als Mitglieder willkommen hieß. Da die englische Opposition sich bereits in der 'Partei für verantwortliche Regierung' zusammengeschlossen hatte, war nicht zu befürchten, daß die Buren durch starke Teilnahme von Engländern an diesem Verein wesentlich in der Verfolgung ihrer politischen Ziele gehemmt werden würden. Andererseits zeigten sie durch diese Bestimmung ihren guten Willen mit den Engländern zusammenzuwirken und gewannen dadurch sofort die Bündnisfähigkeit mit der genannten englischen Partei, mit der in der Tat auch bald mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen im Rahmen der neugegebenen Verfassung ein Kartellvertrag zustande kam. Das Vorhandensein dieser Partei, auf die ich noch genauer eingehen werde, ist für die Buren, abgesehen von der Möglichkeit eines direkten politischen Zusammenwirkens, auch insofern von ganz unschätzbare Bedeutung, als sie die eigenen Leute notwendig alle im Lager der Burenpartei zusammenhält. Denn dadurch, daß ein starker Anteil der englischen Bevölkerung zu der Regierung im Widerspruch steht, ist dieser jede Möglichkeit benommen, eine gemäßigte opportunistische Burenpartei zu gründen. Wären die Engländer alle einig, so wäre dies sicherlich nicht ohne Aussicht gewesen; denn dann hätten sich immer Leute gefunden,

die der Zweckmäßigkeit, doch irgend einen Einfluß in der Regierungsmehrheit zu haben, anstatt in machtloser Minderheit grollend beiseite zu stehen, das Wort geredet hätten. Nun aber wird natürlich die Zahl der Buren, die sich zur Regierung hält, verschwindend klein sein, da an sich die Buren doch einige Aussicht haben, im Verein mit der englischen Oppositionspartei zur Macht zu gelangen, während andererseits der Opposition als solcher das Stigma der illoyalen Gesinnung genommen ist.

Bisher haben die Burenführer jedenfalls ein großes Maß von Takt und vor allem von Geschicklichkeit, sich der jeweiligen Lage anzupassen, an den Tag gelegt. Sein zurückhaltendes, verschlossenes Wesen, seine große Selbstbeherrschung machen den Buren zum geborenen Diplomaten. Kaum irgendwo war dies besser zu beobachten als beim Begräbnisse Krügers. Es war für die Tausende von Buren, die da in Pretoria zusammengeströmt waren, doch sicherlich ein bedeutungsvolles Erlebnis; aber kein Zug in ihren Gesichtern verriet irgend eine innere Bewegung. „Genau so habe ich sie am Dingaanstag vor fünf Jahren gesehen,“ sagte mir ein Bekannter, „als sie auf der Höhe ihrer kriegerischen Erfolge standen. Auch damals gab es Ansprachen; aber alle waren sehr gemäßigt. Ein einziger Redner gebrauchte eine etwas großsprecherische Phrase, fiel aber damit ab.“ Auch bei Krügers Begräbnis waren die Reden alle sehr wohl erwogen und überlegt. Das stärkste, was dabei vorgebracht wurde, sagte Pastor Vosman — in biblischen Gleichnissen. Bei de Wet brach das Temperament etwas durch, ohne ihn indes zu irgend einer Unvorsichtigkeit hinzureißen. Selbst der letzte Brief Krügers, der bei dieser Gelegenheit verlesen wurde, war ein Meisterstück von Bauernschlauheit, in dem alles nur zwischen den Zeilen zu lesen war.

Es mag an Reimen zur Zwietracht so wenig fehlen wie an Leuten, die diesem oder jenem Führer seinen großen Einfluß bei den Buren neiden. Eines der Hauptmomente indes, das Zwiespalt in ihre Reihen tragen könnte: die Möglichkeit zur Macht zu kommen und diese für persönliche Zwecke auszunützen, ist jedenfalls für absehbare Zeit ausgeschaltet. Eine andere Gefahr könnte darin bestehen, daß die diplomatische Taktik der Führer der großen Masse schließlich unverständlich wird und diese von Schreibern gewonnen wird, die ihr nach dem Munde reden; aber dem steht der Umstand entgegen, daß der Krieg den Führern eine Autorität verliehen hat, die nicht so leicht erschüttert werden kann. Die Leute, die jetzt an der Spitze des Volkes stehen, können doch darauf hinweisen, was sie für das Volk geleistet haben, während früher die Größe des Geldbeutels häufig allein für das Ansehen eines Buren in seinem Bezirk und seine Wahl in den Volksrat maßgebend war. Der Krieg hat die Spreu vom Weizen gesondert. Zudem ist die Zusammensetzung der Führerschaft in beiden Kolonien insofern sehr glücklich, als die führenden Leute sich in der zweckmäßigsten Weise ergänzen. In Transvaal ist Botha das anerkannte Haupt der Partei. Seinem Beruf nach Landwirt steht er der großen Menge seiner Volksgenossen beruflich nahe; andererseits ist er aber auch ein moderner, gebildeter Mann, der die englische Sprache vollkommen beherrscht und sich außerdem in günstigen materiellen Verhältnissen befindet, die ihm gestatten, in Pretoria zu leben und sich ganz nationalen Angelegenheiten zu widmen. Etwas weniger betätigt sich General De la Rey, da er ziemlich entfernt von Pretoria wohnt; er verkörpert mehr die ältere Burengeneration, obwohl er auch in der

Republik der progressiven Partei, die im Gegensatz zu Krüger stand, angehört hatte. Seine Teilnahme an der politischen Leitung der Burenpartei gibt jedenfalls den mehr konservativ gerichteten Burenkreisen das Vertrauen, daß diese in guten Händen ist. Wenn nötig ist übrigens auch De la Rey immer zur Stelle. Die rechte Hand von Botha ist General Smuts, ein noch junger Mann von etwa 36 Jahren, der aus dem Westen der Kapkolonie stammt, vor dem Kriege Staatsprokureur war und gegenwärtig als Rechtsanwalt in Pretoria tätig ist. Er vertritt das akademisch gebildete Element.

Im Freistaat standen die Dinge bis zur Wiederkunft des Präsidenten Steijn sichtlich im Zeichen des Provisoriums. Neben die allseitig verehrte Gestalt dieses Mannes tritt hier die volkstümliche Figur des Generals de Wet; der Dritte im Bunde ist General Herzog, der vor dem Kriege Richter war und jetzt in Bloemfontein Anwaltpraxis ausübt, ein hochgebildeter Mann von etwa 40 Jahren mit überaus bescheidenem und anspruchslosem Wesen, in seinem Äußeren mehr einem deutschen Gelehrten als einem Kriegsmanne ähnlich. Schon vor dem Kriege genoß er als Richter großes Ansehen, das durch seine hervorragenden Leistungen im Kriege sehr gesteigert wurde. Mehr im Stillen übt Abraham Fischer seinen Einfluß aus, der der Deputation angehört hatte, die während des Krieges nach Europa gesandt worden war, ein weltgewandter kluger Mann von großer Geschäftserfahrung. Es ist kaum denkbar, daß sich gegen diese Männer, die für eine Führerstellung so sehr geeignet und in ihrem Wirken für ihr Volk erprobt sind, eine Opposition erhebe; und das ist gerade der Schmerz, dem die englischen Blätter beständig Ausdruck geben, daß die

Buren so sehr geeint seien, während die Engländer sich gegenseitig befehden. Es kommt noch ein Vorteil für die Buren hinzu, der gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: es ist ihnen viel leichter möglich, unter der Hand vertraulich zu wirken, Schlagworte auszugeben, das, was sie öffentlich tun, durch einen heimlich ausgegebenen Kommentar zu erläutern. Die Engländer müssen sich ihre Anhänger immer von der Plattform ihres Programmes aussuchen. Bei ihnen fehlt der familiäre Zusammenhang, der die Buren auch ohne Programm mit ihren Führern zusammenhält, daher sich denn auch auf englischer Seite an die Klage über die Einigkeit der Buren die andere reiht, daß man nie wisse was sie vorhaben.

Gegenwärtig stehen die Buren noch unter dem Drucke harter Not. Wenn man dies berücksichtigt, ist die Organisationsarbeit, die bisher geleistet worden ist, immerhin sehr bemerkenswert. Es wird noch Jahre dauern, bis die wirtschaftliche Schädigung durch den Krieg ganz überwunden ist und auch dann wird es ein anderes Bild geben, als vor dem Kriege. Das Idyll ist dahin und kommt nicht wieder. Den gemächlichen Erwerb von damals wird ein harter Kampf ums Dasein ablösen. Die Landwirtschaft wird mit größerer Anspannung betrieben, die Viehzucht auf eine andere Stufe gehoben werden müssen als vor dem Kriege; eine Modernisierung der ganzen Wirtschaftsweise wird für den, der sich behaupten will, unerlässlich sein, freilich immer unter Berücksichtigung der Eigenart des Landes. Das viele Geld, das sowohl von der Regierung wie von einzelnen Engländern für landwirtschaftliche Experimente vergeudet worden ist, wird schließlich den Buren zugute kommen, die sich das, was sich dabei als brauchbar erwiesen hat, aneignen

werden. Die Notwendigkeit des Zusammenschlusses zu Genossenschaften wird allmählich erkannt; in der Kapkolonie ist eine starke Bewegung dafür im Gange und im Freistaate fand kürzlich ein allgemeiner Burenkongreß statt, der sich ausschließlich mit der Beratung dieses Gegenstandes befaßte; aber erst ein mäßiger allgemeiner Wohlstand kann die Voraussetzungen für ein ausgebildetes System von Genossenschaften bilden. Der Gegensatz von arm und reich hat sich verschärft, der arme Bur wird harte Arbeit tun müssen, wie er sie vor dem Kriege nicht gekannt.

Nach dem Kriege hat die Not eine starke Neigung zur Abwanderung gezeitigt; ich glaube aber nicht, daß diese einen Umfang annehmen könnte, der für den Bestand des Burenvolkes eine ernstliche Gefahr bedeutet. Denn alle Wanderungen haben bisher der Suche nach einem Land gegolten, wo der Bur in ähnlichen Verhältnissen wie früher in Transvaal leben und bestehen könnte; solcher Gegenden gibt es aber nicht mehr viele auf dieser Erde. Es wird ihm nicht einfallen, irgend wohin zu ziehen, wo er lediglich als Kleinbauer in harter Arbeit sich gerade seinen Lebensunterhalt erwerben könnte. Außerdem wird natürlich nur ausnahmsweise ein mit Mitteln reichlich versehener Bur sein Land verlassen. Der Unterschied in den Preisen des Landes hat und wird allerdings immer eine Wanderbewegung innerhalb Südafrikas selbst verursachen. Wo ein Bur im Freistaat oder Transvaal mit einem Besitz von 20 000 Mk. kaum noch die Möglichkeit eines Bestehens als Viehfarmer hat, da kann er vielleicht mit guter Aussicht auf Erfolg in Rhodesia oder Deutsch-Südwestafrika von neuem beginnen. Ist er aber gänzlich mittellos, so hat er auch dort kaum irgend eine Aussicht, unabhängiger Landbesitzer zu werden.

Von all den Auswanderungsprojekten, die unmittelbar nach dem Kriege auftauchten, hat sich noch keines verwirklicht. In Madagaskar, das von verschiedenen Buren zu Erkundungszwecken besucht wurde, befindet sich kein einziger. Die Auswanderung nach Chile und Mexiko ist ganz vereinzelt geblieben; Auswanderer, die nach Argentinien gehen, finden sich immer noch in der Karroo, insbesondere infolge der lebhaften Agitation, die ein Burenpastor, namens Vorster dafür entwickelt. Es wäre erfreulich, wenn der Ansiedelungsversuch in Deutschostafrika Erfolg haben sollte; aber ich fürchte, daß — von der Mittellosigkeit der dahin ziehenden Buren ganz abgesehen — dem vor allem der Mangel einer Absatzmöglichkeit für Vieh oder andere Produkte entgegenstehen wird. Die Art von Buren, die wir dahin bekommen, ist kaum genügend gebildet, um sich an aussichtsvolle Unternehmungen, wie etwa Straußenzucht, zu machen, wozu ja übrigens auch Kapital gehört. Die Wanderung der Buren nach Rhodesia, Deutsch-Südwestafrika und Britisch-Zentralafrika wird zweifellos weitere Fortschritte machen, die Buren halten aber diese Länder für ihr natürliches Ausbreitungsgebiet und sie sind auch da gar nicht in Gefahr ihrem Volkstum verloren zu gehen, mit dem sie sicher in einem engeren Zusammenhange bleiben, als seinerzeit die Vortrecker in Transvaal mit den Buren der Kapkolonie. Daß die Auswanderung nach Gebiete außerhalb Südafrikas einen solchen Umfang annehmen könnte, daß sie auch nur der natürlichen Vermehrung der Buren die Wage hielte, steht sicherlich nicht zu befürchten.

Blickt man auf die nächste Zukunft des Burentums in den Republiken, so besteht weder die Gefahr, daß es

vom Grund und Boden verdrängt, noch die, daß es anglisirt werden könnte. Aber der Krieg hat auf das Volk gewirkt wie etwa schwere Prüfungen auf einen Menschen, der von sich sagen kann, er sei in einem Jahre um zehn gealtert. Die patriarchalischen Zustände eines Hirtenvolkes konnten sich auf keinen Fall der ins Land eindringenden modernen Zivilisation gegenüber behaupten, der Krieg mochte kommen oder nicht. Aber der Freistaat hatte bereits in idealer Weise gezeigt, wie sich der Übergang aus dem einen in den andern Zustand ohne Erschütterungen vollziehen ließ, während in Transvaal die erstehende Goldindustrie plötzlich ein neues Element in das Volksleben warf, mit dem abzufinden ihm keine Zeit mehr gegeben war. Auch die natürliche Volksvermehrung hätte die gesellschaftliche Struktur des Burenvolkes mit der Zeit gewandelt, neben die Landwirtschaft andere Berufe gestellt, seinen Gesichtskreis erweitert. Aber infolge des Krieges kam das alles plötzlich in Form einer Katastrophe; eine ganze kleine Welt brach zusammen. Wird sich dieses Volk den neuen Verhältnissen anpassen können? Seine Geschichte wird uns darauf am ehesten zuverlässige Antwort geben können; gerade sie aber erzählt uns von einem Anpassungsprozeß ganz einziger Art, in dem das Volk sich in die Bedingungen gefügt hat, die die südafrikanische Natur ihm vorschrieb. Es wäre ihm sicherlich nicht gelungen, wenn nicht rassenmäßige Tüchtigkeit es dazu befähigt hätte. Das rechtfertigt die Erwartung, daß es auch imstande sein wird, sich in den neuen Verhältnissen zu behaupten, wenn es erst die kritische Zeit der Anpassung glücklich überwunden hat.

6. Kapitel.

Allerlei Rassenfragen.

Der Kampf zwischen Buren und Engländern war der Streit des letzten und vorletzten Einwanderers um den Besitz des Landes, in das sie beide eingedrungen sind. In jüngster Zeit läßt sich vernehmlich auch der Dritte hören, der der ursprüngliche Bewohner dieses Erdteils war, bevor er den Zankapfel weißer Eroberer bildete. Die Lage der Weißen in Südafrika ist ziemlich einzigartig. Überall sonst in neuen Siedlungsgebieten, die der Weiße dauernd bewohnen kann, ist die einheimische Bevölkerung dahingeschmolzen, wie Schnee in der Sonne; in Nord- und Südamerika, in Australien und Neu-Seeland spielt die Eingeborenenfrage heute keine Rolle mehr. In den Tropenkolonien, die für Besiedelung durch Weiße nicht geeignet sind, bilden diese nur eine dünne Herrschicht, sie lassen die Eingeborenen für sich arbeiten, die Grenze des Tätigkeitsbereichs beider Rassen steht ziemlich fest. Da ist es dem Weißen auch leichter möglich, das Prestige seiner Rasse dem Farbigen gegenüber aufrecht zu erhalten, mag es auch gelegentlich einmal erschüttert werden; der soziale Abstand zwischen dem weißen Herrn und dem schwarzen Diener bleibt doch so groß, daß den Farbigen nicht leicht Zweifel darüber an-

kommen, ob die Herrenstellung des Weißen auch wirklich ein unveräußerliches Attribut seiner Hautfarbe ist.

In Südafrika ist weder der erstere Fall eingetreten, noch haben sich die Dinge so entwickelt, wie in einer Tropenkolonie. Den Schwarzen Südafrikas war die Berührung mit der weißen Zivilisation keineswegs tödlich, sie haben sich sogar unter ihrem Einfluß stärker vermehrt, als je zuvor. Aber auch eine scharfe Grenzlinie zwischen der Tätigkeit des Weißen und der des Schwarzen hat sich niemals ziehen lassen. Ist natürlich der Eingeborene auch der gegebene ungelernete Arbeiter, so würden doch die klimatischen Verhältnisse die Leistung der gleichen Arbeit durch Weiße mit wenigen Ausnahmen kaum irgendwo hindern. Und tatsächlich schwankt die Grenze dessen, was der Weiße in Südafrika betreibt, je nach dem augenblicklichen Stande der ihm gebotenen Arbeitsgelegenheit. Sinkt er einmal unter dem Drucke bitterer Not so tief, daß er, wie dies nach dem Kriege z. B. in Kapstadt der Fall war, in Reih' und Glied mit Raffern die Entladung von Schiffen besorgt, dann kann man sich wohl denken, daß der der weißen Hautfarbe anhaftende Nimbus so ziemlich verflogen ist. Diese Umstände geben der Rassenfrage in Südafrika ihren eigenen Charakter; die Zustände im Süden der Vereinigten Staaten lassen sich damit noch am besten vergleichen.

Aber es kommt einiges hinzu, um diesen Sachverhalt noch verwickelter zu gestalten. Man hat es nicht nur mit den Eingeborenen Südafrikas zu tun, sondern auch mit den Angehörigen anderer Völkerschaften, die zu verschiedenen Zeiten in das Land eingeführt worden sind. Schon die holländisch-ostindische Kompagnie hatte malayische Sklaven nach dem Kap gebracht, in den letzten Jahr-

zehnten hat sich die Einwanderung indischer Kulis nach Natal und Transvaal erneuert und dort allerlei soziale Umwälzungen hervorgerufen. Im Westen der Kapkolonie lebt heute eine Mischlingsbevölkerung, zu deren Entstehen Weiße, Hottentotten, Neger und Malayen gleichmäßig beigetragen haben. Die Hottentotten und Malayen haben mindestens in Kapstadt und dessen weiterer Umgebung ihre eigenen Sprachen verloren, und bedienen sich im Verkehr unter sich nur des Kap-Holländischen, so daß man hier z. B. Mohammedaner finden kann, die nur der holländischen Sprache mächtig sind — jedenfalls sehr eigenartige Meßkapilger. Der Bastardcharakter dieser Bevölkerung erschwert es zum mindesten, eine scharfe Grenzlinie zwischen ihr und den Weißen innezuhalten wenn auch wenigstens gesellschaftlich der Abstand ähnlich wie in den Vereinigten Staaten einigermaßen gewahrt wird.

Ein weiteres Element der Verwirrung ist in der Kapkolonie die Gleichstellung der Farbigen mit den Weißen in bezug auf staatsbürgerliche Rechte und das sich daraus ergebende Wahlrecht der ersteren, eine verhängnisvolle Verirrung aus der Entstehungszeit der kapschen Verfassung. Das Wahlrecht ist lediglich an die Voraussetzung eines Einkommens von 1000 M. jährlich, das, zum mindesten in der Westprovinz, ein farbiger Arbeiter leicht erreichen kann, sowie an die Fähigkeit seinen Namen schreiben zu können, gebunden. Mit den steigenden Arbeitslöhnen, der vergrößerten Arbeitsgelegenheit und der Zunahme der Schulen für Farbige nimmt natürlich die Zahl der farbigen Wähler beständig zu; im Jahre 1903 waren von 135168 eingetragenen Wählern 20718 Farbige, davon etwa 9000 Eingeborene

reiner Rasse, 10000 Bastards, der Rest waren Indier usw. Davon, die Mehrheit der Wähler zu bilden, sind sie gegenwärtig ja noch einigermaßen entfernt; das Wahlrecht selbst bietet aber jedenfalls keine Gewähr gegen diese Möglichkeit. In dem Stadtrat von Kapstadt ist im letzten Herbst der erste Farbige, ein malayischer Arzt namens Abdurrhaman eingezogen. Seiner Wahl ging eine außerordentliche lebhaftere Agitation unter der farbigen Bevölkerung Kapstadts voraus; auf den öffentlichen Plätzen der Stadt hielt ein Neger namens Tobin wiederholt Ansprachen und machte von seiner Agitation viel reden. Nun liegt in bestimmten Wahlbezirken bei den Farbigen die Entscheidung zwischen der englischen Partei und dem Bond; man kann sich denken, wie sehr dies deren Selbstgefühl steigert, aber auch welcher Art die Mittel sind, die von beiden Parteien zur Gewinnung der Wähler angewendet werden.

In den Schulen fehlt dem Gesetze nach auch eine Scheidung der Rassen; das Schulsystem bringt eine solche allerdings in der Praxis mit sich; denn die Eltern, die die Gründer und Erhalter der Schulen sind, während der Staat nur Zuschüsse leistet, haben natürlich das Recht zu bestimmen, daß farbige Kinder nicht aufgenommen werden dürfen. So wird man auf dem Lande wohl kaum Schulen finden, die von Angehörigen aller Rassen besucht werden; aber in Kapstadt gibt es eine ganze Reihe derartiger Schulen, insbesondere in den ärmeren Vierteln. Ja, ich habe dort selbst das beschämende Bild vor Augen gehabt, daß in der von der äthiopischen Mission unterhaltenen Schule rein weiße Kinder mitten unter den Farbigen saßen und ein Nigger über ihnen als Lehrer den Bakel schwang. Auch folgen die Farbigen-Schulen

dem allgemeinen Lehrplan für die Schulen der Kolonie. Was dieses System zeitigt, mag folgendes Beispiel lehren: In einem Vorort von Kapstadt, in schöner Lage am Fuße des Devilspeaks befindet sich das sogenannte Kaffir-College, das von der englischen Hochkirche erhalten wird. Die meisten der Zöglinge, die dort unterrichtet werden, sind Söhne von Häuptlingen im Innern, die von den dortigen Missionsstationen aus nach der Anstalt geschickt werden. Ein großer Teil davon ist 18 und mehr Jahre alt; es soll sehr schwer fallen, Kinder in jüngeren Jahren für diesen Zweck zu erhalten. Nun bedenke man, daß nach allgemeiner Erfahrung mit dem Eintritt der Pubertät die geistige Entwicklung des Negers zum Stillstand gelangt und dann eher zurück als vorwärts schreitet. Diese armen Teufel werden nun damit geplagt, mit Brüchen zu rechnen und ähnliches mehr, wobei es über eine mechanische Einpaukerelei ja gar nicht hinauskommen kann, und der ganze Unterricht findet in englischer Sprache statt. Dabei ist die Sterblichkeit unter den Zöglingen sehr groß, weil sie den Klimawechsel und die Änderung der Lebensweise, insbesondere das Tragen von Kleidern sehr schlecht vertragen; sehr viele erliegen der Tuberkulose, die gerade in den beiden letzten Jahrzehnten in Kapstadt an Verbreitung sehr gewonnen hat, so daß die Verhältnisse dort jetzt in dieser Beziehung kaum wesentlich günstiger als in irgend einer europäischen Großstadt liegen. Was dann diesen Gefahren glücklich entgangen ist, wird wieder zurückgesandt in die Wildnis — als „Kulturträger“. Wenn irgendwo Mitleid angebracht ist, so darf man es wirklich mit diesen Opfern der von den Missionaren verbreiteten Kultur haben.

Das Wahlrecht der Farbigen reizt natürlich auch die

ganze Tätigkeit der Missionen in den Strudel der politischen Korruption hinein. Denn soweit der Missionar überhaupt auf seine Gemeinde Einfluß hat, wird er auch ihr Verhalten an der Wahlurne bestimmen können und die Missionen sind daher mehr weniger ein Werkzeug, das Stimmvieh zu den Wahlurnen zu treiben hat, was Cecil Rhodes zu besonderer Freigebigkeit ihnen gegenüber veranlaßte. Aus diesem Grunde entwickelt sowohl die englische wie die holländische Mission in letzter Zeit eine verstärkte Tätigkeit, während die deutschen Missionen, von denen wenigstens ein Teil bemüht ist, sich dem unerquicklichen Treiben fern zu halten, mehr und mehr aus ihrem Tätigkeitsbereich verdrängt wird, was zunächst die Berliner Mission in der Ostprovinz besonders stark zu fühlen bekommt. Ich will hier nicht die Frage des Missionswesens in ihrer Allgemeinheit erörtern. Die Sache kann jedenfalls in den besonderen Verhältnissen Südafrikas nicht mit den Argumenten abgetan werden, mit denen ein Weißer in einer Tropenkolonie etwa begründet, warum er keinen Missionszögling als Diener haben wolle. Man darf nicht vergessen, daß bei Verhältnissen, wie sie in der Kapkolonie herrschen, es nicht mehr in Frage kommt, ob man den Farbigen in seinem Naturzustand belassen oder mit der weißen Zivilisation durch das Mittel der Missionare bekannt machen will, sondern darum, durch Sendlinge welcher Art europäische Ganz- oder Halbbildung auf ihn wirken wird. Wenn der weiße Missionar nicht an den Farbigen herankommt, so wird es um so sicherer dem Schwarzen der äthiopischen Mission gelingen. Soll aber irgendeine Hoffnung dafür bestehen, daß der weiße Missionar einen günstigen Einfluß auf die Farbigen ausübt, so muß er doch zum mindesten

mit einem gewissen Maß von Autorität ihm gegenüber ausgestattet sein. Daß diese aber natürlich vollkommen zum Teufel geht, wenn die Missionare sich gegenseitig die Seelen abfangen und jeder, der aus der einen Gemeinschaft hinausgeworfen wird, sofort freundliche Aufnahme bei einer anderen findet, kann man sich leicht vorstellen.

Das zweckmäßigste Verhältnis zwischen Missionar und Eingeborenen und die Möglichkeit einer erziehlchen Einwirkung wird sich dann herausbilden, wenn ersterer beim 'ora et labora' auf letzteres den Nachdruck zu legen die Möglichkeit hat. Das ist aber nur denkbar, wenn ein wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis, also etwa das von Grundherren und Pächter zwischen der Mission und den Eingeborenen besteht. Derartige Zustände herrschen meist bei den Missionen der Brüdergemeinde (Herrenhuter), die die erste in Südafrika tätige Missionsgesellschaft war. Aber auch hier wird eine entsprechende straffe Zucht dadurch erschwert, daß die Missionsgesellschaft sich vielfach nicht im freien Eigentum ihrer Ländereien befindet, sondern diese ihr seinerzeit von der Regierung unter bestimmten Bedingungen verliehen worden sind; nun beanspruchen die Farbigen für sich auch Besitzrechte, und es ist für die Mission sehr schwer, die Entfernung eines widerspenstigen Pächters zu erzwingen. Einige Plätze der Herrenhuter sowohl, wie auch der Berliner und der Rheinischen Mission sind indes deren freies Eigentum. In anderen Missionsgemeinden hingegen ist das Verhältnis einfach so, daß der Missionar gewissermaßen der von den Farbigen angestellte und bezahlte Geistliche ist; auch in solchen Verhältnissen mag es früher einmal Persönlichkeiten gegeben haben, die sich in Respekt zu setzen und den Abstand zu wahren verstanden haben.

So erzählt man vom alten Superintendent Effelen von der Rheinischen Mission in Worcester, er sei des Abends an den Hütten seiner Gemeindeglieder vorbeigegangen und wo er Streit oder gar Trunkenheit beobachtete, da sei er mit dem Sjambock dazwischen gefahren, und habe Hiebe rechts und links ausgeteilt. Aber seine Nachfolger sitzen mit den farbigen Kirchenältesten am gleichen Tisch, um über das Wohl der Gemeinde zu beraten.

Auf diesem guten Nährboden ist die äthiopische Bewegung erwachsen, die nach außen hin den Grundsatz vertritt, daß den Schwarzen das Evangelium nur durch Schwarze gepredigt werden soll, während die dahinter stehende nationale Doktrin: Afrika für die Schwarzen! lautet; ihrer Geschichte, die in einer Schrift eines protestantischen, französischen Missionars Namens Leenhardt¹⁾ eine gute und knappe Darstellung findet, weist hauptsächlich auf zwei Entstehungsursachen hin: Die eine Quelle sind die europäischen Missionen selbst; einerseits predigen diese den Farbigen das Recht auf völlige soziale Gleichstellung mit den Weißen und stellen es als ihr Endziel hin, daß die Farbigen sich schließlich auch geistlich selbst versorgen würden. Man kann es diesen kaum verübeln, wenn sie fragen: Warum nicht gleich? Die Mehrzahl des „Reverends“ der äthiopischen Kirche sind denn auch sogenannte „Evangelisten“ der weißen Missionen gewesen; einige besonders charakteristische Fälle, wie der des Dwane und Mzimba verliefen dabei folgendermaßen: beide waren „Evangelisten“, der erstere einer wesleyanischen, der letztere einer presbyterianischen

¹⁾ Le Mouvement Éthiopien au Sud de l'Afrique de 1896 à 1899, Cahors, 1902.

Missionsgemeinde, beide in den Augen ihrer Missionare besondere Leuchten. Als Renommierobjekte für die Leistungen der Missionen wurden sie nach Schottland geschickt und dort wurde ihnen natürlich der Kopf vollkommen verdreht. Reich beschenkt mit Geldern für ihre Gemeinden kehrten sie dann nach Südafrika zurück, stahlen das Geld, machten sich nun selbständig und zogen die Mehrzahl der Gemeinden, der sie als „Evangelisten“ gedient hatten, zu sich herüber. Der genannte Dwane suchte dann Anschluß an die „Episkopale Methodistenkirche“ in den Vereinigten Staaten, die ganz aus Negern besteht und einen ihrer Bischöfe, Turner, nach Südafrika schickte; nun ward die „African Methodist Episcopal Church“ gegründet. Turner machte Dwane zum „apostolischen Vikar“ für Südafrika. Da er aber hierzu die Erlaubnis seiner Synode nicht eingeholt hatte, kam es zu Zwistigkeiten; da auch die von Amerika versprochenen Gelder ausblieben, trat Dwane schließlich aus der Methodistenkirche aus, die englische Hochkirche fing ihn für sich ein und gründete im Rahmen ihrer Organisation einen „Äthiopischen Orden“, zu dessen ersten „Provinzial“ sie den sauberen Burschen Dwane ernannte! So macht die englische Staatskirche vor der äthiopischen Bewegung ihre Verbeugung und erkennt sie als berechtigt an.

Das hat der amerikanischen Kirche aber gar nichts geschadet; es gibt nur einen Konkurrenten mehr auf dem Felde des Seelenfanges. Die politische Leitung der äthiopischen Bewegung findet zweifellos von den Vereinigten Staaten aus statt; der Leitsatz: Afrika der schwarzen Rasse! den der Bischof Turner bei einem Vortrage in Kapstadt wenig verblümt entwickelte, ist eine Karikatur der Monroedoktrin in Anwendung

auf afrikanische Verhältnisse. Die Spekulation der amerikanischen Nigger geht dabei darauf hinaus, daß sie, als der fortgeschrittenste Teil der Negerrasse nach Vertreibung der Weißen in Afrika die Herrenrolle zu spielen berufen seien. Aber soweit sind wir ja zum Glück noch nicht; auch glaube ich nicht, daß der Schwarze lediglich für ein Schlagwort mehr weniger ideellen Inhalts in Bewegung zu setzen sein wird. Er hat schließlich doch auch ein gewisses Gefühl für die wirklichen Machtverhältnisse. Mit dem Programm allein werden die Äthiopier keine Riesenerfolge erringen. Ihre Hauptgefahr liegt darin, daß sie das halbgebildete farbige Proletariat, an dessen Vermehrung Missionen und Regierung mit unermüdlichem Eifer arbeiten, organisieren und dadurch insbesondere ein Nachrichtenbureau für Eingeborene schaffen, das jeder Kontrolle durch die Weißen völlig entzogen ist. Weniger wahrscheinlich ist, daß ein einzelner, hierzu besonders begabter Farbiger sich auf den Schemel der äthiopischen Kirchen zur einflußreichen Führerschaft aufschwingen könnte; denn die bisherige Geschichte der Bewegung hat schon gezeigt, daß — wie leicht verständlich — der Schwarze sich seinesgleichen nicht gerne unterordnet, so daß zwischen den verschiedenen schwarzen Päpsten beständig Eifersucht und Rivalität besteht, wobei übrigens bezeichnender Weise die alten Stammesgegensätze zwischen den Eingeborenen eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Das ist auch der Umstand der den weißen Missionen zunächst noch einigen Einfluß sichert. Alles in allem kann man sagen, daß die äthiopische Bewegung weit mehr Symptom, als an sich eine treibende Kraft ist; mit oder ohne die Nachhilfe der amerikanischen Nigger mußte etwas derartiges einfach als Wirkung einer verfehlten Ein-

geborenenpolitik, der Missionen, dem Vorhandensein eines weißen Proletariats usw. entstehen.

Neben der Kapkolonie bilden das zweite Zentrum für die Korruption der Eingeborenen die Minen von Johannesburg. 95000 Schwarze finden sich dort aus allen Teilen von Südafrika bis nach Britisch-Zentralafrika hinauf zusammen. Viele haben einen Kontrakt für ein halbes Jahr, die meisten für ein Jahr, nur ganz wenige erneuern nach Ablauf des Jahres ihren Arbeitsvertrag. Dann gehen sie in ihre Heimat zurück; die, die aus wenig erschlossenen Gegenden, wie Mozambique oder Britisch-Zentralafrika, kommen, haben meist genug zurückgelegt, um sich ein oder zwei Weiber zu kaufen, und diese nun als ihre Sklavinnen für Lebenszeit für sich arbeiten zu lassen. Davon, daß sie sich in der Zeit, wo sie so gutes Einkommen hatten, Bedürfnisse angewöhnt hätten, die sie nun anspornen könnten, weiter zu arbeiten, ist kaum die Rede. Das einzige, was hier in Betracht kommen könnte, wäre der Alkohol. Diesen können sie sich in Johannesburg freilich nicht so leicht verschaffen. Dafür hat die portugiesische Regierung jetzt einen Weg gefunden, um etwas aus dem Goldstrom der Johannesburger Minen auch in ihre Taschen zu leiten. Sie hat nämlich den Verkauf des portugiesischen Landweins in ihrer Kolonie freigegeben und so geht er in ganzen Schiffsladungen dahin, um an die Eingeborenen für teures Geld losgeschlagen zu werden. Es ist ein Raubbau, der sich in Zukunft schwer rächen muß; aber die Portugiesen sind jedenfalls gegenwärtig sehr vergnügt, haben sie doch auf einmal in ihrem südafrikanischen Besitz eine Goldquelle entdeckt, die sowohl die Staatskassen wie auch die Finanzen ihrer Untertanen reichlich befruchtet. Viel-

leicht hat gegenwärtig diese Eingeborenen-Politik der Portugiesen die Wirkung, daß sie den einen oder anderen Eingeborenen, der sein Geld in Alkohol statt in Weibern angelegt hat, zur Rückkehr nach Johannesburg veranlaßt. Der zur Arbeit erziehlche Einfluß der Johannesburger Weißen auf die Eingeborenen ist jedenfalls sehr bescheiden. Viel bedeutungsvoller sind die Einwirkungen übler Art; wenn irgendwo, so findet sich in Johannesburg ein weißes Proletariat, dessen Gebahren das Ansehen der weißen Rasse bei den Schwarzen zu heben nicht geeignet ist; ferner kommt der schwarze Hinterwäldler hier in Berührung mit dem vorgeschritteneren Eingeborenen aus Transvaal oder der Kapkolonie und gibt für letzteren einen gelehrigen Schüler ab, mag ihm nun die Mißachtung des Weißen oder die Solidarität der schwarzen Rasse gepredigt werden.

Zu all dem kamen nun noch die Wirkungen des Krieges. Sie machten sich nach drei Richtungen hin geltend: erstens war der Kampf der Weißen unter sich natürlich sowieso schon für die Schwarzen ein besonderes Schauspiel, das sie die Solidarität der weißen Rasse in eigenartigen Lichte sehen ließ; zum Schluß waren dann gerade diejenigen die Besiegten, die sie aus praktischer Erfahrung achten und fürchten gelernt hatten: die Buren. Zweitens taten die Engländer alles, um sich die Farbigen zu Freunden zu gewinnen. Während die Buren vom ersten Augenblick an trotz aller verlockenden Angebote jede Beihilfe der Farbigen zurückgewiesen hatten, bewaffneten die Engländer die Schwarzen gegen die Buren. Schon zu Anfang des Krieges fand ein Überfall eines Burenkommandos durch Eingeborene im westlichen Teil von Transvaal statt. Später hat England vorübergehend

farbige indische Truppen gegen die Buren verwendet, was durch ein Denkmal in der Nähe von Johannesburg dem ewigen Gedächtnis erhalten bleibt.

Nach dem Kriege wurden den Eingeborenen in Transvaal und im Freistaat die Gewehre wieder abgenommen, während man im Basutoland das gleiche bis zum heutigen Tage nicht gewagt hat; denn jeder Versuch dazu würde das Ausbrechen des Aufstands bedeuten. Das alles mußte ein tiefes Sinken der Achtung vor den Weißen bei den Eingeborenen zur Folge haben, sie fühlen sich als eine den streitenden Weißen gleichberechtigte Partei. Ein dritter Umstand war das Einströmen einer zahlreichen Soldatenbevölkerung, die — an sich schon nicht sehr gebildet — an den Verkehr mit Eingeborenen in keiner Weise gewöhnt war. Den richtigen Ton hierbei zu treffen, ist nicht leicht und vielfach erst das Ergebnis längerer Erfahrung. Jemand, der gewöhnt ist, mit Untergebenen zu verkehren, wird sich aber natürlich leichter hineinfinden, als eine Klasse von Leuten, die auf der untersten Stufe der sozialen Leiter steht. Diese Soldaten traten nun mit den Eingeborenen in vielfache Berührung; sie waren ihnen ja teils als Waffengefährten, teils als Treiber bei den Trains, Diener usw. beigegeben. Da war ihnen der Schwarze zunächst ein Objekt ihrer Neugierde und der komische Kerl, mit dem sie ihren Spaß hatten. Sie freundeten sich mit ihm an, Tommies Arm in Arm mit Schwarzen zu sehen, war keine Seltenheit. Wurde der Schwarze dann aber frech, was gar nicht ausbleiben konnte, dann sollte Brutalität das Unterordnungsverhältnis wiederherstellen. Das Endergebnis aller dieser Faktoren war eine völlige Zerrüttung und Untergrabung des Ansehens der weißen Rasse in Südafrika.

Um die Farbigen in der Kapkolonie ruhig zu erhalten, machten ihnen die Engländer die unglaublichsten Versprechungen. Die Meinung war unter ihnen verbreitet, daß nach dem Kriege die Buren ihres Besitzes beraubt und dieser an die Eingeborenen verteilt werden würde. Die Buren würden dann bei ihnen Knechte sein, so wie sie jetzt deren Diener wären. Endlich fanden die Farbigen während des Krieges überall reichlichen Verdienst. Als Hafenarbeiter bekamen sie Löhne bis zu 4 und 5 Mk. täglich, am Kriegsschauplatz verdienten sie als Treiber und in anderen Verwendungen mindestens ebensoviel; nach dem Kriege waren sie es, die Vieh und Gespanne hatten, während der Bur häufig zu Fuß gehen mußte. Aber bei der mangelnden Vorsorge für den folgenden Tag, der für den Schwarzen charakteristisch ist, war das Geld bald vertan und den hochgespannten Erwartungen folgte die bittere Enttäuschung. Was Wunder, daß diese sich gegen die Engländer wandte, die ihnen so große Versprechungen gemacht hatten.

Unter dem Eindruck, der dadurch erheblich veränderten Sachlage tauchte nun auf englischer Seite der Plan auf, den Eingeborenen in der Kapkolonie das Wahlrecht zu entziehen. War es ein Fehler gewesen, es ihnen jemals zu verleihen, so hat doch die Entziehung bereits gewährter Rechte ihre großen Schwierigkeiten, die ja überall der Rückwärtsrevidierung eines Wahlrechts, mag dieses an sich auch noch so unverständlich sein, entgegenstehen. In der Art, wie dieser Gedanke in die Öffentlichkeit gebracht wurde, lag weiterhin eine große Ungeschicklichkeit. Zunächst wurde in den Blättern der progressiven Partei in den Vordergrund geschoben, daß das Wahlrecht der Farbigen in der Kapkolonie ein Hindernis für die bevorstehende

und erstrebte Einigung der südafrikanischen Kolonien bilde. Die Buren hatten sich in dem Friedensstraktat von Vereeniging ausbedungen, daß die Frage einer Wahlrechtsverleihung an die Eingeborenen erst entschieden werden dürfe, wenn die neuen Kolonien Selbstverwaltung erhalten hätten, also eine Mitwirkung der Bevölkerung durch ihre gewählten Vertreter an einer derartigen Gesetzgebung ermöglicht sei. Denn die Buren befürchteten, daß die englische Regierung versuchen könnte, sich die Mehrheit der Stimmen durch Verleihung des Wahlrechts an die Eingeborenen zu verschaffen und sie erkannten die darin für die Zukunft der weißen Rasse in Südafrika liegende Gefahr. Vor dem Kriege hatten nur im Freistaat einige wenige Farbige das Wahlrecht, das ihnen als besondere Auszeichnung durch die Regierung verliehen werden konnte, was praktisch ziemlich bedeutungslos war; in Transvaal war das Wahlrecht der Farbigen durch die Verfassung ausdrücklich ausgeschlossen. Nun ist die gesamte weiße Bevölkerung der neuen Kolonien einem Wahlrecht der Farbigen gleich abgeneigt und die englischen Blätter daselbst erklärten, es wäre ganz unmöglich zu einer Föderation der Kolonien zu gelangen, wenn ein gemeinsames Parlament aus Wahlen unter so ungleichen Voraussetzungen hervorginge. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, wurde auf der Bloemfonteiner interkolonialen Konferenz 1903 ein besonderer Ausschuß zur Untersuchung der Eingeborenenfrage in allen britischen Kolonien Südafrikas eingesetzt, der insbesondere auch der Frage des Wahlrechts der Eingeborenen seine Aufmerksamkeit widmen sollte. Der Bericht dieses Ausschusses ist kürzlich veröffentlicht worden; das Auskunftsmittel, das er gefunden hat, ist, den Farbigen in einer besonderen Wählerkurie

eine bestimmte Anzahl von Mandaten einzuräumen. Die Schattenseiten dieses Vorschlags liegen auf der Hand: man treibt dadurch die Farbigen erst recht zu einer Partei zusammen, die dann das naturgemäße Bestreben haben muß, ihre Rechte zu erweitern. Von den Weißen aber wird dadurch ein Recht der Farbigen zur Teilnahme an Gesetzgebung und Regierung förmlich anerkannt. Endlich in der Praxis vielleicht das Moment, das den schärfsten Widerstand der Weißen herausfordern wird: die Schaffung dieser Eingeborenenkurie muß notwendig zur Wahl von farbigen Abgeordneten führen, und der Gedanke, das schon in nächster Zukunft erleben zu müssen, wird für die Abgeordneten des Kapparlaments jedenfalls viel schrecklicher sein, als das gegenwärtig noch nicht bedrohliche Gespenst einer Mehrheit farbiger Wähler. Diese „mittlere Linie“, die in hohem Maße den Charakter eines Verlegenheitsauskunftsmittels trägt, kann weder in der Kapkolonie noch in den ehemaligen Republiken auf freundliche Aufnahme rechnen.

Die Progressiven in der Kapkolonie stehen aber vor allem unter dem Eindruck, daß sie bei den nächsten Wahlen eine beträchtliche Zahl von Farbigenstimmen verlieren werden; aus dieser Befürchtung erklärten sich die öffentlichen Erörterungen über die Wahlrechtsentziehung, die z. T. auf Indiskretionen Beteiligter zurückzuführen waren. Aber die Sache war nun schon einmal jedermann „Geheimnis“. Von solchen Plänen zu sprechen, ohne sie auch sofort auszuführen, war jedenfalls vom Parteistandpunkte ein schwerer Fehler. Vielleicht erklärt er sich daraus, daß die Progressiven gehofft hatten, einen Teil der Buren für ihre Pläne zu gewinnen; diese waren ja grundsätzlich immer Gegner einer Eingeborenenpolitik

gewesen, die die Rechte der Farbigen so weit ausdehnte. Gelang dies, dann konnte eine gesetzgeberische Aktion auf diesem Gebiet einige Aussicht auf Erfolg haben. Aber selbst diejenigen Mitglieder des Bonds, die an sich vielleicht einem derartigen Schritt geneigt gewesen wären, waren von Mißtrauen gegen die progressive Partei erfüllt und fürchteten, daß diese nur darauf ausginge, sie in dieser Sache zu kompromittieren. Ein anderer Teil der Bondführer erklärt ziemlich offen: „Warum sollten wir jetzt gegen das Stimmrecht der Farbigen sein, wo wir die besten Aussichten haben, bei den nächsten Wahlen einen großen Teil ihrer Stimmen für unsere Partei zu gewinnen, wir mögen im übrigen prinzipiell zu der Sache stehen, wie wir wollen.“ So hat die progressive Partei durch ihr Verhalten dem Bond gerade ein zugkräftiges Schlagwort ausgeliefert, durch das dieser die Farbigen bei den nächsten Wahlen durch den Hinweis, daß die gegnerische Partei sich mit dem Gedanken der Entrechtung der Farbigen trage, noch mehr auf seine Seite herüberziehen kann. Auf alle Fälle bleibt aber der Wettlauf um die Stimmen der Farbigen eine unerfreuliche und gefährliche Erscheinung.

Wie verhängnisvoll das Hineintragen der politischen Parteigegensätze in die Eingeborenenfrage wirkt, zeigt auch folgendes Beispiel: In King Williamstown erscheint unter dem Titel: 'Imvo zabantsundu bomzandsi Afrika (South African Native Opinion)' eine Eingeborenen-Zeitung, die von einem gewissen Tembo Jabavu seit dem Jahre 1884 herausgegeben wird. Der größere Teil der darin erscheinenden Artikel ist in Kaffernsprache verfaßt, ein Teil englisch. Der Herausgeber gehört zwar dem Stamme der Fingos an (was so viel bedeutet wie „Hunde“),

die im Rassenkriege gegen die anderen Rassenstämme auf englischer Seite gestanden hatten. Trotzdem dies seiner Autorität einigermaßen schadet, wird das Blatt doch in einer Auflage von etwa 3000 gedruckt. Der Mann hat also einen sehr erheblichen Einfluß. Er macht persönlich einen recht intelligenten Eindruck und spricht fließend englisch; ich führte mit ihm ein längeres Gespräch über seine politischen Ansichten. Er legte mir dabei dar, daß er ein ausgesprochener Gegner der äthiopischen Bewegung sei, wofür er folgende sehr verständige Begründung gab: „Was wir erreichen könnten, wäre höchstens, daß wir ein paar hundert oder vielleicht auch tausend Weiße niedermeßeln, aber die Weißen sind doch stärker als wir, sie würden uns schließlich doch besiegen, uns alle Rechte nehmen und in völlige Sklaverei bringen. Mein Ideal ist das Zusammenwirken der südafrikanischen Weißen mit den Eingeborenen zum Wohle des Landes.“ Und auch er brauchte das Schlagwort: Wir können hier einträchtig das Land selbst regieren, und bedürfen nicht der Bevormundung von Downing Street. Wie man sieht, findet sich hier die gleiche Note, wie im Programm der Afrikanerpartei, und so sind denn auch die Anhänger Tembos stets getreue Anhänger der südafrikanischen Partei gewesen und haben bei Wahlen für deren Kandidaten gestimmt. Grund genug für die Progressiven, ihn mit großem Mißvergnügen zu betrachten: Während des Krieges gab Tembo in seiner Zeitung die sehr verständige Losung aus, die Eingeborenen sollten sich dem Kampf der Weißen fernhalten; das erregte den Verdacht der Engländer, die unter Kriegsrecht seine Zeitung einstellten, wodurch er sehr erheblichen materiellen Schaden erlitt; und auch in dem oben erwähnten Berichte der aus Engländern be-

stehenden Kommission zur Untersuchung der Eingeborenenfrage erhält er eine sehr schlechte Note. So wird aus Parteirücksichten von der Regierung einer Bewegung entgegengearbeitet, die im Gesamtinteresse der weißen Bevölkerung sicherlich die stärkste Unterstützung verdiente. Aber man sieht auch, welche Schwierigkeiten einer Entziehung des Wahlrechts der Farbigen entgegenstehen, die wahrscheinlicherweise Leute wie Tembo schließlich doch in das äthiopische Lager treiben würde. Die Missionare sind natürlich im allgemeinen gegen jede Änderung des bisherigen Zustandes; er würde ihnen ja eine der Grundlagen ihrer Existenz entziehen. Recht komisch nimmt es sich aber aus, wenn von dieser Seite über den zunehmenden Alkoholismus der Farbigen geklagt und ein Gesetz gefordert wird, das verbieten soll, ihnen Alkohol zu verkaufen oder, wie es bei den Farmern — insbesondere in den Weindistrikten — vielfach der Fall ist, ihnen Wein als einen Teil ihrer Naturalverpflegung zu gewähren. Da zeigt sich der ganze Widersinn einer Gesetzgebung, die auf der einen Seite den Farbigen als freien Mann behandelt, der das Recht hat, die Gesetzgeber des Landes zu küren, während er andererseits zu seinem Heile der Bevormundung durch diese noch recht dringend bedürftig ist. Schließlich wird es sicherlich zu einer Entziehung des Wahlrechts der Eingeborenen einmal kommen müssen; aber ohne schwere Erschütterungen wird es dabei nicht abgehen.

Anderer Art, als in der Kapkolonie, äußern sich die durch den Krieg geschaffenen neuen Verhältnisse in den ehemaligen Republiken. Die Steigerung des Selbstbewußtseins der Eingeborenen und die größere Frechheit, mit der sie dem Weißen entgentreten, zeigt sich zwar

hier ebenso wie in der Kapkolonie. Daß den Basutos der Besitz ihrer Hinterlader notgedrungen gestattet werden mußte, bildet mindestens für die wenigen Weißen, die unter ihnen leben, und für die der angrenzenden Distrikte des Freistaats eine ständige Gefahr. Die alte Transvaalregierung hatte eine sehr verständige Eingeborenenpolitik befolgt und vor allem ihr Augenmerk darauf gerichtet, daß die Farmer mit Arbeitskräften versehen waren. Durch ein im Jahre 1895 beschlossenes Gesetz, die sogen. „Plakkerwet“ wurde die Hüttensteuer auf 10 Mk. festgesetzt; Eingeborene, die mehr als ein Weib hatten, mußten für jedes weitere Weib 10 Mk. bezahlen; außerdem jeder arbeitsfähige männliche Eingeborene 40 Mk. jährlich „Wegbelastung“, von der jedoch derjenige, der bei einem Weißen in Dienst stand, befreit war. Um einen Mißbrauch hiebei vorzubeugen, wurde gleichzeitig bestimmt, daß jeder Bur auf einer Farm nicht mehr als fünf Eingeborenenfamilien halten durfte. Die neue Regierung setzte nun die Steuer für alle Eingeborenen auf 40 Mk. jährlich fest, die nur „Reverends“, „Evangelisten“, farbigen Lehrern und Erwerbsunfähigen erlassen wurde, nicht aber dem gewöhnlichen Arbeiter. Für jede Frau über eine hinaus müssen weitere 40 Mk. auf den Kopf bezahlt werden. Soweit nun dieses Gesetz überhaupt durchgeführt wird, gibt es den Farbigen nur einen Anreiz, in die Städte zu gehen, wo der höhere Geldlohn es ihnen leichter macht, den Steuerbetrag zu verdienen, von den Farmern treibt sie das neue Gesetz geradezu weg und verteuert den Buren die Arbeitskräfte. Das Schlimmste ist aber, daß es in den Eingeborenenendistrikten überhaupt ganz ungenügend gehandhabt wird, denn erst kürzlich wurde — offenbar weil die Kapitalisten wegen des ge-

ringen Erfolgs der Chinesenarbeit den Eingeborenen wieder mehr Aufmerksamkeit schenken — in den süd-afrikanischen Zeitungen festgestellt, daß 160 000 Eingeborene sich ohne Erlaubnis der Behörden und ohne irgendwelche Steuer zu bezahlen, auf den Regierungsländereien herumtreiben. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und bei dem gesteigerten Interesse, das die Kapitalisten an der Sache nehmen, wird die Regierung wohl gezwungen sein, gegen diese Eingeborenen etwas zu tun und mit der Eintreibung der Steuern vorzugehen. Eine Schwierigkeit, die sich indes jeder energischen Eingeborenenpolitik der Regierung entgegenseht, ist der Umstand, daß sie aus politischen Gründen Bedenken hat, den Buren den Besitz von Gewehren zu gestatten. Nach dem Kriege wurden allerdings Buren, die in bestimmten Bezirken Nord-Transvaals wohnen, nicht entwaffnet und später stellte sich das Bedürfnis heraus, die Bewohner des ganzen Zoutpansberg-Distriktes mit Gewehren zu versehen, da die Buren einfach erklärten, auswandern zu müssen, wenn dies nicht geschehe. Eine bedenkliche Gärung hatte sich unter den Schwarzen dieses Distriktes gezeigt, eine ganze Eingeborenengemeinde einer Mission war von dieser abgefallen und zu den Äthiopiern übergegangen, an verschiedenen Orten kamen die Schwarzen zu nächtlichen Versammlungen zusammen, in denen aufreizende Reden gehalten wurden. So war die Regierung gezwungen das Verlangen dieser Buren zu erfüllen und 1000 Gewehre an sie verteilen zu lassen. Solange die Buren aber nicht überall wieder im Besitze ihrer Waffen sind, kann jede schärfere Maßregel der Regierung mindestens zu lokalen Aufständen führen, und bevor eine größere Macht von Polizei oder imperialen Truppen an

Ort und Stelle ist, bereits ein recht erhebliches Blutbad angerichtet sein. Dies träfe kaum irgendwo die Buren allein; denn durch das ganze Land sind auch englische Händler verstreut, die und deren Läden an einsamen Plätzen wohl zuerst einem Aufstand zum Opfer fallen würden.

Liegt nun aber ein allgemeiner Aufstand der Schwarzen, von dem auch in der europäischen Presse gelegentlich die Rede ist, im Reiche der Wahrscheinlichkeit? Wenn man hierbei häufig das Beispiel des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika heranzieht, so übersieht man leicht, daß die Verhältnisse in beiden Teilen Südafrikas nicht ohne weiteres verglichen werden können. Zum mindesten der Hereroaufstand gehört zu jener Art von Aufständen, wie sie das übrige Südafrika bereits zahlreich erlebt hat und die sich meist nicht unmittelbar nach der Besitznahme eines neuen Landesteils ereignet haben, sondern erst einige Jahre später, wo die weiße Herrschaft schon einigermaßen eingelebt schien. Höchstens die Rebellion der Witboys läßt sich mit dem vergleichen, was dem britischen Südafrika bevorstehen könnte; denn es scheint wohl festzustehen, daß der Abfall der Witboys unter dem Einfluß äthiopischer Ideen stattgefunden hat. Besonders bezeichnend ist es hier auch, daß die alte Stammesfehde zwischen den Witboys und Hereros erstere nicht hinderte, nun mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.

Und damit komme ich auf einen Punkt, der sich überall, wo die weiße Herrschaft sich über den Eingeborenen dauernd gefestigt hat, früher oder später in äußerst bedenklicher Weise gegen diese richten kann. In Aufständen ersterer Art, wie den Kaffernkriegen, dem Zulu-kriege usw., war es den Weißen immer möglich, einen Eingeborenenstamm gegen den anderen auszuspielen.

In dem Maße aber, als die weiße Herrschaft sich betätigt, wird es den eingeborenen Stämmen nicht mehr möglich, ihre Streitigkeiten in blutigen Kämpfen unter sich auszutragen, unsere Zivilisation erleichtert ihnen, miteinander in Berührung zu treten, und sich zu verständigen. Diesem Ausgleich der Gegensätze und der Verständigung untereinander dient auch im hohen Grade die äthiopische Kirche. Auf schwarze Hilfsvölker können wir in künftigen Kämpfen kaum rechnen, vielleicht auf eine bescheidene Anzahl von Schwarzen, die einsichtig genug sind, zu erkennen, daß schließlich die Weißen doch im Besitze der stärkeren Machtmittel sind. Ob in einem solchen Fall die Missionen ein starker Rückhalt für die weiße Herrschaft sein werden, ist mir mehr als zweifelhaft. In gewöhnlichen Zeitläuften mag der Missionar einen gewissen Einfluß auf seine Gemeinde haben; wie es aber wird, sobald einmal die Aufrührerbewegung allgemein ist, davon hat uns Deutsch-Südwestafrika eine gute Vorstellung gegeben. Ganz ähnliche Fälle von völliger Zügellosigkeit wurden mir auch in Südafrika aus der Kriegszeit vielfach berichtet. In einer der größten Eingeborenen-Stationen, die es in Transvaal gibt, in Saron bei Rustenburg wohnen etwa 8000 Eingeborene beisammen. Es ist ein besonders intelligenter Schlag; denn ich habe nirgends bei Schwarzen etwas Gleiches von saubereren Hütten gesehen, wie in dieser Eingeborenenstadt, die ein recht anziehendes Bild darbietet. Vor jeder Hütte befindet sich ein großer von einer niedrigen Mauer eingefasster Hof; der Boden besteht aus gestampftem Lehm, der von den Weibern ebenso wie die Randmauern mit sehr zierlichen Ornamenten versehen wird, die mit den Fingernägeln eingeritzt werden. Diese Höfe sehen

immer blitsfauber aus. Der größte Teil der Einwohner von Saron gehört zu einer Gemeinde der Hermannsburger Mission. Während des Krieges brachte der Häuptling des Stammes, der ebenfalls zu dieser Gemeinde gehört, durch eine nichtsnutzige Lüge den Missionar ins Gefängnis und als von der benachbarten Farm „Morgensonne“, auf der sich früher ein Schülerpensionat der Hermannsburger Mission befand, der aufsichtführende Missionar von den Engländern weggeführt wurde, da stürzten sich die Bewohner von Saron über die Gebäude und zerstörten alles in wahrhaft viehischer Weise. Spricht man mit Missionaren über derartige Vorkommnisse, so sagen sie gewöhnlich, es sei ganz unbegreiflicher Weise ein böser Geist über die Schwarzen gekommen.

Wer sich freilich der Erfahrungen, wie man sie in den Vereinigten Staaten, Haiti, Liberia usw. gemacht hat, erinnert, dem wird die Erklärung näher liegen, daß der Schwarze in dem Augenblick, wo er von dem Zügel loskommt, der ihn leitet, auch wieder in seine ursprüngliche Barbarei und Wildheit verfällt. Überdies tun die Engländer wiederum aus politischen Rücksichten ihr möglichstes, um die Autorität der von früherher in den neuen Kolonien bestehenden Missionen, vor allem der deutschen (Berliner und Hermannsburger), die da stark verbreitet sind, zu untergraben. Denn der Einfluß dieser Missionsgesellschaften auf die Eingeborenen ist der englischen Regierung verdächtig, da zum mindesten die Hermannsburger aus ihren Sympathien mit den Buren kaum je ein Hehl gemacht haben; so fördert sie denn nach Kräften die englischen Missionen, die nach dem Kriege ins Land gekommen sind. Auch ohne ausgesprochenen politischen Zweck wäre es ja sehr begreiflich, daß einem englischen Missionar von englischen Behörden mehr Wohlwollen entgegengebracht wird,

als einem deutschen; der Erfolg ist aber natürlich auch hier Minderung des Einflusses und Untergrabung der Autorität der von früherher im Lande wirkenden und mit der Eigenart der Eingeborenen besser vertrauten Missionare, ohne daß die englischen Missionare darum große Aussicht hätten, an deren Stelle zu treten. Auch hier sind die Äthiopier die lachenden Dritten. Aus all diesen Gründen bietet die Tätigkeit der Missionen kaum einen Schutz gegen einen Eingeborenenaufruhr.

Sehen wir uns aber einmal an, welche Aussichten das zahlenmäßige Verhältnis zwischen weiß und schwarz einem solchen Aufstand überhaupt bietet. Man weist mitunter darauf hin, wie sehr sich die Weißen gegenüber der schwarzen Bevölkerung Südafrikas in der Minderheit befänden, man nennt gelegentlich ganz phantastische Zahlen über das Verhältnis der beiden Rassen. Es genügt, einen Blick auf folgende Tabelle zu werfen, die das Ergebnis der Volkszählung vom 1. April 1904 wiedergibt, um sich von den dabei unterlaufenden Übertreibungen zu überzeugen:

	Gesamtbevölkerung	Weiße	Farbige	Verhältnis der Weißen zu den Farbigen
Oraanje- kolonie	385 045	143 419	241 626	1 : 1,7
Kapkolonie	2,409 804	579 741	1,830 063	1 : 3,2
Transvaal	1,345 200	300 225	1,053 975	1 : 3,5
Natal	1,108 754	97 109	1,011 645	1 : 10
Rhodesia	605 764	12 623	593 141	1 : 47
Betschuana- land	120 776	1 004	119 772	1 : 120
Basutoland	348 848	895	347 963	1 : 386
Britisch- Südafrika	6,333 191	1,135 016	5,198 175	1 : 4,6

Hält man sich die letzte der hier gegebenen Verhältnisziffern vor Augen und bedenkt man, wieviel ungünstiger das Verhältnis in früheren Zeiten war, wo die Buren bei ihren Pionierzügen nach Natal und Transvaal einer Eingeborenenmehrheit gegenüberstanden, wie vielleicht heute die Weißen Rhodesias, so berichtigt sich ohne weiteres die Vorstellung, als ob die Weißen durch einen allgemeinen Eingeborenen-Aufstand gewissermaßen zum Lande hinausgefegt werden könnten. Freilich zeigt die Tabelle auch, daß es neben den Teilen des Landes, in denen die weiße Bevölkerung so stark ist, daß an eine schwarze Erhebung gar nicht zu denken ist, andere gibt, in denen die geringe Zahl von Weißen leicht niedergemetzelt werden könnte. Wäre die Tabelle mehr spezialisiert, so würde sich zeigen, daß es auch in der Kapkolonie und Transvaal trotz des im allgemeinen für die Weißen günstigen Verhältnisses derartige Bezirke gibt. So stellt sich in der Kapkolonie das Verhältnis in Pondoland wie 1:183, im Gebiet der anderen Eingeborenenreservate wie 1:27, in dem dann verbleibenden Rest der Kolonie aber = 1:1,7; in Transvaal im Zoutpansbergdistrikt 1:50, im Swaziland 1:94. In solchen Bezirken sind natürlich die Bedingungen für lokale Aufstände überall gegeben; daß ein Ausbruch an einer Stelle auch auf andere Bezirke übergreifen wird, wenn nicht eine rasche Unterdrückung erfolgt, dafür spricht alle Wahrscheinlichkeit; auch die Möglichkeit eines wohl vorbereiteten gleichzeitigen Losschlagens in allen diesen Bezirken sei zugegeben. Aber eine Bedrohung größerer Orte halte ich für ausgeschlossen, bin auch der Überzeugung, daß die weiße Bevölkerung Südafrikas aus eigener Kraft imstande wäre, jedes etwa ausbrechenden Aufstandes Herr zu werden,

wenn auch ein Unternehmen wie etwa die Eroberung von Basutoland, wo die Aufstandsgefahr wegen der guten Bewaffnung der Eingeborenen vielleicht am nächsten liegt, schon wegen des gebirgigen Charakters des Landes einen erheblichen Aufwand von Menschen und Mitteln und eine geordnete, planmäßige Kriegführung erfordern würde. Jedenfalls hätte man dabei nicht entfernt mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, wie unsere Kriegführung in Deutsch-Südwestafrika, denn es handelt sich hier um viel kleinere und der Kultur weit mehr erschlossene Gebiete. Man halte sich gegenwärtig, daß unsere südafrikanische Kolonie doppelt so groß ist, als Transvaal und der Freistaat zusammengenommen, und daß mehr als die Hälfte des Gebiets der Schauplatz militärischer Operationen war. Das Eisenbahnnetz im britischen Südafrika erweitert sich von Jahr zu Jahr; Schwierigkeiten der Verproviantierung und Wasserbeschaffung kämen höchstens in einem Gebiet wie Betschuanaland in Frage, im Zoutpansbergdistrikt würde wohl auch das Klima einen Feldzug nur im Winter gestatten. Die natürliche Vermehrung der Eingeborenen ist allerdings in manchen Teilen Südafrikas stark und kann das Zahlenverhältnis zwischen Weißen und Schwarzen in Zukunft zuungunsten der ersteren verschieben. Theal schätzt, daß sich in dem Gebiet zwischen Tugela und Amzimbuvu die Zahl der Eingeborenen zwischen 1839 und 1889 von 10 000 auf eine Million vermehrt habe, ohne allerdings für die Schätzung für das Jahr 1839 Quellen anzugeben; natürlich kann es sich auch hier nicht bloß um natürliche Vermehrung handeln. Besser vergleichbar sind die Angaben, die er für Basutoland macht, das im Jahre 1839 50 000, 1889 200 000 Bewohner gezählt haben soll. Anschaulich

sind auch folgende Ziffern, die ein Bild der raschen Vermehrung der Eingeborenen geben. Auf 100 Weiber über 15 Jahren kommen Kinder beiderlei Geschlechts unter 15 in:

England	110
Vereinigte Staaten von Nordamerika, weiße Bevölkerung	131
Bantuneger in der Kapkolonie in näherer Berührung mit Weißen	170
Neger in den Vereinigten Staaten	172
Bantuneger in Südafrika im Urzustand	195

Die Vermehrung der Basutos in den letzten 14 Jahren betrug 59%, die der Eingeborenen im Freistaat gar 86%, was indes z. T. auf Zuwanderung — allerdings auch wieder aus Basutoland — beruht, wodurch sich also die für Basutoland gegebene Ziffer entsprechend erhöht. Hingegen betrug in dem gleichen Zeitraum die Vermehrung in der Kapkolonie nur 34,6%, betrug sogar im Gebiet der Eingeborenenreservate nur 29% bzw. 22% (in Pondoland) und 10% (in Betschuanaland), gegenüber einer gleichzeitigen Vermehrung der weißen Bevölkerung um 51%, die freilich in der starken Einwanderung ihre Ursache hat, auf deren Anhalten in gleicher Höhe kaum zu rechnen ist. Die durchschnittliche Vermehrung der Farbigen in der Kapkolonie kommt etwa der der Buren gleich. Über die künftige Gestaltung des Verhältnisses von Weißen und Schwarzen im ganzen Gebiet des englischen Südafrika läßt sich etwas bestimmtes nicht voraussagen; denn wir kennen die künftige Höhe der weißen Einwanderung nicht, andererseits läßt sich auch nicht abschätzen wie stark der Rückgang in der Vermehrung der Schwarzen sein wird, der erfahrungsgemäß

bei näherer Berührung mit der weißen Zivilisation eintritt. Eine weitere Verschiebung zuungunsten der Weißen ist zwar wahrscheinlich; soweit dies aber auf die Sicherheit der weißen Bewohner zurückwirkt, wird es sicherlich mehr als wett gemacht durch die weitere Erschließung des Landes, die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes usw.

Wenn ich davon sprach, daß die weiße Bevölkerung Südafrikas aus eigener Kraft wohl imstande sei, mit jeder Aufstandsbewegung der Eingeborenen fertig zu werden, so ist das natürlich nur denkbar unter der Voraussetzung, daß sich die Buren in erster Reihe daran beteiligen; denn sie sind der militärisch tüchtigste, kriegerisch geübteste Teil der Bevölkerung. Mit den 20 000 Mann imperialer Truppen in ganz Südafrika und den 5000 Mann Constabulary in den ehemaligen Republiken könnte man einen Aufstand, der an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit ausbricht, nicht niederwerfen, zumal man auch durch die Versendung der Truppen in die verschiedenen Aufstandsgebiete viel zu viel kostbare Zeit nutzlos verstreichen lassen müßte. Gerade bei einem derartigen Aufstande käme es aber darauf an, mit raschen Schlägen vorzugehen. Eine Bewaffnung der Buren wäre darum eine zwingende Notwendigkeit, sie würde auch von der in Leben und Eigentum bedrohten englischen Bevölkerung nachdrücklichst gefordert werden; die Regierung könnte sich einer solchen Forderung gar nicht entziehen, müßte den Buren wohl auch in den niedrigeren militärischen Einheiten von ihnen gewählte Feldkornets als Führer zugestehen. Es ist darum ein törichtes Gerede, wenn gelegentlich behauptet wird, die englische Regierung steuere auf einen Eingeborenenaufstand los, um dadurch Engländer und Buren einander näher zu bringen. An der Bereit-

willigkeit der Buren bei der Niederwerfung eines Aufstands durchaus loyal mit der englischen Bevölkerung zusammenzuwirken, ist nicht zu zweifeln; das entspricht ihren ganzen Traditionen und schließlich geht es ja auch um ihre Haut. Sie würden auch nicht einen Augenblick erwägen, mit den Eingeborenen gegen die englische Herrschaft gemeinsame Sache zu machen, um diese aus dem Lande zu werfen; dazu sind sie doch der Rückwirkung, welche eine derartige Handlungsweise auf ihre eigene Stellung den Eingeborenen gegenüber haben müßte, zu gut bewußt. Andererseits wissen sie sich schon heute mit allen Engländern, die länger im Lande leben und dessen Verhältnisse kennen, in ihrer Stellungnahme zur Eingeborenenfrage sowohl wie den Versuchen diese von England aus regeln zu wollen, durchaus einig und im übrigen macht die „Rassenversöhnung“ zum Zwecke gemeinsamer Opposition gegen die englische Regierung sowieso schon raschere Fortschritte, als letzterer lieb sein kann. Andererseits ist aber klar, wie gefährlich auch nur ein Versuch, nach der Niederwerfung eines Aufstandes mit Hilfe der Buren, diese zu entwaffnen, für die englische Herrschaft sein müßte. Sehen wir ganz davon ab, ob diese es sich gefallen ließen; ein Schrei der Entrüstung über eine solche Tat des Undanks würde durch ganz Südafrika hallen, nur wenige Engländer würden sich von dieser Beurteilung ausschließen. Gelegentlich heißt es auch, daß den Randkapitalisten ein Eingeborenenaufstand nicht so ungelegen käme, um einerseits die jetzigen Eingeborenenreservate, in denen das Schürfen nach Mineralien untersagt ist, insbesondere Basutoland dafür frei zu bekommen, andererseits um dadurch eine Eingeborenenpolitik zu erzwingen, die den Minen dauernd den nötigen Bedarf an

Arbeitskräften sichert. Ersteres ist aus dem Grunde ziemlich unsinnig, weil die Kapitalisten auf Jahre hinaus mit dem Rande mehr als genug zu tun haben, und darum sogar die Aufschließung von Goldfeldern in anderen Bezirken z. B. im Zoutpansbergdistrikt möglichst zu verhindern suchen, um die Ablenkung des Kapitals dahin zu verhindern. Der zweite Grund hat etwas mehr innere Wahrscheinlichkeit. Wenn man aber wenigstens die nächste Zeit ins Auge faßt, so ist nicht anzunehmen, daß die Randmagnaten irgendein Ereignis wünschen könnten, das die ruhige Entwicklung am Rande, wenn auch nur vorübergehend, stört, und den Sharemarkt neuen Erschütterungen aussetzt.

Aber nicht nur die durch die zunehmende Zuchtlosigkeit der Schwarzen gesteigerte Aufstandsgefahr, auch die wirtschaftlichen Bedürfnisse der weißen Bevölkerung Südafrikas drängen zu einer energischeren Eingeborenenpolitik. Und hier besteht zwischen den Interessen der Farmer und denen der Minenindustrie kaum irgendein Gegensatz, wenn auch gegenwärtig die Minen als unerwünschte Wettbewerber den Farmern gegenüber auf dem Arbeitsmarkte auftreten. Sollte die englische Regierung den berechtigten Wünschen der weißen Bevölkerung Südafrikas dauernd Widerstand entgegensetzen, so wird sich viel eher die Folge daraus ergeben, daß sich die ganze weiße Bevölkerung Südafrikas gegen England erhebt, als die, daß Engländer und Buren sich in Südafrika selbst über diese Frage entzweien.

Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt ist sowohl die Einfuhr von Chinesen wie auch die von Schwarzen aus dem portugiesischen Gebiet, von wo gegenwärtig etwa die Hälfte der Minenarbeiter herkommt, gleich un-

erwünscht. Nicht minder sind die Preise für die Arbeit der Schwarzen ganz unverständlich hoch. Es ist unsinnig, einem Raffern als Minenarbeiter 50 bis 60 Mk. oder gar als gewöhnlichen Dienstboten — wie dies in Johannesburg der Fall ist — 60 bis 80 Mk. monatlich bei voller Verpflegung zu bezahlen. Der Einwand, daß doch auch die weiße Arbeit hier so viel höher bewertet ist, ist nicht stichhaltig; denn dies ist durch die bessere Lebenshaltung der Weißen und die höheren Preise seiner Bedarfsartikel gerechtfertigt. Der Schwarze verharret aber so gut wie ganz in seiner niedrigen Lebensführung. An sich könnte die Gesamtbevölkerung von über 5 Millionen Eingeborenen in ganz Britisch-Südafrika vielleicht genügen, um den Bedarf dieses Gebiets an ungelerten Arbeitern sowohl für Landwirtschaft wie für Minenbetrieb zu decken; übermäßig reichlich ist diese Zahl aber freilich nicht, wenn man bedenkt, daß allein die Minenindustrie ihren Bedarf auf etwa 300 000 ungelernete Arbeiter veranschlagt. Im Vergleich zu dem großen Gebiet ist diese schwarze Bevölkerung sehr dünn; sind auch der Ausdehnung des landwirtschaftlichen Betriebes in Südafrika engere Grenzen gezogen, als man gemeinhin annimmt, so kann das Land natürlich doch eine viel größere Zahl von Schwarzen ernähren, als dies jetzt der Fall ist, ohne daß die Eingeborenen eine sehr erhebliche Mehrarbeit zu leisten brauchten. Sie trotzdem dazu zu zwingen, müßte die Aufgabe einer verständigen Eingeborenenpolitik sein.

Der sympathischste und volkswirtschaftlich wohl auch erwünschteste Weg dazu wäre es, wenn man die unschädlichen Bedürfnisse der Eingeborenen derart steigern könnte, daß dies sie zu dauernder Arbeit zwänge. Man hat

bisher auf diesem Wege noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Es möchte manchmal so scheinen, wenn man in Johannesburg die Schwarzen in europäischem Anzug, mit gelben Schuhen, hohen Stehkragen und einer knallroten Kravatte herumlaufen sieht. Aber dieser Prunk reicht doch nicht hin, um ihm die Arbeit auf den Minen dauernd erwünscht zu machen. Man kann den Miningesellschaften den Vorwurf nicht ersparen, daß von ihrer Seite nicht alles versucht worden ist, um den Eingeborenen einen Anreiz dazu zu geben. Selbst wenn der Neger einen inneren Antrieb zur Arbeit hätte, könnte man es ihm nicht übelnehmen, wenn ihm der dauernde Aufenthalt in einem Mining-Compound nicht gerade verlockend erschiene. Der beste und auch für die Minen wirtschaftlichste Zustand wäre eine andauernd ansässige Bevölkerung von schwarzen Minenarbeitern, die mit ihren Familien in nicht allzu großer Entfernung vom Arbeitsplatze lebte. Bei manchen Minen ist der zur Verfügung stehende Raum allerdings so klein, daß die Anlage von Arbeiterlokalationen nicht möglich erscheint, was insbesondere von den Minen in und um Johannesburg gilt, wo auch der Boden für eine solche Verwendung zu wertvoll wäre. Bei Minen in weiter abgelegenen Distrikten stände aber einem solchen Versuch kaum etwas im Wege. Von den Minenleitern wird gewöhnlich eingewendet, daß man gegenwärtig mit Arbeitern, die mit ihren Familien in der Nähe der Minen wohnen, sehr schlechte Erfahrungen mache, diese sich häufig nur damit abgeben, in ihren Hütten Rassenbier zu brauen und es an die anderen Arbeiter zu verkaufen, wodurch sie sich bisher geradezu als Schädlinge erwiesen hätten. Dies mag natürlich bei den gegenwärtigen Verhältnissen, wo es nur eine kleine

Anzahl derartiger Familien gibt, vollkommen zutreffen, in dem Augenblick aber, wo etwa die ganze Arbeiterbevölkerung einer Mine in dieser Weise untergebracht ist, hört dies doch naturgemäß auf. Ich glaube, daß diese Frage mindestens einer praktischen Erprobung bedarf, ehe man das ganze System verwirft. Vielleicht könnte auch hier am leichtesten ein Versuch einsetzen, das Weib in anderer Weise als es bisher der Fall ist, als einen arbeitfördernden Faktor zu verwenden.

Gegenwärtig herrscht nämlich folgender grotesker Zustand in Südafrika: die Sklaverei der Männer ist verboten und jede Maßregel, die nur irgendwie in der Phantasie der Leute von Exeter-Hall eine Erinnerung daran auslösen könnte, darf auf jedes Maß möglicher Entrüstung in England rechnen; die Beschränkung der Freizügigkeit der Eingeborenen und eine Art von Hörigkeitsverhältnis auf den Burenfarmen trug den Buren den Vorwurf ein, sie trieben Sklaverei. Aber gegen die schwarzen Damen ist man in England wenig galant, die Sklaverei der Weiber steht nach wie vor in vollster Blüte. Weiber kann sich der Schwarze kaufen, soviel er bezahlen kann. So geht er denn hin und beißt zunächst in den sauren Apfel, ein Jahr in den Minen zu arbeiten. Mit dem was er sich da erspart hat, kehrt er dann nach Haus zurück, kauft sich ein oder mehrere Weiber — je nach dem Inhalt seiner Börse und dem augenblicklichen Preise der Ochsen und Schafe, in denen der Wert eines schwarzen Mädchens ausgedrückt zu werden pflegt — und nun läßt er seine Weiber wie Tiere auf dem Felde und im Hause arbeiten, während er faulenzet und höchstens darauf bedacht ist, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erzeugen, deren weiblicher Teil ja wiederum ein aus-

gezeichneter Handelsartikel ist. Es ist natürlich nicht leicht für die Behörden in derartige überlieferte Sitten und Gebräuche der Eingeborenen einzugreifen und eine geeignete Form der „Frauenemanzipation“ für die Schwarzen auszufinden. Die Erfolge der Missionare auf dem Gebiete der „Erziehung zur Einehe“ sind auch nur sehr bescheiden. Die Steuer auf die Vielweiberei, die schon unter der Transvaalregierung bestand, und von der neuen Regierung erhöht wurde, kann nur allzuleicht zur Abwälzung auf die Weiber führen, die dann desto mehr zu arbeiten haben. Am ehesten führt noch das Leben in den halbzivilisierten Verhältnissen einer Eingeborenenlokation in der Nähe einer weißen Ansiedlung zu einem Wandel. Die grobe Feldarbeit fällt hier weg, der Mann ist nicht in gleichem Maße Herr der Frau wie mitten unter seinem Stamme. Und wenn die Gattin die Gelegenheit hat, sich ungestraft auch anderswo ein Glück zu suchen, dann wird der Herr Gemahl wohl auch Veranlassung haben, galant zu sein und ohne Murren die „Schneiderinnenrechnung“ zu bezahlen. Die Weiber der schwarzen Soldaten in Deutsch-Ostafrika führen, auf schwarze Verhältnisse übertragen, ganz das Leben unserer Gesellschaftsdamen; und der erste Abzug, den der Mann von der Gage machen muß, ist der für eine neue „Toilette“ seiner „Bibi“.

Neben der Wiedereinführung des alten transvaal-Systems der Besteuerung würde ein weiteres, sehr wirksames Mittel zur Erziehung der Schwarzen zur Arbeit, die Einschränkung ihrer Reservate sein, so daß sie gezwungen sind, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Die zunehmende weiße Bevölkerung drängt auch von selbst zur Verminderung des Eingeborenenlandes.

um Teile davon der Besiedelung durch Weiße freizugeben. Der Eigentümer des Landes ist sowieso der Staat und die Grundsätze von Recht und Billigkeit sprechen wohl dafür, daß der Staat jedem Eingeborenen nur soviel Land überläßt, als er zu seiner und seiner Familie Unterhalt bedarf, unter der Voraussetzung, daß er selbst auch dafür arbeitet. Den Eingeborenen soviel Land zu überlassen, daß sie ohne jegliche Anstrengung lediglich durch die Arbeit ihrer Weiber ein Faulenzerleben führen können, dafür sprechen weder rechtliche noch erziehlische Grundsätze.

Davon, ob die Regierungen der englischen Kolonien Südafrikas in diesem Sinne ihre Eingeborenenpolitik einrichten werden, wird die wirtschaftliche Zukunft und das Gedeihen Südafrikas in hohem Maße abhängen. Sieht man von den Mineralschätzen Südafrikas ab, so ist es alles eher, als ein reiches Land. Und es ist ein unsinniger Zustand, daß die Arbeit des Eingeborenen hier höher bezahlt wird, als die des Weißen in vielen Ländern Europas.

Südafrika erfreut sich übrigens eines solchen Reichtums schwieriger Probleme, daß mit der Eingeborenenfrage die Zahl der Rassenfragen, die gegenwärtig dort brennend sind, sich keineswegs erschöpft. Gerade jetzt beschäftigt man sich mehr denn je mit den Indiern, die in ganz Südafrika schlecht hin als „Kulis“ bezeichnet werden. Diese Kulis wurden zuerst nach Natal eingeführt als man dort Zuckerplantagen anlegte und sehr bald sah, daß die Eingeborenen zur Arbeit auf diesen nicht zu brauchen seien. So wurden denn Lohnarbeiter aus Indien eingeführt; diese Arbeitskräfte sind insbesondere für südafrikanische Verhältnisse sehr billig, der

Lohn beträgt 10 Mk. monatlich und die Naturallieferung von Reis, so daß die Gesamtkosten 15 Mk. im Monat kaum übersteigen. Bedingung für die Erlaubnis zur Einfuhr dieser Arbeiter war aber, daß den Indiern, die nicht unter diesen Kontraktbedingungen nach Natal kamen, der freie Aufenthalt, Handelsbetrieb usw. im ganzen Lande gestattet würde. Die Zahl der Indier stieg infolgedessen von 17 000 im Jahre 1879 auf 80 000 im Jahre 1903. Die Indier haben heute in Natal nicht nur den ganzen Kleinhandel in ihren Händen, sondern besitzen auch große, stattliche Geschäfte mit schönen Spiegelscheiben in den besten Straßen von Durban und anderen Orten. Von Natal aus verbreiteten sie sich natürlich auch über das übrige Südafrika. Im Freistaat führte dies bald zu derartigen Mißständen, daß die Regierung nicht nur weitere Einwanderung verbot, sondern auch den vorhandenen Indiern ihre Geschäfte ablöste und sie des Landes verwies. In Transvaal war man aber in einer weit schwierigeren Lage, da der Londoner Vertrag allen britischen Untertanen freien Aufenthalt und Handelsbetrieb im Gebiet der Republik zusicherte. So mußte sich die Regierung darauf beschränken, den Indiern das Wohnen und den Handelsbetrieb nur in bestimmten Vierteln — den Indierbasaren — zu gestatten. Aber damit gab sich die englische Regierung nicht zufrieden und gerade die Frage der Behandlung dieser Indier bildete einen der Beschwerdepunkte, mit denen sie den Buren das Leben so sauer wie möglich zu machen suchte. Daß jetzt die englischen Bewohner von Transvaal so ziemlich einmütig in bezug auf die Behandlung der Indier noch weit strengere Maßregeln fordern, als die alte Transvaalregierung selbst durchzuführen in der Lage war,

bietet einen humorvollen Zug in dem Bilde des politischen Lebens unter der neuen Herrschaft.

Daß der Indier ein Wettbewerber ist, gegen den der Europäer gar nicht aufkommen kann, liegt auf flacher Hand. Ich weiß nicht, ob das, was man in den Indierlokationen auf Zuckerplantagen in Natal sieht, das typische Bild einer Indierhütte ist; im Vergleich zu diesen erscheinen aber selbst die Behausungen der Raffern als luxuriöse Gebäude. Zu dieser Anspruchslosigkeit gesellen sich aber Eigenschaften, die zu denen der Eingeborenen im schroffen Gegensatze stehen. Der Indier ist arbeitsam, fleißig, nüchtern und sparsam. Der Besitzer einer Orangenfarm in den Magaliesbergen, nicht weit von Pretoria, erzählte mir, ein Indier, der selbst Orangen feilhaltend in den Straßen von Pretoria umherziehe, habe ihm seine ganze Ernte am Baume abgekauft; da es sich dabei um einen Betrag von etwa 18000 Mk., den der Indier bezahlen sollte, handelte, habe er diesen um einen Ausweis über seine Kreditfähigkeit gebeten. Er machte darauf die Angabe, die sich vollkommen bestätigte, daß er ein Guthaben von etwa 120 000 Mk. auf der Bank habe; das habe er sich in den wenigen Jahren, die er in Transvaal war, bereits erspart; sobald er 200 000 Mk. habe, was er in kurzer Zeit zu erreichen hoffe, wolle er sich nach Indien zurückziehen. Dieses Geld verdiente er hauptsächlich dadurch, daß er eine ganze Anzahl armer Kulis, die eben ins Land gekommen waren, seine Orangen verkaufen ließ; trotzdem lief er auch selbst nach wie vor mit dem Korbe herum und zeichnete sich durch keinerlei Luxus von seinen Landsleuten aus. Bei dem hohen Zwischenhändlergewinn, der gerade beim Handel mit Lebensmitteln erzielt wird, erscheint dies alles durchaus

glaubhaft. Dabei hat der Mann natürlich so gut wie gar keine Unkosten, denn irgendeine elende Bretterbude dient ihm sowohl als Wohnung, wie auch als Warenlager. In Natal sieht man zwar gelegentlich reichere Indier mit etwas besserer Lebenshaltung, die aber doch natürlich hinter der eines englischen Kaufmanns in gleicher Vermögenslage weit zurückbleibt. Und auch hier geht das Streben der Indier wohl fast ausnahmslos dahin mit den erworbenen Reichtümern nach Indien zurückzukehren, wo die Leute doch natürlich mit ihrem Gelde eine ganz andere soziale Stellung zum mindesten inmitten ihrer Landsleute einnehmen, als in Südafrika. Eine auf den Ausweisen der Post beruhende Schätzung des Präsidenten der Handelskammer von Pretoria, Loveday veranschlagt die Geldsendungen, die die Kulis jährlich nach Indien machen, auf 10 Millionen Mk.

Es ist dieselbe Erfahrung, die man an der ganzen afrikanischen Ostküste macht. In Ostafrika, in Zanzibar, im portugiesischen Gebiet, überall weiß der Indier das Geld, das ins Land kommt, in seine Tasche zu leiten und von da fließt es nach Indien ab. Bisher waren diese Indier zwar meist die Kunden der europäischen Einfuhrhäuser, die oft mit den gewährten Krediten das Nachsehen hatten, während die Indier sich bereicherten. Der Vertreter eines europäischen Hauses an der portugiesischen Ostküste sagte mir: „Die Tage unserer Existenz hier sind gezählt, ich bin überzeugt, daß sich in zehn bis fünfzehn Jahren kein einziger europäischer Kaufmann mehr an diesem Platze befinden wird. So weit wir noch Waren einführen, werden wir um das Geld dafür von den Indiern geprellt, mehr und mehr gehen diese aber dazu über, die Einfuhr durch ihre eigenen Handelshäuser

besorgen zu lassen.“ Als nun nach dem Kriege die Indier volle Freiheit bekamen, sich in Transvaal niederzulassen, wo sie wollten, bekamen dies die weißen Kaufleute sehr bald in empfindlichster Weise zu fühlen. In Potschefstroom betrug die Zahl der indischen Kaufleute vor dem Kriege 12, jetzt sind es ihrer 64, in kurzer Zeit gingen denn auch 14 weiße Kaufleute zugrunde und von deren Läden wurden 8 von Indiern übernommen. Der Umsatz der Kulisläden in diesem Orte betrug in einem Jahre nahezu 2 Millionen Mk. In Pietersburg bestanden vor dem Kriege 13 Indiergeschäfte, jetzt sind es 49, im Zoutpansbergdistrikt 14, jetzt 48. War die Stimmung infolge des flauen Geschäftsganges und des bereits früher geschilderten Überflusses an neuen Geschäften in der Kaufmannschaft sowieso schon nicht rosig, so steigerte dieser, als unlauter empfundene Wettbewerb die Erbitterung noch außerordentlich.

Die Regierung sah sich zunächst gezwungen, dem weiteren Zufluß von Indiern dadurch zu steuern, daß keine neuen Zuzügler mehr die Erlaubnis zur Einwanderung bekamen, was sich auf administrativem Wege durchführen ließ, da zum Betreten der ehemaligen Republiken ein Erlaubnisschein notwendig ist. Aber die Indier wußten dies ganz geschickt zu umgehen. Denn die, die bereits im Lande waren, konnte man von der Rückkehr nach Transvaal nach vorübergehender Abwesenheit nicht ausschließen. So zogen denn die Kulis, die ihr Schäfchen bereits im Trockenen hatten, nach ihrer Heimat ab, und machten ihr letztes gutes Geschäft auf Kosten Transvaals in Bombay durch den Verkauf ihres Erlaubnisscheins, der einen Wert bekommen hatte, wie irgendein börsengängiges Papier. Die Identität

des neuen Einwanderers festzustellen, war natürlich für die Behörden recht schwierig. Mitunter fiel wohl einer herein, wenn der Beamte ihn ganz ruhig, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, fragte, wo er den Erlaubnißschein gekauft habe. Eine große Zahl schlüpfte trotzdem durch, das Magervieh, das nun auf die fette Transvaalsche Weide losgelassen wurde.

Mit dieser so wenig wirksamen Maßregel konnten sich die weißen Kaufleute nicht zufrieden geben und sie forderten daher schärfere Maßnahmen. In allen Orten fanden Protestversammlungen statt und im November vorigen Jahres trat eine „Nationalkonvention“ in Pretoria zusammen, die aus dem ganzen Lande beschickt und deren Mindestforderung die Wiederherstellung des alten Zustandes in der Krügerschen Zeit war. Viele verlangten aber einfach die Säuberung des ganzen Landes von den Kulis und ein radikales Einwanderungsverbot. In Orten, wie Potscheffstroom wurden noch viel schärfere Beschlüsse gefaßt; eine Vereinigung von Hausbesitzern verpflichtete sich, nicht an Indier zu vermieten, ja, es wurde sogar den Einfuhrhäusern, die an Indier verkauften, mit dem Boykott gedroht. Man bedenke nun, daß die Leute, die von dem Wettbewerb der Kulis getroffen werden, so gut wie ausschließlich Engländer oder Juden sind, da die Buren sich bisher im Handel nur sehr wenig betätigen. Es war wiederum der kleine weiße Mann, der die Kosten der englischen Politik zu bezahlen hatte. Lord Millner sah wohl ein, was hier auf dem Spiele stand, und befürwortete entsprechende Maßregeln. Der englische Kolonialsekretär Lyttelton erklärte aber, er hoffe, „Transvaal werde die Ehre des britischen Empires wahren“. Aber auch in der liberalen Presse in England

fand die Bewegung gegen die Indier zum Teil Verurteilung und der Ausschließung dieser „braven, britischen Untertanen“ wurde die Einführung der Chinesen gegenüber gestellt. Man kann sich nun wohl denken, welchen Eindruck dieser Appell des britischen Kolonialsekretärs auf Leute macht, die vor dem völligen Ruin stehen. Die Ehre des britischen Empires mag ja sonst eine schöne und erhabene Sache sein; in diesem Falle aber entbehrt sie einer recht wesentlichen Eigenschaft — der Wahrhaftigkeit, und deshalb bildet sie keinen geeigneten Gegenwert für die Vernichtung einer wirtschaftlichen Existenz.

Der bereits erwähnte Präsident der Handelskammer von Pretoria, Loveday, ein angesehener englischer Kaufmann, der bereits seit mehr als 20 Jahren im Lande lebt und bei der erwähnten „Nationalkonvention“ den Vorsitz führte, frug bei dieser Gelegenheit, was man wohl in England sagen würde, wenn man dort indische Kulis zur Unterbietung des englischen Kaufmanns, Handwerkers oder Arbeiters einführen wollte; ob man wohl auch nur eine einzige Parlamentssession verfließen ließe, ohne daß sofort gesetzgeberische Maßnahmen gegen diese Einwanderung ergriffen würden. Kolonien mit Selbstverwaltung wie Australien und Neuseeland hielten sich diese Einwanderung fern; Chamberlain hätte immer wieder versichert, sie wären nicht minder frei, weil sie gerade in einer Kronkolonie lebten. Warum müßten nun gerade sie für die Ehre des britischen „Empires“ bluten? Einen Ausweg, der die Sinderfrage lösen soll, scheint die Regierung nun auf dem Wege über die Kapkolonie in Transvaal einführen zu wollen. Dort hat das Ministerium — allem Anschein nach auf eine Anregung von London hin — ein Gesetz eingebracht, das

die Verleihung einer Lizenz zur Eröffnung eines Handelsbetriebes von der Zustimmung besonders zu bildender örtlicher Ausschüsse abhängig macht; diese Ausschüsse können ihre Zustimmung unter anderem verweigern, wenn der Lizenzbewerber nicht imstande ist, in einer europäischen Sprache Bücher zu führen. Wenn dieses Gesetz einige Zeit in der Kapkolonie zur Zufriedenheit gewirkt hat, soll es wohl einem gleichen in Transvaal als Muster dienen. Aber erstens vergeht bis hin doch wohl eine geraume Zeit; und schon jetzt erheben englische Blätter ihre Stimme, daß man in der Kapkolonie mit dem Plane umgehe, britische Untertanen zugunsten eingewanderter russischer Juden zu benachteiligen. Allzu leicht wird die Lösung des Problems nicht werden, beachtenswert ist aber, wie hier der Zusammenhang mit England und dessen Rücksichten auf eine seiner größten und ertragreichsten Kolonien die Bewohner von Transvaal hindert, ihre eigensten materiellen Belange zu wahren. Und nach den Ideen der „Greater Britain“-Politiker vom Schlage Chamberlains sollten es doch nur Rosenketten sein, die das große Reich noch enger zusammenschließen.

Die Erfahrungen, die man mit den Indiern gemacht hat, erklären auch zum guten Teile das Mißtrauen das man den Chinesen entgegenbringt. Weil dieses aber stets rege bleibt, ist es nicht wahrscheinlich, daß Regierung oder Kapitalisten es jemals wagen sollten, die Beschränkungen, denen gegenwärtig die Einfuhr und die Verwendung der Chinesen unterliegt, jemals zu durchbrechen. Darum glaube ich nicht, daß die Chinesen ständige Bewohner Südafrikas werden und die Chinesenfrage dort den gleichen Charakter annehmen könnte, wie in den Vereinigten Staaten. Manche Liebespfänder der

„Himmlischen“ werden wohl im Lande zurückbleiben und die menschliche Farbkarte am Rande um einige neue Abtönungen bereichern; aber ein bißchen mehr oder weniger Bastardgesindel, darauf kommt es in Johannesburg wirklich nicht mehr an. Eine Nebenwirkung, die die Einführung der Chinesen am Rande in einer anderen Ecke des britischen Weltreichs ausgelöst hat, verdient hier übrigens Erwähnung, weil sich auch daran die ungeheuren Schwierigkeiten ermessen lassen, die den Chamberlainschen Plänen entgegenstehen. Während des Burenkrieges und auf dem ersten Kolonialkongreß in London tat sich der Premierminister von Neuseeland, Seddon, als besonders hitziger Imperialist hervor. Im vergangenen Herbst faßte nun das neuseeländische Parlament eine sehr scharfe Entschließung gegen die Chineseneinfuhr in Südafrika und Herr Seddon hielt eine Rede, die fast wie eine Absage an den Herrn Seddon von einst klang. Die englischen Blätter in Südafrika aber behandelten Seddon als eine komische Figur, denselben Seddon, der früher die besten Aussichten hatte, zum Erben von Rhodes als ‚Empire-builder‘ erklärt zu werden.

Ein eigenartiger *Circulus vitiosus*, in dem sich das Wirtschaftsleben Südafrikas bewegt, sei übrigens angemerkt. Wenn man von Transvaal nach Natal kommt, so fällt sofort auf, wieviel billiger das Leben in letzterer Kolonie ist. Durban gilt als die billigste Stadt Südafrikas, die Preise in den Hotels ermäßigen sich, diese selbst sind dabei, mit südafrikanischem Maßstab gemessen, recht gut, mindestens besser als durchschnittlich in der Kapkolonie oder Transvaal; an die Stelle der weißen oder schwarzen Dienerschaft treten hier Kulis. Die Kupfermünze, deren Gebrauch man sonst in Südafrika

kaum kennt, tritt wieder in Geltung. Kein Zweifel, daß dies alles auf dem Vorhandensein billiger Arbeitskräfte beruht, daß die Indierläden die Warenpreise allgemein herunterdrücken, usw. So bringt dies den einzelnen Weißen in Transvaal in ein eigenartiges Dilemma; er könnte billigere Bedienung haben, wenn die Kulis frei ins Land dürften, man könnte die Häuser billiger bauen bei Verwendung indischer Handwerker, der indische Schneider könnte einem für denselben Pappenstiel Kleider machen wie in Zanzibar, man würde billiger einkaufen, kurz die ganze Lebenshaltung würde sich außerordentlich verbilligen. Aber niemand wäre sicher, wann er an die Reihe käme und der allgemeinen Verbilligung der Lebenshaltung zum Opfer fielen, d. h. wann er selbst durch einen Chinesen oder Indier ersetzt werden würde. Wenn man bedenkt, wie weit hinauf in der indischen Beamtenhierarchie die Stellen von Eingeborenen versehen werden, dann kann man sich einen Begriff machen, wo die Grenze weißer und farbiger Arbeit läge, wenn bloß die Fähigkeit, sie zu leisten, bestimmend wäre. Und diese Möglichkeit ist so bedrohlich, daß sie jedes Sonderinteresse schweigen heißt und alle „ersetzbaren“ Weißen zum solidarischen Zusammenschlusse zwingt. So stehen zwei Prinzipien sich entgegen: das eine wird laut hinausgeschmettert: Südafrika, ein Land des weißen Mannes! Wirtschaftliche Gesetze aber drängen zur Leistung der Arbeit durch den, der am wenigsten dafür beansprucht. Das ist das stille Ideal der Kapitalisten, zu dem sie sich freilich nicht offen bekennen können: die Türen des Landes weit auf, Menschen, Lebensmittel, Waren sollen in so großer Menge herein kommen, wie nur möglich, sollen sich Wettbewerb machen, wer es am billigsten leisten kann,

bleibt Sieger; das bedeutet billige Lebenshaltung, billige Arbeit, niedrige Arbeitskosten, hohe Dividenden. Beide Programme lassen sich nicht gleichzeitig erfüllen, hinter jedem stehen lebendige Kräfte. Der Gang der Ereignisse wird eine mittlere Linie ziehen, der Kampf der beiden Tendenzen selbst kann aber sicherlich nicht so bald zur Ruhe kommen.

Überblickt man alle diese Verhältnisse, so sieht man eine Reihe von Momenten, die eine Interessengemeinschaft zwischen der großen Mehrheit der weißen Bevölkerung Südafrikas schaffen; von der Solidarität der weißen Rasse in Südafrika ist auch in Ansprachen und Zeitungsartikeln viel die Rede. Ob sie aber allen Prüfungen standhalten wird, scheint mir etwas zweifelhaft. Es würde vielleicht nahe liegen an den Gegensatz von Engländern und Buren zu denken. Aber diese schließe ich ausdrücklich von einer Betrachtung unter dem Gesichtspunkte des Rassen Gegensatzes aus; die Kriege zwischen Buren und Engländer waren Unabhängigkeitskriege, keine Rassenkriege. Zum Teil hatte ich schon Gelegenheit, den Beweis dafür zu erbringen, auf die Zukunftsaussichten werde ich noch zu sprechen kommen. Aber etwas anderes könnte wohl in nicht zu ferner Zukunft die Solidarität der weißen Rasse in Südafrika durchbrechen: die Judenfrage. Sie nimmt nicht, wie man zunächst meinen könnte, von der Gegnerschaft gegen die Randkapitalisten ihren Ausgang; soweit hier insbesondere die liberale englische Presse das Feuer schürt, pflegt sie die deutschen Namen der meisten Vertreter des Großkapitals am Rande besonders zu unterstreichen, was jedenfalls beim englischen Publikum viel wirksamer ist. Der Bur seinerseits warf bisher alles, was mit der Randindustrie

zusammenhängt, in den einen Topf der „Litlander“, um an diesen selbst vergleichende Studien zu machen und einen Teil davon mit gesteigerten Antipathien zu bedenken, dazu fehlte ihm die nähere Berührung mit diesen Elementen. Nun kommt er aber mit den kleinen jüdischen Händlern, meist russischer Herkunft, die das ganze Land überschwemmen, in enge Berührung. Man kann nicht sagen, daß die Juden früher, wo sie mehr vereinzelt ins Land kamen, bei der Bevölkerung auf besondere Vorurteile stießen. Für den ungebildeten Buren war in früherer Zeit „Jude“ und „Deutscher“ gleichbedeutend. Von einem deutschen Kaufmann, der alles eher als jüdische Gesichtszüge besitzt, wurde mir erzählt, wie er vor vielen Jahren in einem kleinen Neste bei einem deutschen Kaufmann als Kommis eintrat, um einen Vorgänger, der in seinem Äußeren von der Natur etwas stiefmütterlich bedacht war, zu ersetzen. Als eine dicke, alte Burentante, die eine gute Kundin war, das nächste Mal vorsprach, wurde er ihr vom Besitzer des Geschäfts pflichtschuldigst vorgestellt. „Ach, sieh da, was für ein netter Jude!“ waren die freundlichen Worte, mit denen sie ihn begrüßte und eine besondere Schmeichelei zu sagen glaubte. Gelegentlich äußerten sich auch die Geschichtskennntnisse eines Buren in der Behauptung, die Juden müßten doch eine sehr tapfere Nation sein, weil sie die Franzosen so verhauen hätten. Im übrigen hebt sich in dem kolonialen Leben, wo niemand aus seinem Bestreben möglichst rasch reich zu werden ein Hehl zu machen sucht, der stark ausgeprägte Erwerbssinn der Juden nicht besonders von seiner Umgebung ab; insbesondere die Schotten, die als kleine Händler in ganz Südafrika verbreitet sind, sollen den Juden in dieser Beziehung nichts nachgeben. Bei ihrer

geringen Zahl hatten die Juden auch leichter die Möglichkeit, sich ihrer Umgebung anzupassen, sich zu afrikanisieren.

Aber nun strömt insbesondere das kulturell sehr tieffstehende russisch-jüdische Element in Massen herein; die Volkszählung von 1891 wies in der Kapkolonie etwas über 3000 Juden, die von 1904 19 509 aus, was einer Vermehrung um etwa 600 % entspricht. In Kapstadt bilden sie bereits 10 % der weißen Bevölkerung, in Johannesburg — für das Ziffern mir nicht vorliegen — sicherlich ein Drittel oder ein Viertel; der äußere Anblick der Goldstadt spricht jedenfalls nicht gegen diese Annahme. In Kapstadt ist in den jetzigen Zeiten wirtschaftlichen Niederganges das arme Judentum geradezu zu einer öffentlichen Kalamität geworden. Das Einwanderungsgesetz, von dem ich bereits gesprochen habe, hatte offenbar auch den Zweck, die Kolonie vor diesem unerwünschten Zuzug zu schützen. Die Bestimmung betreffs der Geldmittel, über die sich der Auswanderer ausweisen muß, kann übrigens leicht umgangen werden, während die Forderung des Bildungsnachweises (Lesen und Schreiben in einer Kultursprache) zu einem merkwürdigen Streitfall Anlaß gab: Eine Anzahl von russisch-jüdischen Einwanderern gab als ihre Kultursprache 'Yiddish', d. h. das verhunzte Deutsch an, das von den russischen Juden gesprochen wird. Die Verwaltungsbehörden wollten mit Recht von dieser neuen Kultursprache nichts wissen, die Sache kam schließlich vor den Obergericht, der wunderbarerweise entschied, daß 'Yiddish' eine Kultursprache sei. Der Wettbewerb, den diese jüdischen Einwanderer als Kleinhändler den angefahrenen Kaufleuten bereiten, wird natürlich in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges wie

jetzt, doppelt drückend empfunden. Das bereits erwähnte Gesetz über die Verweigerung von Lizenzen an Kaufleute, das seine Spitze in erster Linie gegen die Indier richtet, wird sicherlich in der Praxis auch gegen jüdische Händler Anwendung finden. Vielleicht gesellen sich dazu weitere Maßnahmen gegen unerwünschte Einwanderung. Ich werde im folgenden Kapitel noch zeigen, daß der Spielraum wirtschaftlicher Betätigung in Südafrika verhältnismäßig sehr eng begrenzt ist; darum wird der Zeitpunkt, wo man die Tore gegen die freie Einwanderung gänzlich schließen wird, sicherlich hier viel früher eintreten, als z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Schon heute bedeuten der gute Wille und die „starken Arme“ für den Einwanderer als einziges Vermögen eine sehr bescheidene Mitgift, die vor dem Hungerleiden keineswegs schützt.

Diese flüchtige Skizze südafrikanischer Rassenfragen hat wohl gezeigt, daß ihrer eine Fülle vorhanden sind; kaum irgendwo empfindet man es so wie hier, daß alles in diesem Lande noch im Flusse und im Werden ist. Und einesteils deshalb, andererseits weil die Psyche uns ferne stehender Völker zu ergründen, eine Aufgabe ist, die kaum dem zu lösen gelingen mag, der jahrelangen Umgang mit ihnen gehabt und sich trotzdem in den Anschauungen seines eigenen Volkes und seiner Rasse zu erhalten verstanden hat — was vielleicht schwieriger ist als man gemeinhin annimmt —, empfindet man alle Voraussetzungen auf diesem Gebiet als besonders problematisch; das Unwahrscheinliche kann hier sehr wohl zur Wirklichkeit werden, auf Überraschungen muß man immer gefaßt sein.

7. Kapitel.

Wirtschaftliche Zukunftsaussichten.

Es scheint eine Eigenart des kolonialen Menschen zu sein, daß er den Wert seiner Person und die Zukunft seines Landes besonders hoch einschätzt. Der Amerikaner hat seiner Meinung nach alles, was Bedeutung und Zukunft hat, in seinem Lande; dem altersschwachen Europa billigt er höchstens noch eine Galgenfrist zu um freiwillig abzutanken; dann übersiedelt das Zentrum menschlicher Kultur unweigerlich nach der neuen Welt. Der Kanadier, der Australier, der Neuseeländer zeichnen sich durch ein besonders gesteigertes Selbstgefühl aus und mit dem Singoismus des Australiers kommt das Mutterland häufig nicht mit. Wer wollte dem Kolonialmenschen auch das Recht, auf seine Leistungen stolz zu sein, bestreiten? Wir, in Europa, sind die Erben tausendjähriger Kulturarbeit, unsere fernen Vorfahren haben durch den Boden schon Furchen gezogen, den wir heute beackern. Das kleine Teilchen, um das der einzelne bei uns, der die Masse nicht um Haupteslänge überragt, unsere Kultur vorwärtsbringen kann, läßt sich kaum messen, während der Koloniale an der Lebensgeschichte von Vater und Großvater nachweisen kann, welche Riesenschritte die Erschließung seiner Heimat gemacht hat. Hier ist alles

neu geschaffen, das lebende Geschlecht lebt noch in der Erinnerung, wie die Wildnis der Zivilisation des weißen Mannes unterjocht worden ist.

Auch dem Südafrikaner fehlt es an diesem Selbstgefühl nicht. Er mag Bur oder Brite sein, im persönlichen Verkehr, in Ansprachen und Zeitungsartikeln ist immer wieder von der gewaltigen Zukunft die Rede, die dem Lande und seinen Bewohnern bevorsteht. Und blickt man auf die letzten drei Jahrzehnte zurück, so scheint es wohl, als ob ein guter Grund für diesen Stolz vorläge. Zu Anfang der siebziger Jahre hatte Südafrika kaum ein paar Meilen Eisenbahn, gegenwärtig durchziehen Schienenstränge in einer Gesamtlänge von mehr als 10 000 Kilometer das Land, während sich weitere 1000 im Bau befinden. Transvaal war damals kaum mehr als eine Wildnis, in der weit verstreut ein paar tausend Buren als bescheidene Pioniere der Zivilisation lebten, heute hat es 300 000 weiße Bewohner und man rühmt von Johannesburg, daß man dort keinen Komfort einer europäischen Großstadt zu entbehren brauche. Die weiße Bevölkerung der Kapkolonie betrug im Jahre 1875 237 000, heute zählt sie weit mehr als das Doppelte. Vor dreißig Jahren hatten sämtliche südafrikanische Kolonien und Staaten kaum nennenswerte Schulden, heute betragen diese etwa 2 Milliarden Mk., wozu in absehbarer Zeit noch die 600 Millionen Kriegsschädigung Transvaals kommen werden; außerdem haben Städte und Kreisverbände Schulden in der Höhe von 400—500 Millionen, was alles vielleicht kein Beweis gesunder finanzieller Zustände, so doch des Vertrauens ist, den Südafrika auf dem Geldmarkt genießt. Nicht nur Besitz sondern auch Schulden steigern heutzutage die Kreditfähigkeit.

Nun steht ja freilich diesen Schulden auch ein ansehnliches Vermögen gegenüber, das in des Bodens Tiefe schlummert. Wenn man von wirtschaftlichen Zukunftsaussichten Südafrikas spricht, so muß man in erster Linie von diesen Schätzen reden, deren Erschließung das Wirtschaftsleben des Landes so gründlich umgestaltet hat. Der erste wirtschaftliche Aufschwung der Kapkolonie setzt mit der Entdeckung der Diamantfelder in Kimberley ein; dies und später die Goldfelder Transvaals bringen die rasche Zunahme der Bevölkerung und die Steigerung des Verkehrs mit sich. Wenn wir von den Mineralien absehen, dann wäre Südafrika ein im wesentlichen Viehzucht treibendes Land, die ganze Ausfuhr würde aus Wolle, Straußenfedern, Häuten, etwas Früchten und Wein bestehen und den Wert von 100 Millionen Mk. jährlich sicherlich nicht um viel übersteigen. Man hätte weder das Geld, noch den Kredit um eine Einfuhr im Werte von über 1100 Millionen Mk., wie sie das Jahr 1903 aufwies, zu bezahlen.

Womit bezahlt man sie eigentlich jetzt? Im Jahre 1904 ist die Einfuhrziffer wiederum auf 716 Millionen Mk. gefallen, immer noch steht dem bloß eine Ausfuhr im Werte von 497 Millionen gegenüber, das Passivum der Handelsbilanz ist aber doch von rund 600 Millionen im Jahre 1903 auf rund 200 Millionen im Jahre 1904 heruntergegangen. Ja in Transvaal ist die Handelsbilanz 1904 sogar mit 83 Millionen aktiv geworden, während sie im Jahre vorher noch mit 129 Millionen passiv war. Das scheint also so, als ob wenigstens diese eine Kolonie sich bereits in einem sehr gesunden wirtschaftlichen Zustande befinde und bereits aus seiner regelmäßigen Produktion seine Einfuhren bezahle. Eine

genauere Untersuchung lehrt freilich, daß es dahin noch gute Wege hat und daß die Erzeugung von Gold und Diamanten noch ganz anders steigen muß, bevor dieses Ziel erreicht werden wird. Denn der springende Punkt, den man bei Betrachtung des wirtschaftlichen Auf und Nieder in Südafrika nie außer acht lassen darf, ist, daß seit Jahrzehnten dem Lande immer von außen Geld zugeflossen ist; jede Blüteperiode stammte von einem besonders reichen europäischen Geldzufluß und in dem Augenblick, wo dieser Strom sich nur vermindert — aufgehört hat er ja in der ganzen Zeit niemals —, stellt sich sofort eine wirtschaftliche Krise ein. Es ist heute noch gar nicht abzusehen, wann das Land aus diesem Stadium in das wirklicher Produktivität treten, wann das viele von Europa aus investierte Kapital dazu übergehen wird, sich in vollem Umfange zu verzinsen. Das in Transvaalschen Goldminen angelegte Kapital beträgt etwa 1700 Millionen Mk., mit dem Aufgeld, mit dem die Anteile ausgegeben worden sind, über zwei Milliarden, nach dem gegenwärtigen Kursstand aber nahezu $4\frac{1}{2}$ Milliarden. Wieviel nun wirklich in den Boden an Arbeit und Material gesteckt worden ist, läßt sich kaum berechnen; wahrscheinlich ist eine Milliarde bereits viel zu hoch gegriffen, das übrige floß in die Taschen der Gründer. Die Gesamtheit des bis jetzt am Witwatersrand geförderten Goldes stellt einen Wert von etwas über $2\frac{1}{2}$ Milliarden vor, wovon etwa $\frac{1}{4}$ als Dividenden wohl zum größten Teil nach Europa geflossen ist. Aber das direkt in Minen gesteckte Kapital bildet ja nur einen Bruchteil dessen, was in Südafrika angelegt worden ist. Nach einer Schätzung, die der Wahrheit sicherlich nahe kommt, stellen allein die Gebäude und

öffentlichen Anlagen von Johannesburg — die Minen nicht eingerechnet — einen Wert von 800 Millionen Mk. dar. Die Schulden der Stadt Johannesburg betragen 60 Millionen Mk. und augenblicklich ist man im Begriffe, eine noch viel höhere Schuld für eine großartige Wasserleitungsanlage, die den ganzen Rand versorgen soll, aufzunehmen. Im Jahre 1903 wurden nach einer Mitteilung des Direktors der Standard-Bank auf deren Generalversammlung allein von südafrikanischen Gemeinwesen kommunale Anlehen in der Höhe von 300 Millionen Mk. aufgenommen. Auf einer anderen Generalversammlung erklärte Meyersbach, einer der Teilhaber der Firma Wernher, Beit & Co., Transvaal würde für Durchführung von Verbesserungen und modernen Einrichtungen in seinen Städten noch ein Kapital von 1600 Millionen Mark nötig haben; der Kapitalsbedarf der Goldindustrie für ihre weitere Entwicklung wird auf weitere zwei Milliarden geschätzt. Wenn die Kriegsanleihe, woran kaum zu zweifeln ist, in der Höhe von 600 Millionen Mk. von Transvaal übernommen wird, dann wird diese Kolonie 1300 Millionen Mk. Staatsschulden haben, wozu noch die Kommunal schulden kommen werden, alles in allem etwa 10 000 Mk. auf den Kopf seiner weißen Bevölkerung. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß allen Bedürfnissen genüge getan ist; denn Gelder für neue Eisenbahnen, Straßen usw. sind dabei noch nicht vorgesehen. All das muß aber schließlich mit dem Golde, das im Lande ruht, bezahlt werden. Und es sind zum größten Teil keine Meliorationsanleihen, durch deren zweckmäßige Verwendung eine dauernd gesteigerte Rente zu erzielen ist, sondern es sind Vorschüsse auf ein vorhandenes Kapital, das keine Kunst und keine Arbeit der Welt größer oder

kleiner machen kann. Es ist das Gold, das im Boden ruht, bei dem es allerdings von Verbesserungen der Technik und Verbilligung der Arbeitskräfte abhängt, bis zu welchem Grade es abgebaut werden kann. Aber immer bleibt es Kapital mit dem man die gemachten Aufwendungen zurückzahlen und verzinsen muß.

Da ist es natürlich sehr wesentlich, sich, wenn auch nur annähernd, eine Vorstellung darüber bilden zu können, welche Menge von Gold der transvaalsche Boden enthält. Man ist zwar wenigstens in bezug auf den Rand in einer günstigeren Lage, als irgendwo anders; trotzdem schwanken die Schätzungen sehr beträchtlich. Als eine untere Grenze wird man es immerhin annehmen können, daß, wie Michaut in einer sehr nüchternen und vorsichtigen Schrift: *L'Industrie aurifère au Transvaal, son passé — son avenir*, schätzt, der Wert des abbauwürdigen Goldes am Rande etwa 32 Milliarden Mk. beträgt. Ist es wirklich nicht mehr, dann ist die Summe, so hoch sie auch an sich erscheint, doch unverhältnismäßig klein zu den gemachten Aufwendungen. Ich habe aber auch mit sehr vorsichtigen Fachleuten gesprochen, die zu weit höheren Anschlägen allein für den Rand kommen, die beispielsweise meinen, daß selbst bei einer Produktion von 800 Millionen Mk. jährlich der Rand erst in hundert Jahren abgebaut sein würde. Außerdem ist Michaut in bezug auf die Tiefbauminen, die über eine Tiefe von 1200 m herausgehen, sehr skeptisch; vermutlich für die nächsten zehn oder zwanzig Jahre durchaus mit Recht; wie sich aber die Dinge in fernerer Zeit gestalten werden, darüber wären Prophezeiungen gegenwärtig doch recht gewagt, denn wir können uns heute weder von den Fortschritten der Technik in den nächsten Jahrzehnten noch

auch von dem Grenzpunkt, bis zu dem sich die Arbeitslöhne ermäßigen lassen werden, eine Vorstellung machen.

Hat man am Rand Anhaltspunkte für eine annähernde Schätzung seines Goldreichtums mindestens nach unten hin, so ist dies für das übrige Transvaal oder gar für das ganze Südafrika völlig ausgeschlossen. Bekanntlich waren es die Dekaapschen Goldfelder im Barbertondistrikt, die zuerst in Transvaal in Arbeit genommen wurden. Einige der dortigen Minen — wie die Sheba — lieferten einen enorm reichen Ertrag. Aber das Goldvorkommen ist da ebenso wie im Lydenburgdistrikt unregelmäßig und an Quarzgänge gebunden. Wenn man aber bedenkt, daß es in dieser Beziehung kaum anders dasteht, als die meisten Goldminen in anderen Erdteilen, so folgt daraus natürlich gar nichts für oder gegen die Abbauwürdigkeit dieser Vorkommen; es ist sogar durchaus wahrscheinlich, daß auch diese Distrikte eine Zukunft im Goldbergbau haben, dessen Bedeutung sich freilich nicht voraussagen läßt. Es gibt Leute, die behaupten, es wäre in den Soutpansbergen viel mehr Gold als am Rande, die Kapitalisten unterdrückten aber absichtlich die Erschließung dieses Gebietes, um das Kapital nicht vom Rande abzulenken. Schließlich bestehen die mineralischen Reichtümer Südafrikas aber auch nicht allein im Golde. Seit Jahren waren die Kimberleyer Minen die größten Diamantproduzenten der Welt; sie haben seit ihrer Entdeckung etwa für 2200 Millionen Mark Diamanten gefördert. Der beispiellose Reichtum der Premiermine, der auch dem transvaalschen Staatsfädel in so hohem Maße zugute kommt, war für Transvaal ein kaum erwartetes Geschenk, trotzdem man nach Lage der Dinge überall in Südafrika mit der

Möglichkeit von Diamantvorkommen rechnen muß; und die ganze Geschichte der Premiermine läßt vermuten, daß wir hier erst am Beginn von Entdeckungen stehen, deren Endergebnis sich in keiner Weise voraussagen läßt. In letzter Zeit machten auch Zinnvorkommen, insbesondere im Norden von Pretoria viel von sich reden; wie weit sie wirklich abbauwürdig sind, werden die nächsten Jahre erweisen. Das Vorkommen von Blei ist in Transvaal festgestellt, über ganz Südafrika findet sich auch Kupfer, das bis jetzt allerdings auch nur in Doksiep an der Westküste südlich vom Dranjesfluß mit Erfolg abgebaut wird. Der Reichtum an Kohlen steht über allem Zweifel fest; sie dienen bisher nur für den Gebrauch des eigenen Landes und im bescheidenen Maß für die Versorgung von Schiffen in Durban und Lorenzo Marques. Endlich ist an überaus reichen Eisenvorkommen nicht zu zweifeln, die bisher praktisch so gut wie bedeutungslos sind. Der Erfolg muß erst lehren, ob die Eisenwerke, die man jetzt — das eine in Transvaal, das andere im Norden von Natal, wo Kohle und Eisen dicht beisammen liegen — im Betrieb setzt, schon in den nächsten Jahren zahlbar gemacht werden können.

Aber sehen wir zunächst von allem ab, was mehr weniger als Zukunftsmusik erscheinen mag. Wie stehen die Aussichten für die nächsten Jahre und welchen Gewinn kann das Land selbst aus der Entwicklung der Minen ziehen, die gegenwärtig bereits im Werke oder geplant ist? Da kommen wir immer wieder auf die Goldindustrie des Randes als allein sichere Basis zurück; denn die Diamanten, die ein sehr wesentlicher zweiter Faktor im Wirtschaftsleben von Südafrika sind, bleiben doch wechselnden Weltmarktconjunkturen unterworfen und man

könnte hier keineswegs, selbst wenn eine Reihe neuer Minen bereits erschlossen wäre, eine bestimmte Vorausberechnung über die Steigerung der Produktion auf Jahre hinaus machen. Die Pläne der Goldindustrie am Rande lassen sich aus verschiedenen Äußerungen dahin zusammenfassen, daß die Kapitalisten als Ziel etwa eine Erzeugung im Werte von 1000 bis 1200 Millionen Mark jährlich ansehen. Wenn man bedenkt, daß vor dem Kriege bei Zugrundelegung der letzten Monatsziffer, die sich noch auf vollem Betrieb bezieht, mit einer Arbeiterzahl von etwa 100 000 Schwarzen, für 370 Millionen Mk. Gold gefördert worden wären, so müßten mit den 300 000 Arbeitern, die die Kapitalisten zu benötigen vorgeben, unter Berücksichtigung der fortdauernd auf Herabdrückung der Arbeitskosten bedachten Technik leicht 1200 Millionen Mark gefördert werden können. Wird dieses Programm aber auch durchgeführt werden können? Nehmen wir selbst an, daß die weitere Beschaffung von Chinesen auf keinerlei Schwierigkeiten stößt, so scheint doch die Kapitalbeschaffung nicht ganz glatt vor sich zu gehen. Ich habe schon auf die Gründe hingewiesen, die das Vertrauen des europäischen Kapitalistenpublikums so sehr erschüttert haben; obwohl der internationale Geldstand flüchtig ist, finden doch fortgesetzt Verkäufe von südafrikanischen Minenanteilen insbesondere in Paris statt und drücken das Kursniveau beständig herab. Auch zeigte sich folgende Erscheinung, als im Herbst 1904 der Minenmarkt etwas größere Lebhaftigkeit aufwies: eine Anzahl von Gruppen, die nicht zu den großen Finanzhäusern gehören, benützte diese Gelegenheit sofort, um die Anteile ihrer Gesellschaften, hauptsächlich spekulativer Natur, an den Markt zu bringen. Es heißt, daß darum zwischen den Minen-

häusern sehr ernsthafte Zwistigkeiten entstanden, da die Ecksteingruppe vor allem darauf ausgeht, ihre Tiefbauminen in Gang zu bringen oder mindestens die Anteile wieder auf den Stand vor dem Kriege hinaufzutreiben. Es wird aber natürlich von dem Zeitraum, in dem neues Geld beschafft werden kann, abhängen, wann das Ziel einer Produktion von 1200 Millionen Mk. Gold jährlich erreicht werden wird.

Um sich einen Begriff davon zu machen, in welchem Maße eine derartige Produktionssteigerung dem Lande selbst zugute kommen wird, ist ein Überblick über die Verwendung nötig, die die gegenwärtige Erzeugung findet. Von der Goldproduktion bildet ein Viertel bis ein Drittel den reinen Gewinn, der zur Dividendenverteilung verfügbar ist. In den Jahren nach dem Kriege wurde allerdings nicht soviel ausgeschüttet, da die Gesellschaften vielfach aus den Gewinnen die Kosten von Wiederherstellungen und Neuanlagen bestritten haben oder größere Summen zu ihrer Verfügung halten. In normalen Zeiten wird man wohl mit einem Gewinn von einem Drittel des Rohertrages rechnen können; ein Steigen über diesen Anteil hinaus ist deshalb unwahrscheinlich, weil jede Verminderung der Arbeitskosten stets den Anreiz geben wird, minderwertiges Erz, das man bisher überhaupt nicht bearbeitet hat, auszubeuten. Die Dividenden strömen zum größten Teil außer Landes; denn soweit das Publikum in Südafrika selbst Minenpapiere besitzt, sind es meist solche spekulativer Art, also von Gesellschaften, die noch nicht in das dividendenzahlende Stadium eingetreten sind. Ganz oder zum Teil im Lande zu bleiben hat nur der Anteil der Golderzeugung Aussicht, der die Erzeugungskosten deckt. Nehmen wir

nun diese mit 20 Mk. für die Tonne an (in der Tat ist der Durchschnitt etwas höher), so gehen davon rund 5 Mk. oder ein Viertel auf Löhne farbiger Arbeiter. Von diesem Gelde wandert ein Teil nach China mit den heimkehrenden Chinesen; einen Teil verdienen die Schiffe, die sich mit dem Transporte der Kulis befassen. Für die Ernährung der Chinesen kommt Reis und Trepang gleichfalls aus China und muß daselbst bezahlt werden. Von den farbigen Arbeitern stammt weit mehr als die Hälfte aus dem portugiesischen Gebiet und aus Britisch-Zentralafrika; von dem Gelde, das diese Leute verdienen, geht daher wiederum der größte Teil außer Landes und wird dort in Alkohol oder Weibern angelegt. Jedenfalls wird nur ein kleinerer Teil aller in den Johannesburgurer Minen an farbige Arbeiter bezahlten Löhne an Ort und Stelle verbraucht und ein gleichfalls nur bescheidener Teil später innerhalb der englischen Kolonien Südafrikas. Verhältnismäßig am meisten wird wohl von dem anderen Viertel der Produktionskosten, den Löhnen für Weiße im Lande verbraucht werden. Aber auch hier gibt es Abflußquellen, an die man nicht ohne weiteres denkt. Nach der Statistik über das letzte Jahr vor dem Kriege waren von sämtlichen weißen Minenarbeitern 64% ledig und 36% verheiratet, von letzteren hatten aber 45% ihre Familien nicht bei sich, sondern in England, Neuseeland oder sonst wo. An diesem Zustande hat sich auch nach dem Kriege nichts geändert. Wieviel Geld zur Erhaltung dieser Familien außer Landes fließt, läßt sich nach der Poststatistik, wenn auch nicht genau schätzen, so doch ahnen, wenn man liest, daß im Budgetjahre 1903/04 allein mittelst Postanweisung fast 19 Millionen Mk. mehr außer Landes gegangen sind, als dahin auf diesem

Wege zurückkamen; von dem weggeschickten Gelde gingen 11,5 Millionen nach England. Wenn man nun bedenkt, wie ausgebildet das Scheckwesen in England und wie sehr der Engländer an seinen Gebrauch gewöhnt ist, so wird man sich eine beiläufige Vorstellung davon machen können, welche Summe jährlich auf diesem Wege außer Landes fließt.

Von der zweiten Hälfte der Produktionskosten muß wiederum ein guter Teil für Bedarfsartikel der Minen, die aus Europa oder Amerika stammen, verwendet werden. Maschinen, Förderseile, aber auch Holz jeder Art, Wellblech, Kerzen, alles wird importiert; nur die Sprengstoffe werden zum Teil im Lande erzeugt. Dieses Geld bildet nun zwar wohl einen vollen Gegenwert in der Ausfuhr gegenüber der Einfuhr, aber dem Umlauf im Lande ist es natürlich entzogen. Sollte also selbst die Goldproduktion im Laufe der nächsten fünf oder zehn Jahre auf das Dreifache der jetzigen steigen, so darf man sich doch keineswegs einen so fabelhaften Aufschwung des Landes damit verbunden denken, wie ihn die Phantasie mancher Leute in Südafrika sich und anderen vormalt. Die Zahl der weißen Arbeiter in den Minen wurde von der Minenkammer für März 1905 auf 16 225 angegeben, gegen 12 000 im August 1899. Daß nun bei annähernd gleicher Goldproduktion in den beiden Vergleichsmonaten (sie war 1899 sogar etwas größer als 1905) die Zahl der weißen Arbeiter um mehr als 4000 gestiegen ist, erklärt sich nur dadurch, daß gegenwärtig viel Aufschließungsarbeiten gemacht, neue Tagbauten, Behausungen für Chinesen hergestellt werden usw. Auch hat die Minenkammer alles aufgeboten, um diese Ziffer möglichst hoch hinaufzuschrauben, um dadurch die vermehrte Arbeits-

gelegenheit für Weiße infolge der Chineseneinfuhr beweisen zu können. Aber in dem Maße, wie mit steigender Versorgung der Minen mit farbigen Arbeitskräften der Abbau intensiver wird, wird sich auch das Verhältnis der weißen zu den farbigen Arbeitern und zu der produzierten Goldmenge fortdauernd zuungunsten der ersteren verschieben. Die gleiche Tendenz wird die fortschreitende Technik haben, denn es ist ganz unmöglich, das von Georges Albu in Aussicht gestellte Ziel einer Verminderung der Produktionskosten auf 12,50 Mk. zu erreichen, ohne den Anteil weißer Arbeit daran erheblich herabzudrücken. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß der Bedarf der produzierenden Minen selbst bei einer Erzeugung, die das Dreifache der jetzigen beträgt, durch die doppelte Zahl der jetzt angestellten Weißen reichlich gedeckt sein wird. Ist man einmal überhaupt so weit, dann wird die Minenindustrie am Rande wohl in eine Art Beharrungsstadium eintreten; die Zeit, die vorwiegend der Erschließung gewidmet war, wird vorüber sein; nur in dem Maße, wie einzelne Minen sich erschöpfen, wird das in ihnen angelegte Kapital für neue Anlagen verwendet werden. Zieht man noch in Betracht, wieviel weiße Arbeiter nicht allein in den Minen bei Neuanlagen beschäftigt sind, sondern auch in der Stadt Johannesburg beim Bau von Häusern, öffentlichen Werken usw., bedenkt man ferner, daß auch jetzt bereits der Arbeitsmarkt in Johannesburg überfüllt und an Arbeitslosen kein Mangel ist, so wird man übertriebene Vorstellungen über die Zunahme der Bevölkerung, die die voraussichtliche Vermehrung der Goldproduktion und die damit verbundene Steigerung der Arbeiterzahl in den Minen mit sich bringen könnte, leicht berichtigen. Eine Zunahme

der weißen Bevölkerung wird wohl eintreten, mit der der Goldproduktion selbst aber sicherlich nicht Schritt halten. Es ist auch für die Beurteilung der politischen Zukunft des Landes von Bedeutung, sich diese Tatsache klar gemacht zu haben, obwohl natürlich die Einschränkung hierbei gemacht werden muß, daß unerwartete Entdeckungen von Mineralien in anderen Teilen Südafrikas das Bild einigermaßen verschieben können. Wie bescheiden aber die Volkszunahme ist, die beispielsweise die Diamantminen in Kimberley oder die Premiermine mit sich gebracht haben, darauf habe ich früher bereits hingewiesen.

Eine andere Frage, die gleichfalls des politischen Interesses nicht entbehrt, ist die, in welcher Weise sich das im Lande verbleibende Geld verteilt und den einzelnen Kolonien Südafrikas zugute kommt. Es ist ein alter Gegenstand der Fehde, wer den größten Anteil an dem Durchfuhrhandel nach Johannesburg haben solle. Diese Frage hatte stets einen hochpolitischen Charakter und war für das Verhältnis der Kapkolonie und der dortigen Buren zum Transvaal von großer Bedeutung. Die erste Eisenbahn, die im Jahre 1892 Johannesburg erreichte, wurde von der Kapkolonie aus durch den Oranje-Freistaat gebaut; die Entfernung beträgt nach Kapstadt 1629, nach Port Elisabeth 1146, nach East London 1069 Kilometer. Das Streben Transvaals, einen von England nicht kontrollierten Zugang zum Meere zu besitzen, führte zum Bau der Delagoabay-Eisenbahn, und erst nachdem diese vollendet war, wurde der Anschluß an die Natalischen Bahnen nach Durban zu fertig gestellt; beide Strecken wurden im Jahre 1895 eröffnet. Die Entfernung Johannesburg—Durban stellt sich auf 777, die von Johannesburg nach Lorenzo Marques an

der Delagoabai auf 607 Kilometer. Der Verkehr gewöhnte sich rasch an die neuen Wege; von 1896 auf 97 nahm die Einfuhr nach Transvaal über Natal um 20%, über Delagoabai um 60% zu, während sie über die Häfen der Kapkolonie um 30% abnahm. Lorenzo Marques hat alle Vorzüge der Nähe für sich, die sich durch den Bau der Swasilandbahn noch steigern werden, da diese die Entfernung um ein weiteres Stück verkürzt und auch viel geringeren Terrainschwierigkeiten begegnet als die bestehende Strecke, die zum Teil als Zahnradbahn geführt ist. Durch eine Tarifkonvention, auf die ich noch zurückkommen werde, ist Lorenzo Marques bis jetzt verhindert worden, diese Vorteile voll auszunutzen. Trotzdem ging der Anteil der Kapkolonie am Durchfuhrhandel nach Transvaal weiter zurück und betrug 1904 nur mehr 17,8% der Gesamteinfuhr gegen 23% im Jahre 1903, während er in der Zeit von 1892 bis 1895 80% betragen hatte. Auf die Dauer wird kein künstliches Tariffsystem mehr die Ausnützung natürlicher Vorzüge verhindern können, die in Lorenzo Marques außer seiner Nähe zu Johannesburg auch in dem Besitz seines prachtvollen Hafens liegen. Wenn dann die Kapkolonie in ihren wirtschaftlichen Beziehungen zu Transvaal auf jenes bescheidene Maß zurückgesetzt sein wird, das die natürlichen Bedingungen vorschreiben, so wird sich ihr Durchfuhrhandel wohl auf folgendes beschränken: Kapstadt wird nach wie vor der nächste Anlaufhafen für die von Europa kommenden Schiffe und daher die kürzeste Verbindung mit Europa sein. Der Weg von Lorenzo Marques nach Neapel ist zwar etwa um eine Tagereise kürzer als der von Kapstadt nach England. Rechnet man dazu, daß die Post gegenwärtig von Johannesburg nach Kapstadt fünfzig Stunden

braucht, von dort nach Lorenzo Marques nach Vollendung der Swasilandbahn indes sicherlich nicht mehr als zwölf, so könnte sich unter Zurechnung der Entfernung von Neapel oder Brindisi nach England eine Zeitersparnis von einem Tag für die Post ergeben unter der Voraussetzung, daß die Dampfer mit gleicher Geschwindigkeit fahren, wie die Postdampfer an der Westküste. Durch Anschluß an die indische Post in Aden ließe sich vielleicht noch ein weiterer Tag sparen: Aber die Höhe der Gebühren durch den Suezkanal könnte eine Postdampferlinie an der Ostküste nur unter hoher staatlicher Subvention leistungsfähig machen, und für die nächste Zeit ist an eine Bereitwilligkeit Englands dazu nicht zu denken. Der Bau einer Bahn von einem Punkte der Westküste etwa von Port Alexander nach Johannesburg ist vorläufig wohl ad Kalendas graecas verschoben und wann die Kap—Kairobahn vollendet sein wird, steht ebenso in den Sternen, wie die Frage, ob sie auch nur für den Postdienst der Dampferverbindung von England nach Kapstadt einen Wettbewerb wird bereiten können. Die Reise an der Ostküste erfreut sich zwar steigender Beliebtheit, aber nur in den Monaten, wo die Temperatur im roten Meere erträglich ist; und für den der es eilig hat, ist die Reise gegenwärtig doch zu lang. So hat Kapstadt für eine absehbare Zukunft nichts zu fürchten; seine Stellung als Landungshafen für die Post und den größten Teil der Reisenden aus Europa wird so leicht nicht erschüttert werden. Damit kommt natürlich auch etwas von dem in Johannesburg erworbenen Gelde in das Land, Kapstadt und seine Umgebung gehört auch landschaftlich zum Schönsten, was Südafrika aufzuweisen hat. Auch mag der eine oder andere, der sein Geld

in Johannesburg gemacht hat und Südafrika doch nicht dauernd den Rücken kehren möchte, Kapstadt oder einen seiner Vororte zum dauernden Aufenthalte wählen. Von dem Durchfuhrhandel wird der Teil, bei dem es auf rasche Beförderung ankommt, und Qualitätswaren, bei deren Wert die Fracht keine erhebliche Rolle spielt, wohl auch in Zukunft den Weg über Kapstadt wählen; aber damit wird sich der Anteil der Kapkolonie am Durchfuhrhandel nach Transvaal in dem Augenblick erschöpfen, wo er von keiner künstlichen Tarifpolitik mehr unterstützt wird. Früher oder später wird dieser Zeitpunkt eintreten müssen. Hieraus ergibt sich, daß auch ein starker Aufschwung der Goldindustrie in Transvaal der Kapkolonie nur einen sehr bescheidenen Nutzen bringen wird, und diese auf die Erschließung der Hilfsquellen, die ihr im eigenen Lande zur Verfügung stehen, wird bedacht sein müssen. Diese eigene Produktion ist aber — wenn man von den Diamanten absteht — fast ausschließlich landwirtschaftlich. Sie kann bis zu einem gewissen Grad von einer Bevölkerungszunahme in Transvaal Gewinn ziehen; aber auch in dieser Beziehung muß man sich vor Überschätzung hüten.

Wenn man eben nach Südafrika gekommen ist und das herrliche Klima mit besonderem Behagen genießt, so neigt man leicht zum Optimismus und glaubt, wenn die Bevölkerung nur wollte, könnte alles Denkbare aus diesem Lande gemacht werden. Aber wer in diesem Lande geboren ist oder es durch langen Aufenthalt kennt, der wird aus seiner Erfahrung heraus genugsam führen können, um diesen überschwänglichen Enthusiasmus zu belehren. Man meint, wenn man die Wunder sieht, die einige kräftige Regenschauer in der Karroo hervor-

bringen, das Wasser wäre das einzige, was dem Lande fehle, und wenn man es auf künstliche Weise beschaffen könnte, dann würde der Boden jede ihm gewidmete Fürsorge tausendfach heimzahlen. Wäre dies selbst richtig, so würde es noch nicht beweisen, daß das Wasser auch überall zu beschaffen ist. Das Bohren führt nicht stets zum Ziele und auch, wo es Erfolg hat, darf man sich nicht vorstellen, daß man aus einem unermesslichen unterirdischen Reservoir schöpfe, das gar nicht geleert werden könne. Die Idee, daß man nur eine genügende Anzahl von Windmühlen in der Karroo aufzustellen brauche, um aus der Wüstenei, die sie jetzt vorstellt, ein lachendes Ährenfeld zu machen, bedarf keiner ernsthaften Widerlegung. Auch der an sich naheliegende Gedanke, daß es doch schließlich in den meisten Teilen Südafrikas im Laufe des ganzen Jahres genügend regne, der Regen aber nur zu ungleich über die einzelnen Jahreszeiten verteilt sei, man ihn daher nur zur rechten Zeit auffangen müsse, um das kostbare Naß das ganze Jahr über zur Verfügung zu haben, läßt sich nicht ohne weiteres verwirklichen. Denn die starke Verdunstung, der durchlässige Boden machen nicht jeden Platz geeignet, um darauf einen „Damm“, die in Südafrika beliebteste Form der Bewässerungsanlagen, zu errichten. Trotzdem ist in den letzten Jahren für künstliche Bewässerung außerordentlich viel geschehen. In der Kapkolonie waren im Jahre 1891 146 085 Kapsche Morgen unter künstlicher Bewässerung, 1904 waren es 196 400; die Zahl der künstlichen Brunnen stieg in der gleichen Zeit von 617 auf 2168. Die Produktion hat aber keineswegs im Verhältnis zu diesen Aufwendungen zugenommen. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen, etwa bei Bewässerung aus den

wenigen, das ganze Jahr über gefüllten Flüssen Südafrikas, wird die Irrigation immer eine Verteuerung der Produktionskosten zur Folge haben. Und wenn man bedenkt, wie leicht es der Erzeugung anderer Länder fällt, an Ort und Stelle als Wettbewerber aufzutreten, wie wenig die Schiffsfrachten ausmachen, dann stellt sich sehr leicht die Frage kritisch genug, ob der Ackerbauer in Südafrika noch Aussicht hat, auf seine Kosten zu kommen. Es wird bei den verschiedensten Anlässen gerne dem südafrikanischen Farmer vorgerechnet, in welcher Höhe landwirtschaftliche Produkte, die im Lande selbst erzeugt werden könnten, dahin eingeführt werden; es wird eine Summe von etwa 120 Millionen Mk. jährlich genannt. Ich entnehme der Kapischen Einfuhrstatistik, daß z. B. im Jahre 1903 eingeführt wurde: für 6,4 Millionen Mk. Butter und Margarine, 2,2 Käse, 5,4 Mehl, 7,6 Mais, 4,4 Hafer, 26,0 Weizen, 1,8 Eier, 31,0 gefrorenes und konserviertes Fleisch, 5,6 konservierte Milch, 2,8 Kartoffel, usw. Ein Teil dieser Einfuhr ging nach den ehemaligen Republiken durch; auch wenn man in Rücksicht zieht, daß der Bedarf in diesem Jahre ungewöhnlich hoch war und die Erzeugung infolge der Nachwehen des Krieges noch stark danieder lag, bleibt es eine ansehnliche Ziffer.

Alles hier Genannte kann und wird auch im Lande selbst erzeugt. Aber nehmen wir z. B. das Brotgetreide, also vor allem Weizen, und wir erhalten folgendes typische Bild südafrikanischer landwirtschaftlicher Verhältnisse: im westlichen Teil der Kapkolonie, der Winterregen hat, insbesondere im Malmesburydistrikt, ferner in dem an Basutoland angrenzenden Teilen des Freistaats gedeiht der Weizen ohne künstliche Bewässerung. Sonst kann er unter künstlicher Bewässerung überall gebaut

werden, ist jedoch stets vom Rost bedroht, gegen den alle möglichen Mittel nicht immer mit Erfolg angewendet werden. Zu den Krankheiten kommen die Heuschrecken, die manchmal die Hoffnung auf Ernte vernichten. Die wechselnden Ziffern der Getreideeinfuhr spiegeln am deutlichsten die außerordentlichen Schwankungen der Ernte wieder. So führte die Kapkolonie 1883 für 9 Millionen Mark Getreide und Mehl ein, 1885 für 5, 1889 nur für eine halbe, 1890 wieder für 5, 1894 für 2, 1898 für 20, Natal 1894 für 400 000 Mk., 1896 für 6 Millionen, während der Freistaat 1896 für 3 Millionen, 1898 für 800 000 Mk. ausführte. Dies zeigt zur Genüge, wie wenig der Ackerbauer auf eine halbwegs regelmäßige Ernte zählen kann. Dort, wo die Regen im Sommer fallen, bildet der Mais die Hauptfrucht, die gebaut wird. Er wächst ohne künstliche Bewässerung, sein Gedeihen ist aber auch hier von einer ganzen Reihe von Zufälligkeiten abhängig. Wenn der erste Sommerregen nicht bis Mitte Dezember gefallen ist und den Boden zu pflügen gestattet, ist es fast überall auf dem Hochplateau zur Ausfaat zu spät. Vor dem Kriege, insbesondere in der ersten Zeit, wo das Bahnetz noch nicht so ausgebaut war, bekam der Bur in Johannesburg für seinen Mais bis zu 25 Mk. für den Sack. Im letzten Jahr sank der Preis auf 6 bis 7 Mk. infolge einer vorhergegangenen guten Ernte und starker Übereinfuhr durch die Händler. Der Bur verkauft zu diesem Preise bereits mit Schaden, sobald er irgend erhebliche Transportspesen hat. Der Maisproduzent in den Südstaaten Amerikas hat aber noch einen schönen Gewinn, wenn er den Sack Mais für 3,50 Mk. los wird. Er kann noch auf dem Johannesburger Markt konkurrieren, wenn ein

Farmer, der 40 Kilometer von Johannesburg ohne Bahnverbindung dahin lebt, bereits ausgeschaltet ist. Ohne den Schutz entsprechender Zölle und einer geeigneten Tarifpolitik ist der Ackerbau Südafrikas dem Auslande gegenüber nicht wettbewerbsfähig. Aber selbst unter diesen Voraussetzungen wird er stets unter großen Schwankungen im Ertrag zu leiden haben und höchstens in sehr guten Jahren den Bedarf der Bevölkerung decken. Von einem Wettbewerb auf dem Weltmarkt wird kaum je die Rede sein können.

So bleibt für absehbare Zeit die Viehzucht derjenige landwirtschaftliche Betrieb in Südafrika, der die meisten Aussichten auf Erfolg hat. Aber auch hier kämpft der Farmer mit einer Reihe von Schwierigkeiten, die in der Natur des Landes liegen, und, wenn überhaupt, nur langsam überwunden werden können. Dies zeigt sich bereits äußerlich in folgenden Ziffern: Bereits im Jahre 1875 betrug die Ausfuhr an Schafwolle aus der Kapkolonie 40 000 000 engl. Pfund im Werte von 57 Millionen Mk., 10 Jahre später ging der Export auf 34 000 000 Pfund zurück und hielt sich dann in den 90 er Jahren zwischen 60 und 70 000 000 Pfund. Von den Kriegsjahren weist nur das Jahr 1900 einen beträchtlichen Rückgang in der Wollausfuhr auf. Die Viehzählung des Jahres 1904 zeigt in der Kapkolonie fast in allen Viehgattungen eine Verminderung gegenüber 1891; das Hornvieh ging von 2 210 834 auf 1 750 742, Pferde, Maultiere und Esel von 540 492 auf 395 984, der Schafbestand von 16 706 106 auf 11 436 788 zurück; bloß die Zahl der Strauße vermehrte sich von 154 880 auf 357 412. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen im Jahre 1891 8,93 Wollschafe, 1904 nur mehr 3,91.

Gewiß ist dieser Rückgang zum Teil als Wirkung des Krieges zu betrachten, der einerseits zu direkten Verlusten in den Bezirken führte, die der Schauplatz kriegerischer Operationen waren, dann durch den Verkauf von Vieh an die Truppen und nach dem Friedensschluß an die von Vieh völlig entblößten neuen Kolonien den Viehbestand der Kapkolonie verminderte. Aber allein kann das die Ursache nicht sein, wenn man insbesondere die bescheidene Vermehrung der Wollproduktion in den Jahrzehnten vor dem Kriege in Betracht zieht. Mit der sonstigen raschen Entwicklung der Kapkolonie hat jedenfalls die Viehzucht, die den aussichtsreichsten landwirtschaftlichen Betrieb Südafrikas vorstellt, keineswegs Schritt gehalten. Diese Tatsache erklärt sich aus den fortgesetzten Schädigungen, die der Viehzüchter in Südafrika durch Viehseuchen und Dürre erleidet. Kurz vor dem Kriege hatte das Rotwasserfieber fast den ganzen Viehstand von Transvaal vernichtet. Gegenwärtig wütet das Küstenseuchfieber in Rhodesia und Transvaal und droht, sich weiter nach Süden auszubreiten, für die Buren gerade jetzt ein besonders schwerer Schlag, wo sie eben beginnen wollen den Viehstand wieder etwas in die Höhe zu bringen. Die lange Trockenheit der letzten Jahre hat in der Karroo die Schafherden stark dezimiert, die teilweise auch schon durch den Krieg gelitten hatten. Glücklicherweise konnten sich die Schafburen diesmal teilweise dadurch helfen, daß sie entweder selbst nach dem Freistaat zogen und dort Grund für ihre Herden pachteten oder diese dahin verkauften, so daß der Schafbestand des Freistaats verhältnismäßig rasch wieder auf 2 Millionen anwuchs. Nun läßt sich der Dürre wenigstens zum Teil durch Anlage von Brunnen begegnen, da wunderbarer-

weise trotz jahrelanger Trockenheit die Büsche der Karroo den Schafen immer noch Nahrung geben und diese direkt durch das Versiegen der Trinkstellen eingehen. Aber die durch die Dürre der letzten Jahre verursachten Entmutigung ist doch so groß, daß viele Schafzüchter beabsichtigen, die Zucht des Merinoschafes aufzugeben und zu der des widerstandsfähigeren Afrikanderschafes überzugehen, das überhaupt keine Wolle gibt, trotzdem gut bezahlt, so lange die Fleischpreise ihre jetzige Höhe behaupten.

Die zweite Plage der südafrikanischen Viehzucht, die Krankheiten, haben keineswegs in klimatischen Bedingungen ihre Ursache; denn sie sind sämtlich durch eingeführtes Vieh im Lande verbreitet worden. Und es ist sehr wohl möglich, daß man durch Vervollkommnung der Schutzmaßregeln und Verbesserung der Veterinärpolizei schließlich der Seuchen ebenso Herr werden können, wie man dies in den Kulturstaaten Europas heute nahezu erreicht hat. Aber in allzu naher Aussicht steht dies nicht, denn es setzt einen großen Aufwand von Geldmitteln voraus; eine andere Schwierigkeit ist die, bei der Bevölkerung, insbesondere bei den Eingeborenen, ein solches Maß von Einsicht zu verbreiten, wie es zu verständnisvoller Zusammenarbeit mit den Behörden unerlässlich ist. Jedenfalls sind die Schwierigkeiten hier ganz anders groß, als in unseren alten Kulturländern; einen Begriff davon geben die Erfahrungen, die man in der Kapkolonie bei der Bekämpfung der verhältnismäßig unschuldigen Schafräude gemacht hat, wo man trotz Aufwendung recht beträchtlicher Mittel bisher nur wenig vorwärtsgekommen ist.

Die Viehpreise in Südafrika sind gegenwärtig noch

außerordentlich hoch, der Preis eines Ochsen beträgt 2—300 Mk., der eines Pferdes 4—500 Mk. und mehr, der eines Schafes 20—30 Mk. Wer unmittelbar nach dem Kriege mit einigem Kapital die Viehzucht wieder zu beginnen in der Lage war und von Seuchen verschont geblieben ist, hat gegenwärtig jedenfalls günstige Aussichten. Große Kosten wird immerhin noch die Einzäunung der Farmen verursachen, die für die Bekämpfung der Viehkrankheiten ganz unerlässlich und bis jetzt nur im Freistaat vollkommen durchgeführt ist. Noch im Jahre 1903 wurde nach der Kapkolonie und Transvaal gefrorenes und konserviertes Fleisch im Gesamtwerte von über 50 Millionen Mark eingeführt. Es steht natürlich außer Zweifel, daß Südafrika in normalen Zeitläuften vollkommen in der Lage ist, seinen eigenen Bedarf an Fleisch selbst zu decken. Wenn man aber bedenkt, daß das gefrorene Fleisch, das aus Neuseeland, Australien und Argentinien kommt, nach den südafrikanischen Häfen für 25 Pf. für das englische Pfund geliefert werden kann, dort allerdings infolge der hohen Preise des einheimischen Viehes für 60—70 Pf. verkauft wird, so zeigt sich klar, wie tief die Preise des selbsterzeugten Viehes noch sinken müssen, bevor dieser Wettbewerb völlig aus dem Felde geschlagen werden kann. Trotz der an sich nicht ungünstigen Bedingungen für die Viehzucht und der hohen Preise verlangen die Farmer aller südafrikanischen Kolonien sehr nachdrücklich die Wiedereinführung des Zolls von 16 Pf. auf das Pfund, mit dem der Viehzüchter vor dem Kriege geschützt war. Man kann daraus ermessen, wie fern die Möglichkeit noch liegt, daß der südafrikanische Viehzüchter mit dem argentinischen oder australischen auf dem Weltmarkt

konkurriere; denn selbst wenn wir von den Viehseuchen absehen, ist er dem Herdenbesitzer am La Plata gegenüber im Nachteil, der Grund und Boden ist viel teurer, es fehlen die Wasserwege zur See. Es kommt dazu, daß die Absatzmöglichkeit für gefrorenes Fleisch doch nur beschränkt ist, da alle Länder, England nicht ausgenommen, ihr Möglichstes tun, um die eigene Viehzucht zu schützen und ihre Leistungsfähigkeit möglichst zu steigern. Wenn aber das Ziel der südafrikanischen Viehzüchter für irgend absehbare Zeit nicht höher gesteckt werden kann, als den eigenen Markt mit Fleisch zu versorgen, dann ist auch der Entwicklungsmöglichkeit dieses Zweiges der Landwirtschaft eine Grenze gesetzt, die zwar noch weit über der Stufe ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit steht, aber keineswegs einer Steigerung der in der Landwirtschaft beschäftigten Bevölkerung unbegrenzte Perspektiven stellt.

Dem Farmer in Südafrika bleibt sicherlich noch viel zu tun übrig in bezug auf die Verbesserung der von ihm gezogenen Viehrassen und die Steigerung des erzielten Produktes, insbesondere der Wolle und des Mohairs durch eine sorgfältige Nachbehandlung. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß von der englischen Regierung in dieser Richtung durch Anlage von Musterfarmen und Einführung von gutem Zuchtvieh mancherlei getan worden ist. Freilich fällt auch hier die starke Verschwendung auf, die mit den vorhandenen Mitteln getrieben wird, sowie ferner eine gewisse Einseitigkeit, die von den bis hin gemachten Erfahrungen keinen Gebrauch machen und alles möglichst genau nach heimischem Muster regeln will. Insbesondere die Vorliebe der Schotten für alles, was aus ihrer Heimat kommt, ist rührend, bei dem großen

klimatischen Gegensatz zwischen Schottland und Südafrika aber nicht immer erfolgversprechend. Daß dabei manches Lehrgeld bezahlt werden muß, kann nicht ausbleiben. Die Verwendung von Molkereiprodukten bietet dem Farmer auch noch die Möglichkeit, seine Einnahme beträchtlich zu steigern, aber er kämpft auch hier mit der Schwierigkeit, daß das südafrikanische Vieh nur wenig Milch gibt, und auch eingeführte Tiere bei der Haltung im freien Feld sehr bald dieselbe Eigenschaft annehmen, selbst wenn es sich von Hause aus um gute Milchrassen handelt. Stallfütterung lohnt sich aber in südafrikanischen Verhältnissen nur in der Nähe großer Städte, wo die Milch sofort zu guten Preisen Absatz findet.

Noch viel mehr als die Viehzucht ist der Gemüsebau natürlich rein auf den nächsten Markt angewiesen. Und man darf hierbei nie vergessen, wie ungemein beschränkt dieser selbst im günstigsten Falle, wie zum Beispiel in Johannesburg ist. In der Umgebung von Johannesburg wird von Italienern, Portugiesen und indischen Kulis sehr ausgiebig Gemüsebau getrieben. Die hohen Preise der Lebensmittel in der Goldstadt könnten zu der Annahme verführen, daß es sich hier um einen höchst einträglichen Beruf handle. An der Hand sehr drastischer Ziffern und Beispiele weist aber Owen Thomas nach, wie dieser Gewinn hauptsächlich in die Taschen der Händler fließt, die mit einem Profit von 300—600 % zu arbeiten gewohnt sind, und wie leicht hier eine Überproduktion eintritt, die die Preise unter die Erzeugungskosten herabdrückt und insbesondere einen Wettbewerb in einer irgendwie erheblichen Entfernung von Johannesburg bereits zu einem Ding der Unmöglichkeit macht. Nur die verhältnismäßige Anspruchslosigkeit, der große

Fleiß und die langjährige Vertrautheit mit dem Gartenbau seitens der Leute, die ihn bei Johannesburg treiben, macht dies Geschäft für sie lohnend, für einen Menschen mit höheren Ansprüchen aber wirft er nicht genug ab, und einen Betrieb mit Arbeitern verbieten die hohen Arbeitslöhne. Freilich trifft man in der Nähe von Johannesburg Gärtnereianlagen, die in größerem Stil mit zahlreichen Arbeitern betrieben werden; ich erinnere mich einer solchen am Sachsenwald, die einem Deutschen gehört, und sicherlich guten Gewinn abwirft. Aber ein solches Geschäft, das hauptsächlich der Befriedigung von Luxusbedürfnissen dient, hat noch einen viel beschränkteren Markt, als die gewöhnliche Gemüsezuucht und natürlich ist hier noch viel weniger daran zu denken, daß eine größere Anzahl von Menschen von derartiger Tätigkeit leben könnte. Der Versuch, Kleinbauern in Südafrika lebensfähig zu erhalten, ist wiederholt gemacht worden und in den meisten Fällen gescheitert; wo man einen Erfolg verzeichnen konnte, wie z. B. in Wynberg Blatte bei Kapstadt und Neu-Deutschland bei Durban handelte es sich charakteristischerweise meist um Deutsche, die unter besonders günstigen Bedingungen in der Nähe von größeren Orten und vor allem infolge ihres großen Fleißes und ihrer Anspruchslosigkeit nach anfänglich sehr harten Zeiten schließlich doch zu Besitz und Wohlstand gelangten. In einem anderen Falle in dem deutschen Dorfe Kroondal bei Rustenburg gelang es deutschen Bauern durch die Kultur von Tabak zu einigem Wohlstand zu gelangen; auch hier waren es ganz besondere Verhältnisse, die das Gelingen ermöglichten. Kulturen wie die des Tabaks sind gewiß noch weiterer Ausdehnung fähig. Aber auch hier bedarf es sorgfältiger

Berücksichtigung der gegebenen Bedingungen, wenn man Fehlschläge vermeiden will; so ist z. B. die Tabakernte der Kapkolonie von 10 933 100 engl. Pfund im Jahre 1891 auf 5 309 300 im Jahre 1904 zurückgegangen. In besonders günstigen Lagen, wie in den Magaliesbergen, dann auch im Norden von Transvaal in der Gegend von Pietersburg gedeiht ein guter Tabak, der ohne Fermentation einfach getrocknet und von den Bewohnern Südafrikas in der kurzen Pfeife geraucht und sehr geschätzt wird. Wie weit er sich aber zur Verwertung auf dem Weltmarkt eignet, ist bisher noch nicht erprobt; auch hier wird Südafrika anderen Produktionsländern gegenüber infolge seiner hohen Arbeitslöhne in empfindlichem Nachteil sein.

Es sind nur wenige landwirtschaftliche Produkte Südafrikas, die sich bereits auf dem Weltmarkt einen sicheren Absatz erobert haben, das sind Straußenfedern, frisches Obst und — in sehr beschränktem Maße — Wein. Die Straußenzucht wird gegenwärtig vor allem in der sogenannten kleinen Karroo im Dudschoorndistrikt in ziemlich ausgedehntem Maßstab betrieben, die Ausfuhr an Straußenfedern stellte in den letzten Jahren durchschnittlich einen Wert von 18 Millionen Mk. jährlich vor. In den siebziger Jahren fand zuerst ein englischer Farmer durch die Anwendung von Brutmaschinen eine rationelle Methode der Straußenzucht; nun wurden für Land, das sich hierfür eignete, ganz übertrieben hohe Preise bezahlt, so daß sich zunächst auch bald ein Rückschlag geltend machte. Ist dieser auch gegenwärtig überwunden und hat die Zahl der Strauße, wie die oben angegebenen Ziffern lehren, auch in den letzten Jahren eine sehr beträchtliche Zunahme erfahren, so ist doch klar, daß es sich hier um einen Luxusartikel handelt, in dem

eine Überproduktion sehr leicht eintreten kann. Zudem hat die Straußenzucht mit einer steigenden Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu rechnen, denn ebenso gut wie Egypten, wo sie auch bereits in größerem Maßstab getrieben wird, eignen sich beispielsweise unsere ost- und südwestafrikanischen Kolonien dazu. In beiden Ländern kommen die Vögel wild vor, so daß der Ausfuhrzoll von 2000 Mk. für einen lebenden Vogel und 100 Mk. für ein Ei, durch das die Kapkolonie ihre Straußenzucht zu schützen sucht, für die Zucht kein Hindernis sind. Mit Früchten haben bisher vor allem die für Obstzucht so außerordentlich geeigneten Distrikte der westlichen Kapkolonie auf dem europäischen Markt Erfolg gehabt, und die Ausfuhr dahin ist im Steigen begriffen. Der Umstand, daß dieser Teil des Landes seine sicheren Winterregen und trockenen Sommer vor allem ohne Gewitter, die das reife Obst schädigen könnten, besitzt, läßt hier im Verein mit dem heißen Klima ein herrliches Obst gedeihen. Überdies fällt die Reifezeit in die Monate Januar und Februar, wo wir in Europa frische Früchte besonders entbehren. Die Dampferfahrt von 16 Tagen bildet, da die Schiffe mit Kühlkammern gut versehen sind, für den Export kein Hindernis; aber schließlich sind es doch vor allem die hohen Preise, die um diese Zeit gezahlt werden, die die Ausfuhr lohnend machen. Mag diese Ausfuhr selbst auch noch beträchtlich gesteigert werden können, so werden die kapschen Pfirsiche, Trauben und Pflaumen in unseren Wintermonaten doch immer ein Luxusgegenstand für die Tafeln der begüterten Klassen in England oder auf dem Kontinent bleiben; der Markt dafür wird also wohl stets ziemlich beschränkt sein. Ob Südafrika je mit getrockneten Früchten und Konserven in gleicher

Weise, wie gegenwärtig Kalifornien, dereinst den Weltmarkt überschwemmen wird, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist der Bezirk, wo Früchte in so ausgezeichnete Weise gedeihen, verhältnismäßig beschränkt, wenn auch natürlich für eine Ausdehnung der Obstkultur noch sehr viel Boden vorhanden ist.

Auch der Kapwein hat sich auf dem europäischen Markt schon einen gewissen Namen gemacht. Wenn die Ausfuhr dahin aber immerhin noch sehr bescheiden ist, so liegt dies an natürlichen Verhältnissen, die kaum so leicht einen Wandel erfahren werden. Der Wein entspricht infolge der klimatischen Bedingungen des Landes den Weinen, wie sie im ganzen Süden Europas und auch in Kalifornien erzeugt werden. Der allgemeine Geschmack ist diesen überaus kräftigen Weinen nicht sehr geneigt und die Erzeugung genügt mehr als hinreichend der Nachfrage. Die wenig sorgfältige Behandlung, die man dem Kapwein bisher angedeihen ließ, machte ihn überdies ohne Spritzzusatz nicht haltbar; die Regierungsfarm in Groß-Konstantia bei Kapstadt, sowie die Rhodesischen Farmen im Drakensteinthal bemühen sich jedoch einen reinen Naturwein herzustellen — wie versichert wird, mit Erfolg. Das Höchste, was damit erreicht werden kann, dürfte sein, daß der Wein in Südafrika selbst einen stärkeren Absatz findet und dem englischen Nationalgetränk — Whisky und Soda — etwas mehr Wettbewerb bereitet.

Schließlich sind noch einige Produkte zu erwähnen, die in der subtropischen Zone Transvaals zwischen Pietersburg und dem Limpopo den allgemeinen klimatischen Bedingungen zufolge wohl gedeihen können. So hatten Deutsche unter der alten Transvaalregierung in Spelonken

nördlich von Pietersburg Kaffeepflanzungen angelegt, die nach dem Kriege von einer englischen Gesellschaft übernommen wurden, durch Krankheiten aber vollständig vernichtet sein sollen. Über das Gedeihen von Baumwolle und Kautschukpflanzen fehlt es noch an genügenden Erfahrungen. In Natal gibt es Zuckerrohrpflanzungen, die aber trotz der billigen Arbeitskräfte, die ihnen in den indischen Kulis zur Verfügung stehen, nur Südafrika selbst versorgen können, und auch dann nur einigermaßen Aussicht auf Verdienst haben, wenn ihr stärkster Wettbewerber, Mauritius eine schlechte Ernte gehabt hat. Schon dieser Fall weist darauf hin, daß es nicht allein darauf ankommt, ob eine bestimmte Pflanze in einer Gegend gedeiht, sondern auch darauf, ob sie so gut gedeiht und mit so billigen Arbeitskosten gezogen werden kann, daß man auch wirklich imstande ist, mit den Ländern, die unter den günstigsten Bedingungen produzieren, in Wettbewerb zu treten, eine Lehre, die auch uns in Ostafrika mit dem Kaffee in sehr schmerzlicher und eindringlicher Weise erteilt worden ist. Es gibt nur wenige Produkte der tropischen und subtropischen Zone, die heute nicht im Übermaß erzeugt werden; und wenn auch vorübergehend für das eine oder andere ein guter Markt besteht, so wird dem Bedarf durch gesteigerten Anbau meist bald genügt und nur die Länder, die über die günstigsten Bedingungen und die billigsten Arbeitskräfte verfügen, haben Aussicht auf Erfolg.

In Phantasien über die Zukunft Südafrikas spielt auch die Forstwirtschaft keine kleine Rolle. Wenn man im Schatten der prachtvollen Eichenalleen, die seinerzeit die Holländer angelegt hatten, am Fuße des Tafelbergs wandelt oder wenn man nach Johannesburg mit der

Vorstellung kommt, dort eine Goldgräberstadt auf ödem Felde zu finden, und zu seiner angenehmen Überraschung die stauberfüllte City der Goldstadt von lieblichen Villenvororten umgeben findet, in denen riesige Eukalyptusbäume zum Himmel ragen, stattliche Eichen die Wege säumen und jede Art von Zierhölzern in den Gärten gedeiht, und wenn man dabei bedenkt, daß all das noch nicht zwanzig Jahre alt ist, und der Boden Johannesburgs vorher das gleiche öde Feld war, wie es sich dem Auge auf der Straße nach Pretoria kaum eine Stunde außerhalb der Stadt darbietet, wenn man die Bestände des Sachsen- und Frankenwaldes sieht, deren Anlage noch in viel jüngere Zeit zurückgeht, dann könnte man wohl meinen, es bedürfte nur der sorgsamten Hand des Menschen, um ganz Südafrika mit üppigen Wald zu bedecken. Man wirft den Buren gewöhnlich vor, daß sie Feinde des Waldes seien und zu seiner Vernichtung ihr Möglichstes beigetragen hätten. Daß die vorhandenen kümmerlichen Bestände von Dornbäumen gelitten haben, ist wohl zutreffend; aber es war der Zwang der Verhältnisse, der dazu geführt hat. In der ersten Zeit war dichtes Gebüsch den Viehzüchtern nicht erwünscht, weil es das Versteck wilder Tiere bildete; die Not zwang das vorhandene Holz zur Feuerung zu verwenden, da sonst getrockneter Dünger das einzige vorhandene Brennmaterial war. Die Grasbrände tun ihr übriges, um Nachwuchs nicht aufkommen zu lassen. Die Möglichkeit Wald in ausgedehntem Maße in Südafrika zu erhalten, ist zwar erwiesen. Aber die Beweiskraft der gemachten Experimente wird nach zwei Richtungen überschätzt. Zunächst kann ein Baum bis zu einem gewissen Alter recht gut gedeihen, kommen aber seine

Wurzeln einmal durch die mehr oder weniger dicke Schicht des Humus und verwitterten Gesteins hindurch und stoßen auf den nackten Fels, den sie nicht zu sprengen vermögen, dann stirbt der Baum ab, wovon man mannigfache Beispiele sehen kann; mir ist insbesondere eins in den Amatolasbergen in der östlichen Kapkolonie gut in Erinnerung. Eine zweite Frage ist die, bis zu welchem Grad diese Wälder überhaupt produktiv zu machen sind. In den Urwäldern die in ganz geringen Resten im Knyssnadistrift, im Pearybosch und an wenigen anderen Stellen erhalten sind, finden sich wohl einige nuzbare Hölzer. Das Holz der Eukalypten, die wegen ihrer Fähigkeit sich mit sehr wenig Wasser zu begnügen, mit besonderer Vorliebe in Südafrika gepflanzt werden, ist gerade nur als Brennholz zu verwerten, auch das Eichenholz ist dort, wo der Baum rasch wächst, sehr minderwertig. Vielleicht daß es mit der Zeit gelingt, Hölzer ausfindig zu machen, die auf südafrikanischem Boden gezogen, bis zu einem gewissen Grad die jetzige Einfuhr von Holz aus anderen Ländern ersetzen können. Aber wenn auch dieser Bedarf nicht ganz unbedeutend ist, so ist doch klar, daß er nie dazu führen kann, auch nur einen erheblichen Teil des Landes in Forstkultur zu nehmen. Und daß eine derartige Kultur mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Landpreise und die Möglichkeit, das Holz zu verwerten, überhaupt rentabel gemacht werden kann, dafür gibt es in Südafrika eigentlich nur ein Beispiel; das ist die Gerberakazie (black-wattle), die in Natal in starker Ausdehnung gepflanzt und deren Rinde als Gerbstoff ausgeführt wird. Der Sachsen- und Frankenwald in der Nähe von Johannesburg sind aber reine Luxusanlagen, die mit großen Kosten hergestellt

sind und in bezug auf die Ertragsfähigkeit der Forstkultur keinesfalls irgend etwas beweisen.

Aus diesen Gründen ist es wenig wahrscheinlich, daß in Südafrika jemals Wälder in solcher Ausdehnung entstehen, daß sie das Klima wesentlich beeinflussen können. Daß der Wald die Verdunstung der Bodenfeuchtigkeit verzögert, und dadurch wassererhaltend wirkt, ist an sich einleuchtend und zweifellos die allgemeine Regel, von der es aber in Südafrika paradoxe Ausnahmen gibt. So wurde mir in Natal ein Beispiel erzählt, daß eine Quelle, die unter einem mit Gerberakazien bepflanzten Walde entsprang, in dem Maße schwächer wurde und schließlich ganz versiegte, als die Bäume heranwuchsen, weil diese alle Feuchtigkeit an sich zogen. Sucht man nach Erfahrungen darüber, in wie weit vorhandene Wälder den Regenfall gesteigert haben, so begegnet man recht verschiedenen Urteilen. Während die einen behaupten, daß der recht erhebliche Baumbestand in und um Johannesburg das Klima dieses Ortes bereits augenfällig verändert habe und das Hochfeld am Rande jetzt einer der regenreichsten Teile des Landes sei, während es früher zu den regenärmsten gehört habe, behaupten andere Leute gerade das Gegenteil. Selbst zuverlässige meteorologische Messungen würden hier übrigens auch keine ganz sicheren Schlüsse gestatten, da der viele Rauch, der jetzt in dieser Gegend erzeugt wird, eine Steigerung der Niederschläge mit verursacht haben kann. Von manchen Leuten hörte ich sogar die zum Zweifel stark herausfordernde Behauptung, daß Farmen in der Karroo, wo man um das Haus herum einen etwas größeren Bestand von Bäumen angelegt habe, sich bereits eines merklich stärkeren Regenfalles erfreuen.

Trotzdem wäre es ausgeschlossen, daß selbst bei erwiesener günstiger Wirkung die Regierung imstande wäre, ausgedehnte Flächen des Landes mit Wald zu bestocken. Und der Farmer wird so lange nichts tun, als das nackte Feld ihm als Weide noch eine bescheidene Rente abwirft, als Wald aber nicht. Es gibt Leute, die in bezug auf die Zukunft Südafrikas besonders pessimistisch sind, und die behaupten, das Land trockene langsam aus. Ich habe sie gelegentlich damit getröstet, daß wir in Deutschland häufig in den letzten 15 Jahren die Befürchtung gehabt hätten, allmählich ertrinken zu müssen, bis uns der letzte Sommer fast zu viel des Trostes in entgegengesetzter Richtung gespendet habe. Wie bei uns auf der nördlichen Hemisphäre Perioden größerer Feuchtigkeit mit solchen größerer Trockenheit abwechseln, so wird es auf der südlichen auch sein, und die guten Zeiten mit dem reichlichen Regen, von denen die alten Leute dort erzählen, werden wieder ihren Einzug halten in das von so vielen Plagen heimgesuchte Land.

Wenn man all dies überblickt, dann kann man nur zu dem Schlusse kommen, daß die landwirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten Südafrikas ziemlich eng begrenzt sind; damit erledigt sich der Gedanke, daß es ein Land für Masseneinwanderung sei, das nur der fleißigen Hände bedürfe, um es zu erschließen und einen Faktor in der Weltproduktion daraus zu machen, der sich Kanada, den Vereinigten Staaten oder Argentinien an die Seite stellen könnte. Die starke Einwanderung der letzten Jahre, der wirtschaftliche Aufschwung, die Anlage großer Kapitalien war eine Vorwegnahme der Zukunft, eine Spekulation auf weit überschätzte Möglichkeiten des Landes. Nur langsam wird es in ein Gewand hinein-

wachsen, daß man ihm viel zu weit zugeschnitten hat. Millionen von Kapital werden noch ins Land kommen müssen, um seinen Mineralreichtum zu erschließen, erst in Jahren wird ein wirtschaftlicher Gleichgewichtszustand erreicht sein, der die Handelsbilanz Südafrikas auf eine gesunde Grundlage stellt. Gerade jetzt zeigt sich aber, daß die Beschaffung neuen Kapitals in Europa für die Goldminen Transvaals durchaus nicht so einfach ist; das Vertrauen des Publikums ist zu sehr erschüttert und muß erst durch eine solidere Geschäftsgebarung bei der Kapitalisierung der Minen wieder gewonnen werden. In wie weit über die durch die Erweiterung der Minenindustrie gezogenen Grenzen hinaus eine Steigerung der Produktion Südafrikas denkbar ist, wird im wesentlichen eine Frage der Arbeitslöhne sein. Der Markt, den irgendeine Industrie in Südafrika selbst findet, ist infolge der geringen Zahl seiner Bewohner sehr beschränkt. Die Tendenz der Schiffsfrachten neigt eher zum Sinken als zum Steigen; die Waren können ohne großen Frachtaufschlag von den Orten billigster Erzeugung auf den südafrikanischen Markt geworfen werden. Wie sollte ein Land diesem Wettbewerb die Spitze bieten können, in dem man dem gelernten weißen Arbeiter 15—20 Mk. und selbst dem Eingeborenen, der weiter nichts als seine Körperkraft zur Verfügung stellt und dem man keine Arbeit überlassen kann, die auch nur das geringste Maß von Verantwortlichkeitsgefühl voraussetzt, bis zu 2,50 Mk. täglich bezahlen muß; wie wenig Aussichten eröffnen sich da erst auf dem Weltmarkt! Die Schätze von Kohlen und Eisen, die Südafrika in bequemster Abbaufähigkeit nebeneinander besitzt, wiegen diese Nachteile nicht auf; wie wenig schließlich darauf ankommt, sehen wir ja am besten

bei unserer deutschen Eisenindustrie, die ihre Erze zum großen Teil aus Schweden und Spanien bezieht. Die Landwirtschaft wird zunächst Mühe haben, dem eigenen Bedarf des Landes nachzukommen. Eine fernere Zukunft mag vielleicht das Idealbild verwirklichen, daß unter wesentlich verbilligten Lebensbedingungen eine stark angewachsene, intellektuell und sittlich gehobene, dabei aber von den weißen Herren des Landes in Abhängigkeit und Zucht gehaltene Eingeborenenbevölkerung die Produktionskosten auf allen Gebieten so vermindert hat, daß das Land einen großen Teil seines eigenen Bedarfes auch an Industrieprodukten selbst deckt, in manchen Zweigen sogar zur Ausfuhr befähigt ist; keinesfalls kommt aber eine solche Möglichkeit für die nächsten Jahrzehnte in Betracht.

Für die politische Zukunft Südafrikas ergeben sich daraus sehr beachtenswerte Folgerungen. Wenn man die Einwanderung nach Transvaal in den fünfzehn Jahren vor dem Kriege als Maßstab nimmt, wo nach kurzer Zeit die früher fast allein vorhandene Burenbevölkerung einer Ausländerbevölkerung von doppelter Zahl gegenüber stand, dann möchte man glauben, daß sehr bald der eingeseffene Bur rein zahlenmäßig völlig beiseite geschoben sein müßte. Aber von einer Steigerung der Einwanderung in gleichem Maße kann in der Zukunft gar nicht die Rede sein. Die Buren selbst haben bisher eine starke Vermehrung aufgewiesen und ihre Zahl in je dreißig Jahren verdoppelt. Nehmen wir an, daß darin infolge der Einschränkung ihrer wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit, die ihre natürliche Vermehrung in gleicher Weise wie die Umgestaltung der Verhältnisse durch die Goldindustrie und den Krieg mit sich gebracht hat, eine

Verlangsamung eintritt; geben wir selbst zu, daß ein Teil dieses Bevölkerungszuwachses sich den dünner bevölkerten Teilen Südafrikas zuwendet, so kann es doch niemals so werden, daß die Buren auch nur zahlmäßig zu einer bedeutungslosen Größe in Südafrika herabsinken. Andererseits gibt das verlangsamte Tempo der Einwanderung den Zuwanderern Zeit, sich den Verhältnissen des Landes anzupassen; in ihrer Nachkommenschaft wächst eine neue, im Lande geborene Generation heran, die bessere Voraussetzungen für eine Verständigung mit dessen eingewohnten Bewohnern in sich birgt, als eine stets wechselnde, von außen hereinströmende Bevölkerung.

Mitunter wird wohl auch ein anderes Bild der wirtschaftlichen Zukunft Südafrikas entrollt: die Minen werden ausgearbeitet sein, der Strom der Gold- und Glücksucher wird das Land wieder verlassen und über den Trümmern der hohen Kamine, zwischen den Bergen ausgearbeiteten Erzes, auf den Ruinen der luxuriösen Villen von Johannesburg wird der Bur wieder auf dem einsamen Feld seine Herden weiden. Andere wieder glauben, es würde kommen wie in Kalifornien: das Land, das die Goldsucher verlassen haben, soll zum blühenden Ackerfelde und Fruchtgarten werden, nachdem die Goldgräber ihre unbeabsichtigte Pionierarbeit geleistet hätten. Ich brauche nach allem, was ich ausgeführt, kaum ausführlich zu beweisen, daß zum mindesten letzteres eine haltlose Phantasie ist, der die tatsächlichen Verhältnisse keine Stütze bieten. Vielleicht könnte ersteres eintreten, wenn die Mineralschätze des Landes wirklich in 20 oder 30 Jahren schon erschöpft wären. Aber dafür spricht keine Wahrscheinlichkeit. Wenn dies aber einmal

nach hundert Jahren der Fall sein wird, wer wollte heute zu prophezeien wagen, wie sich dann die Verhältnisse der Weltwirtschaft gestaltet haben.

Freilich, wie ein düsteres Symbol ragen die gigantischen Ruinen von Simbabwe in Südafrikas neue Zeit hinein. Schon einmal muß ein Kulturvolk in diesem Lande gearbeitet haben; vielleicht waren es Ägypter, Phönizier, Juden, die hintereinander dahin kamen, um mit Hilfe der zu Sklavenarbeit gezwungenen Ureinwohner des Landes dem Boden seine Goldschätze abzurufen. Aber ohne irgend eine dauernde Spur zu hinterlassen, sind diese Völker wieder von dannen gezogen, die Barbarei der Wildnis schlug über dem Lande wieder zusammen, und der Busch wuchert über riesenhaften Bauwerken, die dem Verfall preisgegeben doch Jahrtausende überdauert haben. Wir müssen der Überlegenheit unserer höheren Kultur vertrauen, daß uns gelingt, was jenen Völkern nicht beschieden war. Aber wenn man an Johannesburg denkt, so gibt es genug Vergleichspunkte, die die Erinnerung an jene Expeditionen lebendig werden lassen, die weiland König Salomo nach dem Lande Ophir ausrüsten ließ.

8. Kapitel.

Auf dem Wege zu den „Vereinigten Staaten von Südafrika“.

Der Gang der geschichtlichen Entwicklung Südafrikas führte von der politischen Einheit zur Vielgestaltigkeit. Ursprünglich war nur das eine Zentrum weißer Siedelung am Vorgebirge der Guten Hoffnung vorhanden, von hier aus wurde erst von Buren Natal besiedelt, wohin die englische Herrschaft ihnen folgte; die Schwierigkeiten des Verkehrs mit der Kapkolonie führten zur Loslösung dieser Siedelung und Unterstellung unter das Reich als eigene Kronkolonie. Dann kam es zur Gründung der unabhängigen Burenrepubliken. Der englische Erobererdrang führte weiter nach dem Innern, schuf zuerst das Griqualand-Protectorat und hißte den Union Jack über dem Betschuanaland; das Organisations-talent von Cecil Rhodes erschloß endlich das gewaltige Reich, das nach ihm seinen Namen führt, der weißen Zivilisation. Die verschiedenen Neubildungen waren kaum entstanden, als sich schon auch der Drang geltend machte, sie wiederum unter einer Herrschaft zu vereinigen. Die Politik der milden Hand unter Sir Georges Grey suchte schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Kolonien und Freistaaten Südafrikas zum Zusammenschluß

zu bewegen; eine Fortsetzung der Politik dieses erleuchteten englischen Staatsmannes hätte vielleicht auf vollkommen friedlichem Wege zu diesem Ziele geführt. Aber er fand damals nicht die Unterstützung und Zustimmung Englands zu diesem Werk. Der erste Premierminister der Kapkolonie unter verantwortlicher Regierung, John Molteno, verfolgte gleiche Ziele. Seine genaue Kenntnis des Landes und seiner Bewohner hatte in ihm die Überzeugung gefestigt, daß mit Gewalt hier nichts zu erreichen sei, und man nur langsam bei vorsichtiger und schonender Behandlung der Verwirklichung des Gedankens näher kommen könne. Ihm schwebte vor, daß die Einführung möglichst freier politischer Einrichtungen in der Kapkolonie eine Verlockung für alle übrigen Staatsgebilde Südafrikas sein sollte, in den Schoß der alten Stammkolonie wieder zurückzukehren. Es war ihm nur vergönnt, einen einzigen Schritt in dieser Richtung durch die Einverleibung von Westgriqualand durchzuführen; schon während seiner Amtszeit hatte er mit Förderationsplänen ganz anderer Art zu kämpfen, die Südafrika vom grünen Tisch des englischen Kolonialamts durch Lord Carnarvon aufgezwungen werden sollten. Ein gut Teil der Kraft Moltenos verbrauchte sich im Kampfe gegen die Politik des englischen Kolonialamts, das durch seinen Sendling, den Historiker Froude, dessen Fähigkeiten auf alles eher als auf die Betätigung in der praktischen Politik hinwiesen, viel Verwirrung in das politische Leben der Kapkolonie trugen. Die Politik Carnarvons, die er durch den Statthalter Bartle Frere in kurzer Zeit dem Lande aufzuzwingen suchte, führte dann zur ersten Besetzung Transvaals und dem darauf folgenden ersten Unabhängigkeitskrieg der Buren. Die Möglichkeit einer

friedlichen Erreichung des Zieles war nun wieder auf lange Zeit hinausgeschoben; denn zu klar hatte sich den Buren gezeigt, wie man sich auf englischer Seite die Föderation vorstellte: als Fortsetzung einer Politik der Eroberung und Unterdrückung. Man organisiert auf der Burenseite die Abwehr zur Verteidigung des nationalen Bestandes und der politischen Unabhängigkeit. Nicht mehr der Präsident des Freistaats, Brand, der sich mit England freundschaftlich zu verständigen sucht, sondern Paul Krüger verkörpern die neue Ära der Burenpolitik. Noch einmal versucht Cecil Rhodes mit List und Schmeichelei das Burentum für seine Pläne eines vereinigten Südafrika zu gewinnen; aber seine Art war es nicht, eine Frucht in Ruhe reifen zu lassen, und als er in Transvaal keine Gegenliebe fand, griff er ohne Bedenken zur Gewalt, um zum Ziele zu gelangen. Der Sendling dieser Politik der Vereinigung Südafrikas war Lord Milner. Mit der Niederwerfung der Buren und der Vernichtung der Selbständigkeit der Republiken schien der erste und wesentlichste Schritt auf diesem Wege getan. Die Bahn ist frei, was soll nun weiter folgen?

Zunächst zeigt sich für eine Vereinigung Südafrikas ein schweres Hindernis formeller und politischer Natur. Es ist nicht möglich, in einer solchen Vereinigung die Rechte irgend eines der Beteiligten unter das Maß der bisher genossenen Freiheit herunterzudrücken. Die Kapkolonie und Natal sind Kolonien mit Selbstverwaltung, Transvaal und der Freistaat Kronkolonien, wozu dann noch die ganz eigenartige Verfassung von Rhodesia, unter dem von der englischen Regierung gewährten Freibrief der 'British South Africa Company' kommt. Der Gedanke einer vollständigen Vereinigung aller Kolonien, etwa durch

eine allmähliche Einbeziehung in die Kapkolonie, wie sie Moltens vorschwebte, hat gegenwärtig kaum irgend welche Anhänger in Südafrika, obwohl er an sich die schlechteste Lösung des Problems nicht wäre; aber es fiel allzu schwer hier die gegeneinanderstehenden lokalen Interessen zu überwinden; z. B. hätte Kapstadt eine sehr ungünstige Lage als Hauptstadt, Bloemfontein wäre der gegebene Mittelpunkt, was an sich schon den heftigsten Widerstand der Kapkolonie hervorrufen würde. Aber auch der englischen Regierung wäre eine einzige südafrikanische Kolonie etwas unheimlich, denn deren parlamentarische Vertretung wäre eine Macht, die man nicht so leicht beiseite schieben könnte. Es ist im Interesse Englands die Selbständigkeit der einzelnen Kolonien in Südafrika nicht zu sehr zu schwächen, weil es dadurch die Handhabe behält, um vermitteltst einer vorwiegend englischen und besonders loyalen Kolonie wie etwa Natal in die südafrikanische Politik einzugreifen, wenn die anderen Kolonien zu starke Selbständigkeitsgelüste zeigen sollten. Aber auch alle Vorbilder innerhalb des englischen „Empires“ weisen auf eine Föderation und nicht auf eine Aufsaugung durch eine der bestehenden Kolonien. So liegt also das Ziel in einem Zusammenschluß, der nach dem Muster von Kanada enger oder dem der australischen „Commonwealth“ lockerer gedacht werden kann.

Betrachtet man die in Südafrika gegebenen natürlichen Bedingungen, so zeigt sich, daß eine Föderation hier viel dringender ist, als in Australien, wo die Zentren des Wirtschaftslebens an der Peripherie des Kontinents an der See liegen, während das wirtschaftliche Rückgrat Südafrikas Johannesburg mitten im Lande bildet, von wo aus die Verkehrsstraßen nach der Küste in Natal und der Kapkolonie führen. Die Viehseuchen-

frage ist ohne einheitliche, von einer Stelle aus geleitete Regelung gar nicht zu lösen. Die Behandlung der Eingeborenen erfordert gleichfalls einheitliche Maßnahmen, jeder Mißgriff in der Eingeborenenpolitik einer Kolonie kann die schwersten Nachteile für alle anderen zur Folge haben. Lord Milners Politik war es nun eine parlamentarische Vertretung einer südafrikanischen „Commonwealth“ möglichst lange hinauszuschieben, da er ja für die Haltung einer solchen Körperschaft wenig Garantie hatte, inzwischen aber unter Ausnutzung der augenblicklich England gegebenen Macht möglichst viel an föderativen Einrichtungen unter dem Gesichtspunkte der Festigung englischer Herrschaft so einzuführen, daß später nicht leicht daran gerüttelt werden könnte. Vor allem galt es Milner den Widerstand der Kapkolonie zu brechen, oder vielmehr zu verhindern, daß sie in der Föderationsfrage die Führung übernehme, was ihr ja nach Größe, Bevölkerungszahl und politischer Erfahrung wohl zukäme. Hier hatte er sie in einer Zwangslage, wie er sie günstiger gar nicht wünschen konnte. Im Frühjahr 1903 berief Milner nach Bloemfontein eine Konferenz von Vertretern der Kapkolonie, Natal und der beiden neuen Kolonien behufs Regelung der gemeinsamen Zoll- und Eisenbahnangelegenheiten zusammen. Er vertrat dabei die neuen Kolonien vollkommen nach Gutdünken und konnte auf die Unterstützung Natal's ziemlich unbedingt rechnen; die Kapkolonie war also an sich schon vereinsamt. Aber er hatte außerdem noch eine starke Schraube in der Hand, um auf sie zu drücken. Es war in der Zeit, wo man sich in der Kapkolonie goldene Berge von dem Aufschwung versprach, der in Transvaal bevorstehen sollte, und von dem Durchfuhrhandel nach dem Rande alles Heil für

das eigene Wirtschaftsleben erhoffte. Milner brauchte also bloß Lorenzo Marques und Durban gegenüber den Häfen der Kapkolonie auszuspielen, um deren Vertreter gefügig zu machen; wenn die Kapkolonie den Zolltarif nicht annehmen wollte, so stand ihr dies natürlich frei, aber sie blieb damit außerhalb der Zollgemeinschaft, was die Durchfuhr nach Transvaal und den Absatz kapscher Ackerbauprodukte schwer schädigen mußte. In bezug auf die Eisenbahntarife wurde die Übereinkunft geschlossen, daß die Bahnen der Kapkolonie und Natal's trotz der verschiedenen Längen der Linien zum gleichen Preise von den Häfen nach Johannesburg verfrachten sollten, der Delagoabahn aber wurde eine Ermäßigung von 15 Mk. auf die Tonne zugestanden, was ja allerdings zu dem Vorteil, den diese Linie infolge ihrer größeren Kürze besitzt, in gar keinem Verhältnisse steht. Trotzdem wird diese Begünstigung in der Kapkolonie auf das Heftigste angegriffen. In Zukunft wird sich dieses Verhältnis aber noch weiter zuungunsten der Kapkolonie verschieben, um so mehr als die neue Swasilandbahn die Leistungsfähigkeit von Lorenzo Marques noch steigern wird; auf die Dauer läßt sich der Verkehr eben nicht in künstliche Bahnen zwingen. Unter demselben Drucke setzte Milner auch den 25% Vorzug für englische Waren für die nach dem Wert verzollten Güter durch.

In kleinerem Stil verfuhr Milner nach dem gleichen Rezept im sogenannten interkolonialen Rat, dem eine Anzahl Transvaal und dem Freistaat gemeinsamer Angelegenheiten untersteht, nämlich Eisenbahnwesen, Constabulary, usw. Er konnte zwar in den ehemaligen Republiken nach Gutdünken schalten, denn eine Auflehnung des von ihm ernannten gesetzgebenden Rats war ganz aus-

geschlossen. Indes erst die Transvaal verliehene neue Verfassung zeigte den tieferen Sinn dieser Einrichtung, denn der gewählten gesetzgebenden Körperschaft Transvaals bleibt die Beschlußfassung über die Dinge, die bisher der interkoloniale Rat entschieden hatte, entzogen. Da aber der ehemalige Freistaat noch keinerlei Verfassung erhalten hat, weil dort die Buren eine zu starke Mehrheit besitzen, so wird die Regierung in dieser Körperschaft noch jahrelang einen gefügigen Helfer finden. Daß daher auch in den neuen Kolonien die Begeisterung für diese Einrichtung, die ein gemeinsames Band um die ehemaligen Republiken schlingen soll, nicht sehr groß ist, läßt sich leicht verstehen. Ein Werk der Bloemfonteiner Konferenz ist endlich die von ihr eingesetzte Kommission zur Untersuchung der Eingeborenenfrage, die eine gleichartige Regelung des Eingeborenenwahlrechts vorbereiten und dadurch die Durchführung der Föderation mit parlamentarischer Verfassung ermöglichen soll; auch deren Vorschläge stoßen infolge ihrer Halbschlächtigkeit nirgends auf Gegenliebe. Mit ganz besonderem Mißtrauen betrachtet man aber in Südafrika alle Föderationspläne der Regierung mit Hinblick auf Rhodesia. Die Chartered Company ist mit ihren Geldmitteln so ziemlich fertig; ihren Bankrott will die Regierung unter allen Umständen vermeiden, aber England selbst möchte auch nicht allzutief in seine Tasche greifen. So scheint der beste Ausweg der, Rhodesia einer der bestehenden Kolonien anzuhängen, die dazu das Grundkapital der Gesellschaft, das nur zum Teil für das Land in nutzbringender Weise verwendet wurde, als Staatsschuld übernimmt; die Gesellschaft soll aber dann wohl ihr Landeigentum und die Mineralrechte behalten und von der Last der Verwaltung befreit, stiege

sie nach dieser Vernichtung ihrer Selbständigkeit wie ein Phönix aus der Asche. Der Gedanke an dieses Danaergeschenk erweckt wenig Begeisterung. Elegisch bemerkte einmal Milner, in der Theorie seien die Bewohner der südafrikanischen Kolonien alle begeisterte Föderalisten, in der Praxis aber die ärgsten Partikularisten. Vielleicht hat er doch vergessen, den Gründen dafür ein wenig nachzugehen; diese aber sind, daß die von Milner befolgte Methode nicht den Beifall der Bevölkerung Südafrikas findet, weil man dort weniger als irgendwo geneigt ist, sich von oben oder gar von außen her Maßregeln aufzwingen zu lassen. Erst wenn aus dem freien Willen der Bevölkerung heraus eine Föderation geschaffen worden ist, wird diese auf dauernden und gesunden Grundlagen stehen. Der Wille der Bevölkerung aber muß in parlamentarischen Formen die Möglichkeit finden, sich auszusprechen. Diesen Bedingungen genügt gegenwärtig nur die Kapkolonie und Natal, während Transvaal eben eine repräsentative Verfassung erhalten hat, ein Mittel Ding zwischen der absoluten Verwaltung einer Kronkolonie und der Selbstverwaltung, wie sie die Kapkolonie und Natal genießen. Eine Betrachtung der politischen Verhältnisse Transvaals, so wie sie sich im Parteiwesen und der öffentlichen Meinung spiegeln, muß den Weg zeigen, den seine politische Entwicklung in der nächsten Zukunft nehmen wird; diese wird auch für die Aussichten der Föderation in hohem Maße mitbestimmend sein.

Die Bildung der Burenpartei 'Het Volk' habe ich bereits besprochen; auf englischer Seite hat das Mißtrauen gegen die Randmagnaten und die mit ihnen verbündete Regierung zur Bildung der 'Partei für ver-

antwortliche Regierung' kurz die 'Responsibles' genannt, geführt. Die Leiter dieser Partei stehen durchaus nicht etwa im schroffen Gegensatz zum Kapitalismus, wohl aber zu bestimmten Kapitalisten; manche, wie Harry Solomon, gehören gewissermaßen zur zweiten Garnitur derselben. Eben deshalb gehört ihnen aber nicht in gleichem Maße das Ohr des Gouverneurs, wie den Vertretern der großen Randhäuser und um eine Rolle zu spielen, bedürfen sie des parlamentarischen Apparats. Es kam etwas naiv heraus, als bei dem Bankett, auf dem die Partei der 'Responsibles' begründet wurde, einer der Freunde von Harry Solomon diesen gleich nach dessen programmatischer Eröffnungsrede als den einzig möglichen Premierminister der Zukunft feierte; der Dank, mit dem dieser dafür quittierte, war darum nicht minder aufrichtig. Vor allem versuchen die 'Responsibles' natürlich möglichst viele Anhänger zu gewinnen, und ihr Programm bemüht sich, soweit es über den Hauptpunkt: die sofortige Einführung verantwortlicher Regierung hinausgeht, möglichst allen Unzufriedenen etwas zu versprechen. In gewissen Dingen, wie zum Beispiel der Chinesenfrage, legen sie sich allerdings Zurückhaltung auf und verlangen zunächst nur eine eingehende Untersuchung der Frage. In bezug auf die Indier stehen sie auf dem Standpunkt der Nationalkonvention von Pretoria; im übrigen reden sie dem allgemeinen Stimmrecht das Wort. Im allgemeinen hat man freilich den Eindruck, daß die Gewinnung der Macht und die Einführung der Selbstregierung weitaus im Vordergrunde ihrer Bestrebungen steht.

Die von der englischen Regierung Transvaal gewährte Verfassung hat die 'Responsibles' nun veranlaßt,

mit der Burenpartei ein Wahlkompromiß zum Zwecke gemeinsamen Vorgehens beider Parteien abzuschließen. Die Buren haben dabei von den 'Responsibles' das nationale Zugeständnis erhalten, daß die Unterrichtssprache in den nnteren Jahrgängen der Volksschulen auf Verlangen der Eltern holländisch sein sollte. Hingegen gaben die 'Responsibles' in einem anderen Punkte, der für die Buren von großem Belange ist, nämlich der Verteilung der Wahlkreise nicht nach. Die neue Verfassung stellt sich nämlich auf den Standpunkt, daß die Wahlkreise möglichst gleich viel Wähler umfassen sollen, und zu diesem Zweck vor jeder Wahl eine Neueinteilung der Kreise stattzufinden habe. An sich haben die Buren natürlich recht, wenn sie es als Unge- rechtigkeit empfinden, daß die Stimme eines Farmers mit großer Familie nicht mehr bedeuten soll, als die eines seit kurzem erst am Rande angesessenen unverheirateten Mannes. Aber der Streit über Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit von Wahlssystemen ist stets ziemlich unfruchtbar und in diesem Falle hat das von der englischen Regierung Vorgeschlagene jedenfalls den äußeren Schein, gut demokratisch zu sein, für sich. Die Regierung bezweckte natürlich dadurch das zahlenmäßige Übergewicht der englischen Bevölkerung recht zur Geltung zu bringen. Und die 'Responsibles' müßten Selbstmord an ihren eigenen Parteiinteressen begehen, wenn sie sich gegen dieses ihnen auch zugute kommende System auflehnen wollten. Mit dieser Wahlordnung und der Tatsache, daß sie sich zahlenmäßig in der Minderheit befinden, werden sich die Buren abfinden müssen. Ursprünglich erklärten sie mit großem Nachdruck, sie würden sich an den Wahlen für eine Volksvertretung unter repräsentativer Regierungsform überhaupt nicht beteiligen; verantwortliche

Regierung sei ihnen in Friedensvertrag zugesichert worden, sie wollten diesen Zeitpunkt abwarten, vorher aber nicht die Verantwortlichkeit für Maßregeln übernehmen, auf die sie keinen genügenden Einfluß hätten. Indes beweist bereits das Abkommen mit den 'Responsibles', daß die Leiter der Burenpartei entschlossen sind, ihren Anhängern die Beteiligung an der Wahl zu empfehlen; und wenn der Parteikongreß im Juli auch die Entscheidung bis zu dem Zeitpunkte verschoben hat, wo die vollzogene Einteilung der Wahlkreise eine Übersicht über die Aussichten der Buren bei den Wahlen gestattet, so ist dies sicherlich nicht mehr als ein geschickter taktischer Schachzug; die endgültige Entscheidung wird doch zugunsten der Wahlbeteiligung ausfallen. In der Tat wäre die Wahlenthaltung ein schwerer Fehler und die Burenführer sind zu klug, um das nicht einzusehen. Geben sie die Losung der Wahlenthaltung aus, dann würde es der Regierung nicht schwer fallen, eine, wenn auch kleine, opportunistische Burenpartei zu schaffen, die sich auf ihre Seite stellt; ferner hätten die 'Responsibles' dann wenig Aussichten, viele Vertreter ihrer Partei in die gesetzgebende Versammlung zu bekommen und die Regierung bekäme in dieser Versammlung eine überwältigende Mehrheit.

Unabhängig von 'Het Volk' und den 'Responsibles' sind die weißen Arbeiter in Gewerkschaften nach englischem Muster organisiert, die ihrerseits wieder eine gemeinsame Spitze im „Trades and Labour Council“ haben; etwa 5000 weiße Arbeiter am Rande gehören dieser Organisation an, die politisch als Arbeiterpartei selbständig bleiben, im übrigen aber mit 'Het Volk' und den 'Responsibles' zusammenwirken will. Außerhalb des

Rands hat die Partei keine Bedeutung, hier aber wird sie zweifellos im Verein mit den verbündeten Parteien einige Kandidaten aufstellen.

Diesen drei verbündeten Parteien stehen nun die Anhänger der Regierung und der Randmagnaten gegenüber, die sich zu der 'progressiven Partei', dem Seitenstück der gleichen Partei in der Kapkolonie, zusammengeschlossen haben. Wenn man lediglich nach der Stimmung der Massen urteilen wollte, so könnte man meinen, daß dies eine Partei von Offizieren ohne Soldaten sei. Aber man darf nicht vergessen, daß sie Machtmittel genug besitzt, um für die Wahl Soldaten zu pressen und deshalb ist ein Erfolg der drei verbündeten Oppositionsparteien am Rande alles eher als sicher. Da nun der Verfassungsentwurf bestimmt, daß im ganzen 30 bis 35 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung gewählt und 6 bis 9 von der Regierung ernannt werden sollen, so kann man unter Abrechnung der Ausländer annehmen, daß im Gesamtdurchschnitt auf je 19 000 weiße Einwohner 1 Abgeordneter kommen wird. Am Rande wird die Zahl der Wähler im Verhältnis zur Bevölkerung viel größer sein als in den übrigen Bezirken, da hier eine große Zahl von unverheirateten Leuten vorhanden ist, die die Bedingungen für das Wahlrecht (Grundbesitz im Werte von 2000 Mk. oder 200 Mk. Mietsertrag oder ein Einkommen von 2000 Mk. jährlich) erfüllen; es dürften demnach auf das Gesamtgebiet des Johannesburger Minendistriktes (also mit Einschluß von Krügersdorp) mit seinen 125 000 weißen Bewohnern mindestens 16 bis 18 Sitze entfallen. Nun können nicht nur die Angehörigen der Constabulary, sondern auch Soldaten und Offiziere der imperialen Truppen Wähler sein;

machen sie von diesem Rechte Gebrauch, dann wird die freie Wahl überhaupt illusorisch, denn es handelt sich hierbei um etwa 15 000 Mann, die sämtlich das für Wähler vorgeschriebene Mindesteinkommen besitzen. Indes ist die Erbitterung über diese Bestimmung auch in englischen Kreisen so groß, daß man annehmen kann, Lord Selborne, der bisher die Rolle des Friedensengels zu spielen bemüht ist, werde einen Ausweg finden, der dieses Wahlrecht gegenwärtig nicht in Wirksamkeit treten läßt, ohne es grundsätzlich preiszugeben. Aber selbst in diesem Falle sind die Aussichten der Progressiven nicht gerade ungünstig; und es genügt schon, wenn sie 12 Sitze am Rande erobern, um im Verein mit den von der Regierung ernannten Mitgliedern eine Mehrheit zu bilden. In allen anderen Distrikten des Landes haben die mit den 'Responsibles' vereinigten Buren gute Aussichten, in den meisten davon auch ohne erstere wohl die Mehrheit. Es wird aber ein politisch kluger Schachzug von ihnen sein, wenn sie im Zugeständnis von Mandaten den 'Responsibles' gegenüber möglichst entgegenkommend sind, denn einerseits kommt es, wenn sie doch eine Minderheit bilden, für sie nicht so sehr darauf an, ob sie einen etwas größeren oder geringeren Anteil davon ausmachen, andererseits weist ihr Interesse nachdrücklich darauf hin, die 'Responsibles' und damit die ganze Oppositionsbewegung gegen die Regierung im englischen Lager möglichst zu stärken.

Scheinen nun auch die Aussichten der englischen Regierung das Land mit Hilfe einer gefügigen Mehrheit in der neuen gesetzgebenden Versammlung auch fernerhin ziemlich unbeschränkt zu beherrschen, nicht gerade schlecht, so leidet die Sache doch an zwei bedenklichen Schwächen: zunächst schreit eine Verfassung, wie die jetzt gegebene,

an sich schon nach Umgestaltung im liberalen Sinne. Nach dieser Verfassung sind eine Reihe von Gegenständen, die dem interkolonialen Rat vorbehalten bleiben, von der Beschlußfassung durch die gesetzgebende Versammlung ausgeschlossen; und dazu gehören nun gerade so wichtige Dinge, wie das Eisenbahnbudget, das die Haupteinnahmequelle des Landes bildet und für dessen Wirtschaftsleben von der größten Bedeutung ist, die Verfügung über die Constabulary, usw. Aber das Budgetrecht der Versammlung unterliegt noch weiteren Beschränkungen; der Vorsitzende wird nicht gewählt, sondern es ist der Gouverneur oder sein Stellvertreter; schließlich behält sich die Regierung noch vor, die Verfassung zu verändern oder zu widerrufen; kurz und gut, sie kann nach wie vor machen, was sie will. Dieses Parlament muß einen natürlichen Gang haben, seine Rechte zu erweitern und jedes Streben danach ist der Volkstümlichkeit von vornherein sicher. Der zweite, noch viel empfindlichere Punkt ist indeß, daß die Regierung sich auf ihre Bundesgenossen, die Kapitalisten und deren Anhang keineswegs unbedingt und für alle Zeiten verlassen kann. Kommt eine liberale Regierung in England ans Ruder, so hat diese zwei Wege vor sich: entweder sie tut wirklich etwas im Sinne der großen Reden, die sie in der Wahlzeit geführt hat; die Chineseneinfuhr am Rande ist ja eines ihrer zugkräftigsten Schlagworte. Es ist freilich nicht anzunehmen, daß eine liberale Regierung nun sofort mit scharfen Mitteln, wie etwa dem Verbot weiterer Chinesentransporte dazwischenfahren wird; einige liberale Führer haben ja schon angedeutet, daß sie sich das Hintertürchen einer Kommission, die die Sache untersuchen soll, offenhalten wollen. Aber auch dies stört die geschäftlichen Berech-

nungen der Randkapitalisten sehr empfindlich, und beunruhigt den Sharemarkt, so daß die Kapitalisten sich zum mindesten nach Bundesgenossen bei den anderen politischen Parteien Transvaals umsehen werden, um ihren Vorstellungen bei der englischen Regierung größeren Nachdruck zu geben. Ein anderer Ausweg ist der, daß die Liberalen die Verantwortung überhaupt von sich abwälzen und Transvaal verantwortliche Regierung zugestehen. Dann sind die Kapitalisten erst recht darauf angewiesen, sich Bundesgenossen zu suchen, die dann die wegfallenden ernannten Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung ersetzen müssen. Auch in diesem Falle sind gewisse Eingriffe der englischen Regierung, die von den verschiedensten Seiten in Transvaal unangenehm empfunden werden würden, nicht ausgeschlossen. In der englischen liberalen Partei finden allerlei politische Einspänner ihre Unterkunft. In bezug auf Geschlossenheit kann sie sich in keiner Weise mit der konservativen vergleichen. Zweifellos ist bei den Liberalen auch der Einfluß der Missionskreise von Exeter Hall recht beträchtlich. Eine Einmischung in die Eingeborenenfrage in Südafrika, für die sich dem Statthalter insbesondere mit Rücksicht auf seine Befugnisse in den Territorien mannigfache Handhaben bieten, kann nicht nur die geschäftlichen Interessen der Randkapitalisten verletzen, sondern auch den Widerspruch der überwältigenden Mehrheit der weißen Bevölkerung Südafrikas hervorrufen; kurz und gut, es sind eine Reihe von Gründen vorhanden, die den Kapitalisten die Frage nahe legen können, ob es denn für sie nicht viel verständiger sei, sich durch Verbindung mit anderen Parteien in Transvaal selbst dauernden Einfluß auf die Leitung der Kolonie zu schaffen, mag dies auch nur gegen

Zugeständnisse ihrerseits möglich sein, als auf die wechselnden Regierungen in England ihre ganze Politik aufbauen zu müssen.

Es ist nicht ohne Interesse zu untersuchen, wo die Kapitalisten dann am ehesten Anschluß finden können. Ich glaube, daß die gegenwärtige Politik der Burenführer sehr zweckmäßig und geschickt ist. Sie unterstützen alle die Forderungen, die unter der weißen Bevölkerung im allgemeinen volkstümlich sind, machen sich dadurch Freunde und bahnen sich den Weg zur politischen Macht. Zudem wäre es ihnen gegenwärtig sowieso nicht möglich, sich mit den Kapitalisten zu verständigen, denn diese sind augenblicklich noch der Regierung verpflichtet; wenn sie sich andererseits den Kapitalisten nähern wollten, so läge die Gefahr nur allzu nahe, daß sie sich damit lediglich kompromittieren und schließlich zwischen zwei Stühlen setzen würden. Es ist aber keineswegs gesagt, daß damit die politische Haltung beider Teile für alle Zeiten festgelegt ist, und ein Frontwechsel ist gerade da, wo alles noch in Gestalt und im Werden ist, nicht allzu schwierig. Sieht man sich die Tendenzen der Parteien in großen Zügen an, so werden die Buren neben dem Bestreben, sich national zu erhalten, immer eine konservative, auf die Interessen der Landwirtschaft bedacht nehmende Politik verfolgen müssen. Die Kapitalisten haben neben dem Interesse der Entwicklung ihrer Industrie vor allem auch das Bestreben, Herrn im eigenen Hause zu bleiben, ihre Angestellten und Arbeiter nicht zu einer politischen Macht werden zu lassen, die sich gegen sie kehrt und ihre wirtschaftlichen Kreise stört. Die 'Responsibles' aber werden naturgemäß die Interessen einer mehr fluktuierenden, in ihrem wirtschaftlichen Bestande weniger

gefestigten Bevölkerung vertreten müssen, deren Bestrebungen meist eine Spitze gegen die Kapitalisten, mitunter aber auch gegen die Landbevölkerung haben dürften. Auf bestimmte Fälle der Interessengemeinschaft zwischen Buren und Kapitalisten, die sich jetzt schon offenkundig äußern, möchte ich hier hinweisen: das neue Diamantengesetz ist zweifellos den Buren ebenso zustatten gekommen wie den Kapitalisten, weil es ihren Besitz, sofern er Edelsteine enthält, einen viel größeren Wert verleiht, da es dem Besitzer einen größeren Anteil an der Ausbeute zugestehet, als früher. Das ist nun nicht etwa deshalb bedeutungslos, weil schließlich unter hundert und mehr Farmen sich kaum eine befindet, die zahlbaren Diamantengrund enthält. Bei dem Eifer, mit dem nach der Entdeckung der Premiermine auf die Diamantensuche gegangen worden ist, hat sich der Preis für die Mineralrechte auf den Farmen natürlich allgemein erhöht. Eine zweite Interessengemeinschaft bildet sich zwischen den Buren und den großen Landgesellschaften heraus, die neben ihnen mehr und mehr die einzigen Besitzer des platten Landes werden. Letztere genießen zum Beispiel die im Friedensvertrag von Vereeniging für das platte Land ausbedungene Steuerfreiheit sehr zu Unrecht mit, trotzdem sie für die wirtschaftliche Erschließung des Landes wenig leisten und vom volkswirtschaftlichen Standpunkt eine Besteuerung ihres brach liegenden Landes recht wohl gerechtfertigt wäre. Aber wie dem auch sei, sollte irgendeine Regierung mit Besteuerungsprojekten des Landes hervortreten, so wird sie Buren und Landgesellschaften zu gemeinsamer Abwehr vereinigt finden.

In beiden Fällen gehen die Interessen des kleinen weißen Mannes in den Städten in ganz andere Richtung.

In einer dritten Frage, der der Behandlung der Eingeborenen, ist das zwar nicht im gleichen Maße der Fall. Aber auch hier ist das gemeinsame Interesse an einer kräftigen Eingeborenenpolitik bei Buren und Kapitalisten besonders stark. Endlich steht das nationale Interesse der Buren mit den Tendenzen der 'Responsibles' nicht sonderlich im Einklang. Letztere schieben die These: „Südafrika, ein Land des weißen Mannes“ in den Vordergrund. Nach ihrer Meinung sollte so viel Arbeit wie immer möglich von Weißen geleistet werden; der Natur der Sache nach müßte eine Erreichung dieses Ziels eine starke Zunahme der Einwanderung, vor allem von Engländern, zur Folge haben. Nun ist der gute Wille der Buren mit diesen Engländern im Frieden zusammen zu leben, zwar nicht zu bezweifeln, und die Anpassung dieser Einwanderer an die südafrikanischen Verhältnisse mag ja aus einem Teil von ihnen auch recht gute dauernde Bundesgenossen machen. Aber ebenso sicher ist, daß dieser Prozeß durch eine starke Masseneinwanderung sehr verlangsamt würde und je größer die Zahl der Engländer ist, die im Lande wohnt, möge ihnen im übrigen auch jede feindselige Gesinnung gegen die Buren ferne liegen, desto mehr drückt das natürliche Gewicht der Masse sie zur Seite und erschwert ihnen die nationale Behauptung. Mit Rücksicht auf eine fernere Zukunft, in der auch die Buren sich voraussichtlich mehr im Handel betätigen werden, ist es ja sicherlich gerechtfertigt, wenn sie ihrerseits auch gegen die indischen Händler Stellung nehmen. Aber vom Standpunkt einer nur dem augenblicklichen Bedürfnis angepaßten Politik ließe es sich wohl rechtfertigen, wenn sie sich den Indiern gegenüber duldsam verhielten; denn schließlich drückt der

Wettbewerb der Rulis doch die Warenpreise und macht englische Händler entbehrlich, die gleichzeitig auch Wähler sind. Alles in allem genommen: wenn die Kapitalisten ganz nach ihrem Gutdünken schalten, die Minen mit den billigsten Arbeitskräften: Eingeborenen, Chinesen, Indiern ausbeuten wollten, die nach getaner Arbeit das Land wieder verlassen, rein vom nationalen Standpunkt aus wäre dies für die Buren sicherlich das Schlechteste nicht.

Indeß sind auch den Kapitalisten in der Betätigung derartiger Absichten Grenzen gezogen; und den Buren steht, soweit sie Zukunftspolitik überhaupt treiben mögen, die Blüte und Entwicklung ihres Landes doch höher, als die um solchen Preis erkaufte Selbsterhaltung. Sie haben guten Grund zu der Annahme, daß sie sich mit den im Lande bleibenden Engländern verständigen und mit deren Hilfe jenes Maß politischer Freiheit und persönlicher Unabhängigkeit erkämpfen werden, das ihnen ein Lebensbedürfnis ist. Dostojewski behauptet in seinen „Memoiren aus einem Totenhaus“, es gebe zwei Arten von Russen in Sibirien: die einen gingen dahin, um Karriere oder Geld zu machen, verwünschten das Land und suchten möglichst bald aus demselben wieder fortzukommen, die anderen aber, „die das Leben erkannt hätten“, die blieben da, liebten das Land und sehnten sich von dort nicht wieder weg. Ich meine, es muß in ähnlicher Weise auch zwei Arten von Engländern in ihrem Verhältnis zu Südafrika geben. Die einen sehen das Leben dort wie eine Verbannung an, pendeln immer zwischen England und Südafrika hin und her, und streben danach, möglichst bald wieder dauernd ihr Heim in England aufzuschlagen. Die aber, die an die Scholle mehr gebunden sind, die Südafrika mit seiner eigenartigen, grau-

famen und dabei doch so herrlichen Natur lieben gelernt haben, machen bald eine eigenartige Umwandlung durch. „Ein Bekannter von mir“, so erzählte mir ein Engländer, der seit über zwanzig Jahren in Südafrika lebt, „ein sehr fortschrittlicher Farmer und Viehzüchter hatte die Absicht, eine englische Rinderrasse in Südafrika rein zu ziehen. Er ließ sich Bullen und Kühe aus England kommen, er ließ keine Kreuzung mit einheimischen Tieren zu, aber siehe da, nach zehn bis zwölf Jahren, da waren die Nachkommen der englischen Vorfahren keine Shorthorns mehr, sie hatten große Hörner und glichen in den meisten Stücken ganz dem gewöhnlichen südafrikanischen Rind. Sehen Sie, das ist das Schicksal von uns Engländern in Südafrika. Ich fühle es selbst, wie mich schon der zwanzigjährige Aufenthalt in diesem Lande in meinem ganzen Fühlen und Denken verändert hat und fühle noch mehr, wie viel weiter dies noch bei meinen Rindern gegangen ist.“ In der Tat ist es auffallend zu sehen, wie zum Beispiel im Freistaat, wo die Engländer zu irgendwelchen Beschwerden über die politische Verwaltung des Landes und über Zurücksetzung keinen Anlaß hatten, so viele Engländer schon in der ersten Generation zu guten Afrikanern geworden sind. Der wiederholt erwähnte Colonel Thomas schildert in seinem Buche, wie er im Kriege an der Einnahme eines Ortes im Freistaat teilgenommen habe. Ein alter englischer Farmer, der seit vielen Jahren im Lande lebte, begrüßte die englischen Truppen und war, wie Thomas meint, zwar wohl erfreut über den Sieg der englischen Waffen, als aber die Engländer dann die freistaatliche Flagge herunterholten, um den Union Jack zu hissen, da sagte er unter Tränen: „Glaubt mir, es war die beste kleine Flagge, die die Welt je gesehen

hat". Diese Afrikanisierung vollzieht sich aber nicht nur an englischen Farmern, sondern auch an gebildeten Leuten, Ärzten, Kaufleuten, Landmessern, usw. In Bloemfontein lud mich einer der Burenführer einmal ein, um mich, wie er sagte, mit den besten Leuten der Afrikaner des Freistaats bekannt zu machen; die Hälfte der Männer, die ich bei diesem Anlasse kennen lernte, trug englische Namen. Mitunter stellt sich die im Lande geborene Generation in ihrer Gesinnung gegen die eingewanderten Väter. Ein gutes Beispiel dafür gibt die Wandlung, die das jetzige Burenblatt des Freistaats, der 'Friend', durchgemacht hat. Dieses Blatt war unter der alten Regierung das Organ der englisch gesinnten Opposition gegen die herrschende Partei. Der Verleger, ein Herr Barlow, verließ während des Krieges Afrika; aber es schien, daß diesem Blatte nie das Schicksal beschieden sein sollte, mit der am Ruder befindlichen Regierung einer Meinung zu sein, denn nun übernahm der junge Barlow, das Blatt, das er seinerseits zum Organ der Burenpartei machte. Ein junger Rechtsanwalt, der erst wenige Jahre im Lande war, wies meine Frage, ob er Engländer sei, mit Entrüstung zurück, und erklärte, er sei Ire; dabei hatte er den ausgesprochensten englischen Gesichtstypus und war sicherlich ein 'Ulsterman', d. h. aus dem von Engländern besiedelten protestantischen Teile Irlands. In seiner Gesinnung aber war er bereits Afrikaner mit Leib und Seele. Ein andermal traf ich einen jungen Mann, der seiner Abstammung nach Engländer reinsten Wassers war und aus den besten Gesellschaftskreisen stammte; ich möchte bezweifeln, ob seine Mutter überhaupt holländisch spricht. Er selbst aber war solch ein glühender Afrikaner, daß er kaum dazu zu bewegen

war, selbst mit mir englisch zu sprechen, obwohl er sah, daß es mir geläufiger war, als holländisch. Ich gebe zu, daß gerade derartige Fälle, wo direkt der nationale Charakter des einzelnen verändert wird, zu den Ausnahmen gehören mögen. Für die englische Sache in Südafrika liegt aber gerade darin die große Gefahr, daß die Aufgabe irgendeiner nationalen Eigenart, insbesondere in sprachlicher Beziehung, mit dem Gesinnungswechsel, der aus dem englischen Imperialisten einen Englisch-Afrikaner macht, in gar keiner Weise verbunden ist. Der einzige Unterschied in sprachlicher Beziehung besteht höchstens darin, daß der Englisch-Afrikaner auch die holländische Umgangssprache lernt und sich ihrer wohl auch im Verkehr mit Buren bedient, weil er sich ihnen dadurch vertraulich nähergerückt fühlt. Aber der Bure seinerseits wird den Gebrauch seiner Sprache durch den Engländer nie erzwingen, sofern er selbst ausreichend englisch kann, und so geht im Gespräch der Gebrauch beider Sprachen ziemlich willkürlich durcheinander.

Wie sehr dem englischen Farmer mit seinen burischen Berufsgenossen Interessengemeinschaft verbindet, die auf gemeinsame politische Betätigung hinweist, habe ich schon wiederholt angemerkt. Aber es gibt auch eine Reihe von Fragen, wo städtische und ländliche Bevölkerung ziemlich einig sind, vor allem einig in der Überzeugung, daß sie die Dinge besser zu ordnen verstehen, als das englische Kolonialamt. Es ist recht bezeichnend, daß bei dem Begrüßungsbankett für den neuen Statthalter, Lord Selborne, der Bürgermeister von Pretoria, ein Engländer, erklärte, daß die Bevölkerung zwar in vielen Dingen in Parteien geteilt, in manchen aber, wie zum Beispiel der Frage der Eingeborenenpolitik, durchaus einmütig sei;

ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl nach Downing Street hin! Aber ich habe auch bereits auf andere Angelegenheiten hingewiesen, wo die englischen imperialen Interessen schnurstracks denen der Bewohner der Kolonie zuwiderlaufen, wie zum Beispiel in der Frage der indischen Händler. Ferner der Kriegskostenbeitrag von 600 Millionen, den Transvaal an England leisten soll! Gelegentlich wird auch angedeutet, daß es eine „Ehrenpflicht“ für die Oranje-Flußkolonie sei, bei Gelegenheit ihrerseits auch noch eine „Dankeschuld“ von 80 Millionen abzustatten. Transvaal wäre ja wohl in der Lage, diese Last zu tragen; aber es ist doch immer Geld, das aus dem Lande fließt und in irgendeiner Form trifft die Zinszahlung und Tilgung dieser Schuld doch den Bewohner der Kolonie. Kann man es unbegreiflich finden, daß er für die „moralische Pflicht der Dankbarkeit“, die ihm von England vorgehalten wird, wenig Verständnis besitzt, wenn er — freilich zu spät — erkennt, daß der Krieg ihn durchaus nicht in so dankenswerte Lage im Vergleich mit dem früheren Zustand gebracht hat?

Ein anderes Beispiel ist der Vorzug von 25 %₀, den britische Waren innerhalb der Zollgemeinschaft bei allen nach dem Wert verzollten Gütern genießen. Da dieser Wertzoll bei den meisten Waren nur 10 %₀ beträgt, so hat sich bisher in der Praxis diese Vergünstigung nicht so überaus bedeutungsvoll erwiesen; denn bei dem hohen Gewinn mit dem man beim Handel in Südafrika sowieso rechnet, macht dieser Unterschied von 2½ %₀ vom Wert so sehr viel nicht aus. Trotzdem nun aber von der gesamten Einfuhr Südafrikas im Jahre 1904 62,4 %₀ aus England und 13,9 %₀ aus britischen Kolonien stammte, ist man in England mit diesem bisherigen Zustand immer

noch nicht zufrieden, und an die nächste Zollkonferenz wird zweifellos die Zumutung herantreten, die England zu gewährende Vergünstigung noch weiter, etwa auf 50% heraufzusetzen. Nun ist es klar, daß bei dem hohen Anteil Englands an der südafrikanischen Einfuhr dies dann schon einen recht beträchtlichen Ausfall in den Einnahmen der Kolonien bedeutet, der insbesondere in Zeiten des allgemeinen Rückgangs der Staatseinnahmen, wie gegenwärtig, recht empfindlich wirken kann; für das abgelaufene Jahr wurde er selbst bei dem gegenwärtigen Zustande für die Kapkolonie auf etwa 8 Millionen Mark geschätzt. Im übrigen zeigt sich gerade in dem Verhältnis Südafrikas zu England recht deutlich, welche Schwierigkeiten dem Chamberlainschen Plan einer größe-britischen Zollunion entgegenstehen. Ich wohnte im November vorigen Jahres einer öffentlichen Versammlung in Johannesburg bei, in der einer der Flügeladjutanten Chamberlains und Mitglied des englischen Unterhauses, Sir Gilbert Parker Propaganda für seines Herrn und Meisters Idee in Südafrika zu machen suchte. Man mußte an der rednerischen Begabung des Mannes seine helle Freude haben, und von diesem Standpunkt aus wurde dem Hörer ein wirklicher Genuß geboten; es lag also wirklich nicht an der Ungeschicklichkeit des Redners, daß die Schwäche seiner Argumente so klar zutage lag. Er hielt nämlich die Rede, die er offenbar in England schon recht oft mit gutem Erfolg gehalten hatte; er schilderte, in welche schlechte Lage die englische Industrie durch die Schutzzölle der anderen Staaten, insbesondere Amerikas und Deutschlands geraten sei, wie sie selbst im eigenen Lande dem fremden Wettbewerb wehrlos preisgegeben sei. Hatte Parker nun zwar recht aus-

föhrlieh dargelegt, wie viel Nutzen England von einem Zollverein mit den Kolonien haben würde, so gab er doch darüber keine Auskunft, welchen Vorteil etwa Südafrika davon haben könnte. Das einzige, was er hier anführen konnte, war die Ausfuhr des kapschen Weines; aber einer Vorzugsbehandlung für diesen läge auch jetzt schon nichts im Wege, da ja England einen sehr hohen Finanzzoll auf Spirituosen erhebt. Was sonst aus Südafrika nach England verführt werden kann, wie zum Beispiel Schafwolle, kann als notwendiges Rohprodukt für die englische Industrie weder für Zoll noch Vorzugszoll in Frage kommen oder es ist, wie bei Straußenfedern, eine Vorzugsbehandlung ohne praktische Bedeutung. Will Südafrika in irgendeinem Zweige zur Gründung eigener Industrien übergehen, so durchlöchert der Vorzugstarif für Waren englischer Herkunft jeden Schutzzoll, der die neue Industrie fördern soll; handelt es sich andererseits um Waren, bei denen an eine Herstellung im Lande nicht zu denken ist, so geht das natürliche Interesse der Bevölkerung dahin, diese möglichst wohlfeil von wo immer her zu erhalten, d. h. also möglichst viele Wettbewerber auf den Markt zuzulassen. Der Vorzugszoll für englische Erzeugnisse bedeutet dann weiter nichts als einen Tribut, den die Bevölkerung Südafrikas ohne irgendwelche Gegenleistung an England bezahlt. Damit sind ja übrigens die Zumutungen, die von seiten der englischen Imperialisten an Südafrika gestellt werden, nicht erschöpft; sie verlangen auch eine Beitragsleistung für die englische Flotte, schließlich wird man wohl auch Beiträge zu den Kosten der Unterhaltung der imperialen Truppen in Südafrika fordern, usw.

Es gibt meines Erachtens kaum irgendwelche

Gegenwerte, die die südafrikanische Bevölkerung all diesen Opfern geneigt machen könnten. Werden sie, so wie dies bis jetzt insbesondere in der Zollpolitik der Fall war, dem Lande aufgezwungen, so erregt dies an sich bereits den Widerwillen der Bevölkerung. Raum ist Milner weg und sein künstliches Gebäude fällt zusammen, wie ein Kartenhaus; das Kapparlament hat Beschlüsse gefaßt, die praktisch auf eine Nichterneuerung der Zollunion im nächsten Jahre hinauslaufen; und Dr. Jameson ging, um sich sein Portefeuille zu erhalten, soweit, einen Tarifkrieg gegen die Delagoabahn anzukündigen, wenn die Wünsche der Kapkolonie keine Berücksichtigung fänden. Die Bewegung nach Selbstverwaltung ist gar nicht aufzuhalten. Der Engländer ist daran viel zu sehr gewöhnt, und der koloniale Engländer ist von einem ganz besonders starken Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen erfüllt. Die Buren sind dabei seine natürlichen Bundesgenossen. Lebt der Engländer längere Zeit im Lande, dann gewinnt er auch ein besseres Urteil über seine burischen Landesgenossen, als dies vom grünen Tische des englischen Kolonialamts aus möglich ist. Er hält das Mißtrauen gegen sie, mit dem man in England die Vorenthaltung weitergehender Rechte an die neuen Kolonien zu rechtfertigen sucht, für unbegründet, er traut sich selbst zu, mit ihnen fertig zu werden, ohne daß darunter die Aufrechterhaltung der britischen Oberherrschaft leidet. Die Taktik der Burenpolitiker kommt dem sehr entgegen, das törichteste, was diese machen könnten, wäre es, jetzt die Unversöhnlichen zu spielen und grollend beiseite zu stehen. Je länger England aber dem Streben nach Selbstverwaltung widerstrebt, desto mehr steigert es den Drang nach Selbständigkeit in diesen englischen Kreisen

Südafrikas und schmiedet sie mit den Buren enger zusammen.

Welche Belastungsprobe könnte nun aber die Anhänglichkeit dieser Engländer wohl vertragen, d. h. wann kommt voraussichtlich der Moment, wo sich in diesen Kreisen das Widerstreben gegen die fortdauernde Bevormundung durch das englische Mutterland so steigert, daß sich das Programm: Selbstverwaltung unter der englischen Krone, dahin verwandelt: Selbstverwaltung unter eigener Flagge? „Das Wechselverhältnis zwischen Kolonie und Mutterland,“ sagt Heinrich von Treitschke, „gehört zu den feinsten Problemen der Geschichte und man soll sich hier hüten, Naturgesetze finden zu wollen, in der historischen Welt, das will heißen in der Welt der Freiheit. Niemand wird heute behaupten wollen, daß Kolonien sich notwendig losreißen müssen vom Mutterlande. Daß Kanada dies einmal tun wird, ist wahrscheinlich, vor allen Dingen weil der beste Teil Kanadas französisch ist. Ob dagegen Australien sich je losreißen wird, ist mehr als zweifelhaft. Eine einigermaßen kluge, englische Politik würde das wohl verhindern können. Es käme darauf an, welche Männer in England und Australien am Ruder sind, und wie sie die Zeichen der Zeit erkennen.“ Nichts kennzeichnet die Schwierigkeiten, von denen Treitschke spricht, besser, als daß gerade er hier ein Motiv zugunsten der Losreißung Kanadas von England anführt, das man von Kennern kanadischer Verhältnisse mit, wie mir scheint, sehr triftiger Begründung in entgegengesetzter Richtung verwenden hört. Gerade die französischen Kanadier sind trotz oder gerade wegen ihrer französischnationalen Eigenart, die sie sich in starkem Maße bewahrt haben, die stärksten Stützen für die Erhaltung der Bande

zu England, weil ihre Sprache und Eigenart gegenwärtig in Kanada durch die Verfassung ausreichend geschützt ist, während sie bei einem Anschluß an die Vereinigten Staaten im angelsächsischen Meere unterzugehen fürchten. Auch die Festigung der Beziehungen zwischen Australien und England, die in den letzten Jahren eingetreten ist, hat ihre guten Gründe. Australien ist ehrgeizig und möchte eine Art größer-australischer Politik in der Südsee treiben, wozu es aus eigener Kraft heute viel zu schwach ist. Ja, es ist selbst zu schwach auch nur seinen eigenen Bestand zu sichern; man braucht nur an den russisch-japanischen Krieg und die sich daraus ergebenden Zukunftsaussichten zu verweisen. Australien wird selbst manche Unbequemlichkeiten, die ihm aus der hohen Politik des englischen Mutterlandes erwachsen, lieber hinnehmen, als auf die Unterstützung und den Schutz durch dasselbe zu verzichten. Aber weder das Beispiel von Kanada, noch das von Australien trifft für Südafrika zu. Daß die Buren nicht in der gleichen Lage sind, wie die Franzosen Kanadas, bedarf keines Beweises. Ein politischer Ehrgeiz in gleicher Art wie bei den Australiern ist in Südafrika nur schwach entwickelt, und es fehlt vor allem an Objekten für seine Betätigung. Die Besetzung Deutsch-Südwestafrikas durch Deutschland hatte ja allerdings seinerzeit auch in den Afrikanderkreisen der Kapkolonie starke Verstimmung hervorgerufen; ein Hauptgrund dafür war übrigens, daß in den siebziger Jahren der kapsche Minister Molteno die Besetzung von Namaqualand und dessen Einverleibung in die Kapkolonie gefordert hatte, dabei aber auf dem unüberwindlichen Widerstand des englischen Ministeriums stieß. Inzwischen haben sich aber die Anschauungen der Afrikander-

kreise in dieser Beziehung stark gewandelt. Der Besitz von Lorenzo Marques hat weder für die Bewohner der Kapkolonie noch für die Natal's besonderen Reiz; denn dann würde der letzte Grund für eine Bevorzugung der Häfen dieser Kolonien aufhören. Aber, selbst angenommen, die englischen Kolonien Südafrikas strebten ernstlich nach diesem Besitz; wenn sie darin vollkommen einmütig sind, so könnten sie ihn auch ohne Hilfe Englands aus eigener Kraft erobern.

Nehmen wir nun an, daß die Selbstverwaltung sämtlicher englischer Kolonien Südafrikas und eine Föderation nach dem Muster Kanadas oder Australiens in nicht allzu ferner Zeit zur Wirklichkeit wird, so wird diese Föderation natürlich ihre eigenen Interessen vertreten und auch ihr Verhältnis zu England nach Maßgabe der Gegenleistungen, die ihr von dort geboten werden, einrichten. Und da diese nur gering sein können, so wird England auch nur bescheidene Opfer für gemeinsame imperiale Einrichtungen seitens Südafrikas erwarten dürfen, Opfer, die jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem stehen, was Südafrika es bisher gekostet hat. Weiß England sich damit zu bescheiden, dann wird der praktische Sinn der Südafrikaner, wobei ich die Buren mit einschließe, nicht eines Namens oder der Farben des Lappens wegen, der über ihnen weht, an eine Abfallsbewegung denken, deren letzte Argumente bei den Waffen liegen müßten. Diese Sentimentalität wird denen fehlen, die man für die natürlichen Gegner Englands halten könnte, wahrscheinlich aber auch denen, die es zu verteidigen berufen wären. Es weht eine kühle, republikanische Luft in Südafrika. Mir ist dies kaum je so zu Bewußtsein gekommen, als an Königs Geburtstag beim Lesen des Festartikels in

einer der englischen Zeitungen Transvaals. Ein Byzantinismus kam darin zum Ausdruck, wie er im Reiche irgendeines orientalischen Despoten üblich sein mag. Wie wenig muß ein Engländer von wirklich royalistischem Gefühl besitzen, wenn er sich zu derartigen Geschmacklosigkeiten versteigen kann! Der Artikel roch förmlich nach bezahlter Arbeit. Gewöhnlich betrachtet man auch die gesellschaftlichen Beziehungen der höheren Schichten als ein starkes Band zwischen den Kolonien und England. Der Koloniale fühlt sich geschmeichelt, wenn er in Londoner Klubs verkehren kann, mag man ihn auch im allgemeinen etwas über die Achsel ansehen. Ich glaube nicht, daß dies auf Leute, die bereits in Südafrika geboren sind, sonderlichen Eindruck machen wird; denn an Selbstgefühl nehmen es die Südafrikaner mit dem eingebildetsten Engländer auf und gerade diese Eigenschaft des richtigen Afrikaners teilt sich im Akklimatisierungsprozeß dem neuen Einwanderer am raschesten mit.

Man hat gelegentlich gleich nach dem Friedensschluß, insbesondere von deutschen Mitkämpfern auf Seiten der Buren, häufig die Redensart gehört, das sei jetzt doch nur ein Waffenstillstand, in wenigen Jahren, spätestens wenn England sich in irgendeiner europäischen Verwickelung befinde, ginge der Krieg in Südafrika wieder los. Ich halte dies — mit Ausnahme eines einzigen Falles, auf den ich noch zu sprechen kommen werde — für ein haltloses Gerede. Davon, daß die Buren gegenwärtig gar nicht in der Lage wären, sich zu bewaffnen, sei hier ganz abgesehen; denn diese Möglichkeit muß früher oder später doch wieder eintreten; das Waffenverbot in der Kapkolonie ist kürzlich bereits wieder aufgehoben

worden, und irgendwelche Schwierigkeiten mit den Eingeborenen müssen auch in den ehemaligen Republiken früher oder später dazu führen. Mit der Einführung wirklicher Selbstverwaltung wird ja der Zustand auch unhaltbar, daß man vollberechtigten Bürgern des Staates, das Recht, Waffen zu führen, verweigert. Aber die besitzende Klasse der Buren ist sicherlich nicht für ein Unternehmen zu haben, das, wenn nicht tollkühn, so doch in seinem Ausgange immer höchst zweifelhaft ist, und der allerdings nicht unbeträchtliche Teil der Buren, der nichts zu verlieren hätte, ist allein doch nie imstande, sich zu organisieren; den größten Teil dieser Leute haben die Führer übrigens auch gut in der Hand. Diese aber werden für eine Desperadopolitik niemals zu haben sein, weil sie doch zu gut abzuschätzen imstande sind, was sie durch geduldige Arbeit und Abwarten erreichen können. Nehmen wir aber an, England begnügte sich nicht mit den natürlichen Vorteilen, die es in Südafrika ebenso wie in Kanada durch die einfache Oberhoheit, durch den nationalen Zusammenhang mit einem Teil der Bewohner, durch das ungestörte Arbeiten seines Kapitals in den Minen und anderen Unternehmungen hat, nehmen wir an, es wollte entweder den Zeitpunkt für die Gewährung voller Selbstverwaltung ungebührlich hinauschieben und auch dann dem Ausleben dieser Einrichtung Hindernisse bereiten, wie es dies in der Kapkolonie trotz der gewährten Verfassung wiederholt getan hat, dann könnte allerdings in Südafrika eine überwältigende Mehrheit der weißen Bevölkerung erstehen, die den ungestörten Besitz einer vollkommenen Selbstverwaltung höher bewertet, als den Vorzug unter dem Banner des Union Jack zu leben. Käme dann irgendeine Schwierigkeit

Englands hinzu, dann würde wohl die gereizte Stimmung der weißen Bevölkerung Südafrikas den Anlaß wahrnehmen, um entweder die Erfüllung aller seiner Forderungen durchzusetzen oder sein Glück unter eigener unabhängiger Flagge zu suchen. Stehen die Dinge aber einmal so, dann sind die Aussichten Englands auf Behauptung Südafrikas außerordentlich ungünstig. Ich glaube nicht, daß es jemals wieder zu einem Krieg unter dem Schlagwort: *Hie Engländer, hie Bur!* in Südafrika kommen wird; das politische Ideal Krügers eines burischen Südafrika ist begraben für alle Zeiten. Geht es aber um politische Fragen, um die der Freiheit oder der Bevormundung, so hat England wenig Aussicht, auch nur von den Leuten unterstützt zu werden, die sich an einem Aufruhr tätig nicht beteiligen wollten. Mit seinen eigenen Kräften von England aus einen Aufstand zu unterdrücken, ist für England kaum möglich. Man bedenke, daß im letzten Kriege die Burenbevölkerung der beiden Republiken nicht einmal die Hälfte des Volks ausmachte, daß von dieser Bevölkerung wiederum vielleicht die Hälfte überhaupt zu Hause blieb, oder sich nach den ersten Mißerfolgen ergab. Welche enormen Machtmittel mußte England trotzdem anwenden, um die Buren zu überwältigen, und hätte es dabei nicht die Hilfe der landeskundigen Kapkolonisten und endlich der Verräter unter den Buren selbst gehabt, so wäre es wohl trotzdem nicht zum Ziele gekommen. Man möge ermessen, welche Aussichten es hat, wenn etwa zwei Drittel der weißen Bevölkerung Südafrikas sich gegen England erhebt, und der Rest entweder nur laue Teilnahme zeigt oder sich vom Bürgerkrieg überhaupt zurückhält. Gegen den geeinten und entschlossenen Willen der weißen

Bevölkerung Südafrikas ist das Land nicht zu erobern. Die Garnison von imperialen Truppen, die England in Südafrika hält, beträgt die lächerlich geringfügige Zahl von 20 000 Mann, die aber trotzdem 60 Millionen Mk. jährlich kosten. Eine liberale Regierung wird diese Truppenzahl in der ganz richtigen Erwägung, daß sie entweder zu groß oder zu klein sei, sicherlich herabsetzen; so viel Truppen, wie nötig wären, um jede Aufstandsgefahr in Südafrika auszuschließen, ist selbst das reiche England dort zu halten nicht in der Lage.

Jedenfalls wird Südafrika sich einmal selbst regieren, ob unter dem Union Jack oder nicht, hängt von der Weisheit der englischen Staatsmänner ab, und zwar nicht eines einzelnen und auch nicht derer von heute und morgen; in irgendeiner Periode kann ein Mißgriff eine Bewegung entfesseln, die zum Abfall vom englischen Mutterlande führt. Überblickt man die Geschichte englischer Verwaltung in Südafrika, so ist der Wechsel geeigneter und ungeeigneter Gouverneure und der Wechsel in den Anschauungen des britischen Kolonialamts das einzig Bleibende in der Flucht der Erscheinungen. In den wenigen Jahren, die seit dem Kriege verflossen sind, wo die Grundlagen zu legen waren für die künftige englische Politik, ist wenig geschehen, was auf ein Verständnis der leitenden Männer für die Grundbedingungen einer gedeihlichen Zukunftsentwicklung hinwies. Aber manche Saat ist gestreut worden, die in späterer Zeit aufgehen und der Zwietracht zwischen England und seinen südafrikanischen Kolonien reiche Nahrung geben wird. Steht man auf dem Standpunkte dieser Erfahrungen, dann muß man es allerdings für wahrscheinlich

halten, daß einmal wieder ein Brand in Südafrika entsteht, den zu löschen England von vornherein außer Stande sein wird.

Zeichnet sich das Zukunftsbild Südafrikas so, daß die dort ansässige Bevölkerung doch früher oder später zu ihrem Rechte kommen muß, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, dann ist es auf keine Art zu verhindern, daß die Buren an dieser Verwaltung ihren vollen und maßgebenden Einfluß erhalten. Ich habe schon gezeigt, daß die wirtschaftlichen Aussichten Südafrikas keineswegs derartig sind, daß eine Flut neuer Einwanderer die ersten Besiedler des Landes so überrennen könnte, wie es etwa seinerzeit in den Vereinigten Staaten mit den Holländern der Neuengland-Staaten der Fall war. Ich habe auch schon angedeutet, wie die neuen Verhältnisse die Buren in alle Berufe treiben, und sie nun aufhören, das patriarchalische Hirtenvolk mit den Vorzügen und den Fehlern, die dieser Kulturstufe anhaften, zu sein. Sie haben die Entwicklung zu einem modernen Volk in wenigen Jahren durchgemacht, zu der andere Völker Jahrhunderte brauchten. Welch ein Gegensatz zwischen dem Buren, den dieser Krieg gezeitigt hat, und dem alten Vortreiber, dessen ganze Weisheit in der Kenntnis des alten Testaments beschlossen war! So groß auch die Revolution ist, die sich in diesen Menschen nun vollzieht, das Volk als solches wird daran nicht scheitern, mögen auch einzelne an dem zu raschen Übergange zugrunde gehen. Es ist zu gutes Blut, das zur Bildung der Burenrasse beigetragen hat. Die Proben, die die gebildeten Kreise der Buren, insbesondere in der Kapkolonie und dem Freistaat gegeben haben, zeigen auch, daß sie befähigt sind, zu

jeder Stufe moderner Bildung emporzusteigen; ja auch zur Entwicklung nach der schlechten Seite des modernen Lebens sind mancherlei Anlagen vorhanden. Mag auch ihre Vermehrung nicht in gleichem Maße fortschreiten wie bisher, so wird sie doch sicherlich lange noch hoch über dem Durchschnitt europäischer Verhältnisse bleiben, und es gewiß darin mit der neu zugewanderten Bevölkerung aufnehmen können. Die Abwanderung ist aus Gründen, die ich bereits dargelegt habe, für die Zukunft des Burenvolks keine nennenswerte Gefahr. Die Nachkommen der Buren werden, das steht für mich fest, stets einen sehr erheblichen Teil der weißen Bevölkerung Südafrikas bilden, ihr Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbstverwaltung wird in Jahrhunderten nicht ausgerottet werden können, ihre Ideale, wie ihre Traditionen, werden in den Grenzen Südafrikas beschloffen bleiben und über den Ozean so wenig nach England wie nach Holland hinüber fliegen.

Eine andere Frage ist die, ob die Buren sich auch als Volk selbständig und von der englischen Bevölkerung getrennt werden erhalten können; es ist die Frage nach der Zukunft der holländischen Sprache in Südafrika. Auf die Momente, die gegenwärtig deren Lage verschlechtern, habe ich bereits hingewiesen. In den ehemaligen Republiken ist sie nicht die Amtssprache mehr. In der Kapkolonie nimmt die Verteidigung ihrer Rechte zweifellos zu; wenn es hier gelingt, dem Holländischen wirklich das gleiche Maß von Rechten zu erstreiten, wie der französischen Sprache in Kanada, dann wird der Kampf darum zweifellos auch in den ehemaligen Republiken folgen. Ob dies Ziel aber erreicht werden wird, hängt nicht nur von der Gestaltung der politischen und nationalen

Machtverhältnisse, sondern auch von der Weiterentwicklung des Rapholländischen in seinem Verhältnisse zur holländischen Schriftsprache ab.

In bezug auf die gegenwärtige Lage der Sprachenfrage kann ich z. T. auf früher, insbesondere im 2. Kapitel Gesagtes verweisen; es erübrigt mir nur einiges über die Ansätze zur Ausbildung des Rapholländischen zur Schriftsprache zu sagen, weil diese Ansätze vor allem in die Zukunft weisen. In der Vergangenheit ist das Rapholländische von zwei Seiten als „Küchensprache“ schlecht gemacht worden: einerseits wollten die Engländer beweisen, daß diese Sprache zum schriftlichen Verkehr und amtlichen Gebrauch völlig ungeeignet sei, dabei aber auch vom Schriftolländischen so verschieden, daß letzteres ersteres gar nicht ersetzen könne. Die daraus gezogene Schlussfolgerung ist natürlich, daß die Buren in Gottes Namen ihren Dialekt reden sollten, im schriftlichen und insbesondere amtlichen Verkehr, dergleichen in den Schulen jedoch englisch allein maßgebend sein sollte. Es steht mit dieser Anschauung allerdings scheinbar im Widerspruch, daß Cecil Rhodes die Ausbildung des Rapholländischen zur Schriftsprache förderte, indem er mit seinem Gelde die in Paarl von einem gewissen Du Toit herausgegebene, im Dialekt geschriebene Zeitung „De Paarlse Patriot“ unterstützte; derselbe Du Toit begann auch eine Bibelübersetzung ins Rapholländische, die aber über die ersten Anfänge nicht herauskam. Die Zeitung ist inzwischen im vergangenen Jahre auch eingegangen. Du Toit bemühte sich eine möglichst vulgäre Sprache zu schreiben; der Dichter Brink schreibt in der Vorrede zu seinen in der Mundart geschriebenen Gedichten mit Recht, daß sei nicht die Sprache, die die

Buren zu sprechen pflegten. Das weist darauf hin, daß es Rhodes auf der einen Seite wohl darum zu tun war, die Sprache möglichst gemein hinzustellen und so die Gebildeten von ihr abzudrängen und dem Englischen zuzutreiben; ein anderer viel offenkundigerer Zweck war jedoch, den Gegensatz der Kapburen zu den Transvaalern, wo das Schriftholländische stark gepflegt wurde, zu verschärfen, überhaupt aber die Buren von der Verbindung mit Holland möglichst abzuschneiden. Andererseits suchten natürlich die Holländer die holländische Schriftsprache als Band zwischen Holland und Südafrika zu erhalten und die Entwicklung des südafrikanischen Dialekts zur Schriftsprache, die diese Verbindung unterbrochen hätte, möglichst zu verhindern. Zur Zeit des Bestehens der Transvaalrepublik hatte dies auch noch seine besondere praktische Seite, indem es die Einfuhr zahlreicher Holländer als Regierungsbeamte, Lehrer, usw. notwendig machte; das waren die Schriftgelehrten, die das Geheimnis eines schönen holländischen Stils besaßen. Das Kap-holländisch ist indeß als Sprache besser, als es von der einen und der anderen Seite gemacht wird. Die Abschleifung der Endungen ist ein Prozeß, in dem sich meines Wissens alle germanischen Sprachen befinden, der allerdings im Kap-holländischen noch viel weiter fortgeschritten ist, als selbst im Englischen. Manche gut niederdeutschen Worte sind hier noch erhalten, die im Schriftholländischen verloren gegangen sind. Der verhältnismäßig kleine Wortschatz hängt natürlich mit dem beschränkten Gesichtskreis der Buren zusammen; wird es zur Schriftsprache ausgestaltet, dann muß es ihn aus dem Schriftholländischen ergänzen und wird diesem dadurch wieder genähert. Bei öffentlichen Reden bedienen sich die Buren gleichfalls

meist eines Mitteldings zwischen dem Kapholländischen und dem Schriftolländischen und man braucht nur einmal einen guten Redner, wie zum Beispiel General de Wet gehört zu haben, um sich von der Plastik und Eindrucksfähigkeit dieser Sprache eine Vorstellung zu machen, worin sie nach meinem Empfinden das Schriftolländische weitaus übertrifft.

Einen Anlaß zur Ausbildung des Kapholländischen zur Schriftsprache liegt in der sogen. „Taalvereenvoudiging“ (Sprachvereinfachung), die nach langer Vorbereitung kürzlich in Südafrika ziemlich allgemein eingeführt wurde. Die holländische Sprache hat eine ziemlich unpraktische und veraltete Orthographie; eine Bewegung in Holland selbst geht auf deren Reform und Annäherung an eine möglichst phonetische Schreibung aus, die nach ihrem Erfinder als kollewijnsche Rechtschreibung bezeichnet wird und dort beständig an Anhängern gewinnt. In Südafrika empfand man nun nicht nur die alte Orthographie, sondern auch gewisse grammatikalische Regeln, die selbst in Holland in der Umgangssprache nicht beachtet werden, als sehr lästig. So setzte denn der südafrikanische „Taalbond“, der im übrigen ein ziemlich bescheidenes Dasein fristet und dessen Haupttätigkeit in der Abhaltung von Prüfungen in der holländischen Sprache besteht, um dadurch zu eifrigerem Studium anzuregen, einen Ausschuß zur Reform der Schriftsprache ein, der jedoch nur im Einvernehmen mit Sprachgelehrten in Holland vorgehen sollte. Dieser Ausschuß hatte nun nach mehrjähriger Arbeit Vorschläge ausgearbeitet, die in bezug auf die Orthographie nicht einmal soweit gehen, wie Kollerwijn, sich aber im übrigen den südafrikanischen Bedürfnissen anpassen. Die Leidensche Akademie, sowie hervorragende

Philologen in Holland erklärten, daß diese Reformen der Einheit der holländischen Sprache nicht widerstreiten und durchaus empfehlenswert seien für Südafrika. In der Tat sind die eingeführten Reformen nicht sehr erheblich und rechtfertigen keineswegs den heftigen Widerstand, der von verschiedenen Seiten dagegen erhoben wurde und sich in reichlich unverständigen Zuschriften an die Kapstädter Zeitung „Ons Land“ Luft machte. Aber die Leiter des Taalbonds haben ein klares Ziel vor Augen; in einer Rede, die Professor De Vos am 20. Februar d. J. in Stellenbosch hielt, setzte er mit großer Klarheit Ursachen und Aufgaben der Bewegung folgendermaßen auseinander: „Wenn wir nichts tun, um die Schriftsprache der gesprochenen Sprache zu nähern und ihren Gebrauch zu erleichtern, dann wird sie immer mehr als schwierige, fremde Sprache empfunden werden; die Gepslogeneit, in der Mundart auch zu schreiben, nimmt selbst in gebildeten Afrikanderkreisen sowieso immer mehr überhand. Geht das so fort, so führen beide Sprachen nebeneinander ein kümmerliches Leben und müssen im Kampf gegen die englische Sprache unterliegen. Wir wollen ein gutes Niederländisch gebrauchen, aber nicht genau das in Holland übliche, es muß afrikanische Färbung haben.“

Es kommt also darauf an Mundart und Schriftsprache zu nähern, aber nicht einseitig auf Kosten der einen oder anderen. Dies wird natürlich ein sehr langwieriger Weg sein, der nur in kleinen Schritten allmählich zurückgelegt werden kann; es war daher sehr verständlich, daß die Reformen des Taalbonds in so bescheidenen Grenzen gehalten wurden. Aber das ist sicher, daß es sich hier lediglich um einen Anfang handeln kann und

daß sich ein weiteres Fortschreiten notwendigerweise ganz von selbst ergeben wird. Der Umstand, daß die Kirchensprache zunächst und auf längere Zeit hinaus sicherlich Schriftholländisch bleiben wird, ist nicht von erheblicher Bedeutung. So gut wie im Deutschen entspricht auch im Holländischen die Sprache der Bibel nicht der modernen Schriftsprache und man ändert daran nicht gerne, weil darin eine gewisse Feierlichkeit liegt; der Prediger aber, der auf seine Zuhörer wirken will, muß natürlich immer darauf ausgehen von diesen verstanden zu werden. Im übrigen liegt denen, die eine derartige Entwicklung anstreben — zum Teil wohl nur deshalb anstreben, weil sie ihnen als die einzige Möglichkeit erscheint, die Sprache überhaupt zu behaupten — die Vernachlässigung der holländischen Schriftsprache durchaus ferne. Es ist ja klar, daß die Umbildung der südafrikanischen Mundart zu einer anerkannten Schriftsprache sich nur in Anlehnung und unter Fühlungnahme mit der holländischen Schriftsprache vollziehen kann. Sehr gut kennzeichnet das holländische Blatt *Natals* die Aufgabe mit den Worten: „holländisch lernen und vor allem lesen, afrikanisch reden und schreiben.“ Vielleicht aber ist die afrikanische Schriftsprache früher da, als dieser allmähliche Umgestaltungsprozeß in Aussicht stellt; das könnte kommen, wenn den Buren ein wirklich bedeutender Schriftsteller erstünde, der sich die Sprache schafft, die seine südafrikanische Welt am besten schildert; und ich denke mir, daß, wenn es wirklich ein Dichter von Gottes Gnaden ist, der für Natur und Menschen Südafrikas und deren Eigenart nach einem vollkommenen Ausdruck sucht, so wird er weder Englisch noch reines Holländisch schreiben, sondern in der afrikanischen Mundart seine besten Ausdrucks-

mittel finden, die er freilich erst sprachgewaltig gestalten muß.

Die Schlußfolgerung liegt nun nahe, daß unter diesen Umständen die Aussichten der afrikanischen Sprache sich gegenüber der englischen in Südafrika zu behaupten, erst recht gering sind; denn während niederländisch doch immerhin die Sprache von 10 Millionen Menschen in Europa ist, wird afrikanisch höchstens von einer Million Menschen in Südafrika gesprochen und geschrieben werden; und unsere Zeit gehe auf Zusammenschluß im Großen, nicht auf die Bildung kleiner Zwergvölker. Indes wird die Abweichung der afrikanischen von der holländischen Schriftsprache nie so weit gehen, daß sie das Verstehen des geschriebenen Wortes unmöglich oder sehr schwierig machen sollte; das Gesprochene wird schon heute von beiden Seiten nicht ohne weiteres verstanden, es bedarf dazu einer gewissen Übung, genau so wie etwa bei uns zwischen Leuten, die verschiedene deutsche Dialekte sprechen. Und vielleicht zeigt sich auch in Zukunft, daß das Zusammenballen großer Massen im Völkerleben, das eine Forderung unserer Zeit scheint, nicht notwendig mit einer jede Eigenart zerstörenden Nivellierung einherzugehen braucht; vielleicht öffnet sich nach dem Spruche: Im Notwendigen Einigkeit, im übrigen Freiheit! auch wieder ein Feld der Betätigung für den Individualismus nicht nur der Einzelpersonen, sondern auch der Völker.

Ein engerer Zusammenhang zwischen Holländern und Buren bestand nur in Transvaal, wo er von der Regierung der Republik aus politischen Gründen gepflegt wurde; aber persönlich sehr nahe gekommen sind sich im allgemeinen die Buren und die zugewanderten

Holländer nicht. Während des Krieges wurde von Holland aus viel Liebeswerk getan, um die Not in Südafrika zu lindern und auch für die unabhängigen Schulen in den ehemaligen Republiken wurden recht erhebliche Summen aufgebracht. Aber in den Berichten der Vereinigungen, die sich in Holland diesem Werke widmen, wird über schwindendes Interesse geklagt. In Transvaal wurde wohl einiges Kapital aus Holland in den Zeiten der Republik angelegt; nachdem die Bahn nun in die Hände der Regierung übergegangen ist, bleiben noch einige kleinere Banken übrig, die ganz erfolgreich, insbesondere im Hypothekengeschäft arbeiten. Versuche, die Handelsbeziehungen Hollands mit Südafrika auszu dehnen, sind aus dem Grunde wenig aussichtsvoll, weil Holland selbst nur wenig erzeugt; seine Haupteinfuhr nach Südafrika besteht gegenwärtig in Butter, Käse, Zigarren, Kakao. Wenn sich aber selbst die Buren in wirtschaftlicher Beziehung gut organisieren und selbständige Handelsbeziehungen mit Umgehung des englischen Zwischenhandels suchen sollten, so werden sie natürlich die Erzeuger dessen, was sie brauchen, aufsuchen, also Deutschland oder die Vereinigten Staaten und nicht noch einen Mittelsmann in Holland einschieben, der ihnen die Ware verteuert. Beim besten Willen kann Holland den Buren nur einen bescheidenen Rückhalt bieten und keinesfalls einen solchen, der dem englischen Einfluß die Wage halten könnte. Der nationale Zusammenhang mit Holland ist jedenfalls für die Behauptung der holländisch-afrikanischen Sprache in Südafrika nicht entscheidend.

Im Geschäftsleben Südafrikas wird die englische Sprache immer die Vorherrschaft behalten. Inwieweit das Holländische im Staatsleben seine Rechte behauptet.

oder ausdehnt, wird von der Gestaltung der politischen Machtverhältnisse ebenso sehr abhängen, wie davon, inwieweit die Holländischafrikaner ihre Sprache auch im schriftlichen Verkehr wirklich beherrschen lernen und aus den ihr eingeräumten Rechten praktischen Nutzen ziehen können. Die Annäherung der gesprochenen an die Schriftsprache muß dem sehr zustatten kommen. Alle praktischen Rücksichten fallen allerdings für die englische Sprache ins Gewicht; indeß mit einer Ausnahme. Die Buren haben ihre Sprache überall, wo sie hinkamen, den Eingeborenen beigebracht, und, das Kapolländisch ist, wie ich bereits erwähnte, die Umgangssprache der Hottentotten, Malayen und Bastards. Abseits der großen Verkehrsstraßen kommt man auch heute noch mit der Burensprache weiter als mit Englisch. Ob es an sich von den Buren sehr klug war, den Eingeborenen ihre Sprache zu lehren, bleibe hier unerörtert; es lag wohl in den Verhältnissen, insbesondere in der Schwierigkeit, eine Eingeborenen-sprache zur allgemeinen Eingeborenen-verkehrssprache Südafrikas zu machen. Für die Erhaltung des Abstandes zwischen Weißen und Farbigen ist jedenfalls der Zustand, wie er in Deutsch-Ostafrika oder Holländisch-Indien herrscht, wo jeder Weiße Suaheli bezw. Malayisch spricht, die Eingeborenen aber nicht oder nur ganz ausnahmsweise die Sprache der weißen Herren, der idealste; hoffentlich bewahrt uns der Himmel davor, daß wir in Deutsch-Ostafrika je auf den törichtesten Einfall kommen, die Eingeborenen Deutsch lehren zu wollen. In Südafrika wissen die Engländer nun allerdings die Unnehmlichkeit, daß sie bereits ein weitverbreitetes Verständigungsmittel mit den Eingeborenen vorfinden, nicht zu schätzen und suchen aus politischen Gründen

den Farbigen englisch beizubringen, um dadurch das Kap-holländisch zu verdrängen und, wie sie meinen, den Einfluß der Buren auf die Eingeborenen zu brechen. Aber dieses Beginnen ist ebenso unverständlich wie aussichtslos, denn der Eingeborene wird englisch nur ganz ausnahmsweise gut erlernen, Kap-holländisch aber sehr leicht. Wenn sich Engländer und Buren einmal zu einer vernünftigen Behandlung der Eingeborenenfrage zusammenfinden, werden erstere dies wohl auch einsehen und Kap-holländisch wird allerseits als das zweckmäßigste Verständigungsmittel mit den Eingeborenen vom Kap bis zum Zambesi anerkannt sein.

Sonst sprechen allerdings alle praktischen Momente für die englische Sprache; kein politisches Ereignis wird sie aus ihrer Stellung als Geschäftssprache verdrängen können und die Zunahme ihrer Kenntniss bei der Burenbevölkerung ist durch nichts aufgehalten. Bestenfalls wird also Südafrika ein Land sein, in dem ein Teil der Bevölkerung zweisprachig ist. An europäischen Verhältnissen gemessen, könnte man leicht geneigt sein, einen solchen Zustand auf die Dauer als unhaltbar anzusehen. Hier bedarf es aber wohl einiger Vorsicht, selbst abgesehen davon, daß es auch in Europa hier merkwürdige Ausnahmen gibt; so ist mir in Dalmatien eine Albanesenkolonie bekannt, deren Bewohner sich seit 200 Jahren in kroatischer und italienischer Umgebung ihre Sprache erhalten hat, obwohl alle Bewohner auch kroatisch und sehr viele italienisch sprechen. Aus einem bestimmten Grunde passen aber alle europäischen Vergleiche auf südafrikanische Verhältnisse nicht: der Verschiedenheit der sozialen Gliederung. Bei uns besteht die Masse des Volks aus dem städtischen Proletariat und einer

ländlichen bäuerlichen Bevölkerung, deren Lebensverhältnisse es nicht gestatten, den Kindern eine Erziehung zu geben, die über die Erwerbung der notwendigsten Kenntnisse in der eigenen Muttersprache hinausgeht. In Südafrika bilden diese breite Masse des Proletariats die Eingeborenen. Der Krieg hat zwar wohl auch ein starkes weißes Proletariat jeder Nationalität geschaffen und die Unwissenheit war und ist bei den Buren in manchen Gegenden noch recht groß. Aber letzteres liegt nicht an der Not des Lebens, sondern an mangelnder Vorsorge, Indolenz, vielfach aber auch an rein örtlichen Schwierigkeiten, die nicht leicht überwunden werden konnten. Die augenblicklichen Zustände werden aber wieder normaleren Platz machen. Dann spricht nichts dagegen, daß die Erscheinung, die man heute schon vielfach antrifft, ganz allgemein werden wird: der Bur, der in der Familie und mit seinesgleichen seine Sprache spricht, auch seine holländische Zeitung liest, dabei aber auch die englische Sprache beherrscht. Die größere Bildungsfähigkeit der Jugend in der kolonialen Umgebung, wo sie schon früh auf eigene Füße gestellt wird, kommt dem auch zustatten. Dort, wo der Bur sehr weit ab vom Verkehr mit größeren Orten lebt und wenig Gelegenheit hat, englisch zu gebrauchen, wird die in der Schule erworbene Sprachfertigkeit darin sowieso wieder verblaffen.

Endlich sind es noch gewisse Imponderabilien, die das stärkste Moment für die Erhaltung der holländischen Sprache in Südafrika bilden. Die Zivilisation, d. h. die Lebensformen der gebildeten Kreise, hat Südafrika ganz aus England überkommen; in ihnen leben gut germanische Überlieferungen, nicht leicht ist Freiheit und Zwang der englischen Verkehrsformen und des englischen Gesellschafts-

lebens — womit nicht dessen Londoner Modeausartungen gemeint sind — in seiner Eignung für die Bedürfnisse kolonialen Lebens zu übertreffen. Dagegen anzukämpfen wäre völlig aussichtslos. Aber früher oder später wird sich auch in Südafrika ein selbständiger Geist regen, der für das Land eine eigene Kultur aufbauen will, wie in den Vereinigten Staaten. Freilich, wenn man sieht, wie langsam es dort vorwärts geht, trotz der viel reicheren Hilfsmittel und der unendlich viel größeren Bevölkerungszahl, dann wird man die Schwierigkeit dieser Aufgabe kaum überschätzen können. Indes handelt es sich hier nicht schon um die Stufe, wo das Land auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft selbst schon Achtungswertes erzeugt, sondern zunächst an die Vorstufen, die dahin führen. Es scheint mir ganz undenkbar, daß dieses praktische Kolonialvolk sich nicht von dem rückständigen Unterrichtssystem, das aus Schottland eingeführt wurde, freimachen sollte; dann wird es aber nach dem Besten greifen, das es von irgendwo erlangen kann. Diesem Streben begegnet man vielfach und nicht allein in Kreisen der Holländisch-Afrikander; man will sich mit den Engländern im Lande gerne vertragen, man will sich aber nicht alles und jedes aus England zuführen lassen und die Erzeugnisse Englands als das Vollkommenste der Welt hinnehmen. Die Doppelsprachigkeit ist aber ein wichtiges Mittel, um die Kanäle nach der übrigen Kulturwelt offen zu halten; erschließt das Holländische zunächst auch nicht einen Kulturkreis, der sich dem englischen vergleichen kann, so führt es doch mittelbar zum deutschen. Ein anderes Moment, das sich gleichfalls nicht zahlenmäßig ausdrücken läßt, ist der ganz eigenartige Reiz der afrikanischen Mundart; wie auch sie das Ergebnis des

Anpassungsprozesses ist, den die ersten weißen Besiedler dieses Landes durchgemacht haben, so hat man das Gefühl, daß auch diese Sprache zum Lande gehöre und die Liebe zu ihr einen wesentlichen Bestandteil des südafrikanischen Heimatsgefühls bilde. Das mag heute von den Buren nur instinktiv empfunden, früher oder später wird es auch verstandesmäßig erkannt werden.

All dies wird erst von Bedeutung sein, wenn die weißen Bewohner Südafrikas in irgend einer Form die Leitung ihrer Geschicke selbst in die Hand genommen haben; solange die gegenwärtigen politischen Zustände bestehen, bietet der Gegensatz gegen die Einmischung des englischen Kolonialamts und die dadurch bewirkte Beeinträchtigung südafrikanischer Interessen dem Kampfe für den Bestand der holländischen Sprache einen starken Rückhalt. Wollte man hier europäische Verhältnisse zum Vergleiche heranziehen, so könnte man etwa an die Lage der tschechischen Sprache zu Beginn des 19. Jahrhunderts erinnern, die damals unendlich viel ungünstiger war, als die der holländischen heutzutage in Südafrika; was dort ein zum Teil auf sehr materielle Beweggründe gestützter nationaler Aufschwung zustande gebracht hat, ist zu allgemein bekannt, als daß ich es hier näher auszuführen brauchte. Freilich lassen sich diese Verhältnisse nicht ohne weiteres vergleichen, denn, wie ich wiederholt bemerkt habe, besteht keine wirkliche Rassenfeindschaft zwischen Buren und Engländern; was indes unter dem Drucke der politischen Gegensätze in den nächsten Jahrzehnten für die holländische Sprache erreicht werden wird, das wird später, wenn sich beide Völker einträchtig zur Arbeit im Dienste ihrer gemeinsamen Heimat zusammenfinden, nicht rückgängig gemacht werden können. In diesem

Sinne wird auch die politische Entwicklung der nächsten Zeit das Schicksal der holländischen Sprache in Südafrika mitbestimmen; nichts könnte ihr gefährlicher werden, als die baldige Ausgleichung der vorhandenen Gegensätze und die Gewährung völliger Selbstverwaltung an alle südafrikanischen Kolonien von seiten Englands. Aber man braucht kaum zu befürchten, daß dies Unwahrscheinliche wirklich so bald Ereignis wird.

Engländer und Buren in gutem Einvernehmen als freie Herren ihres Schicksals für ihr Vaterland tätig, die holländisch-afrikanische Sprache neben der englischen nicht nur geduldet, sondern auch geachtet und anerkannt: dies Zukunftsgemälde möchte insbesondere dem als eine ferne Fata morgana erscheinen, der heute mitten in der Wirrnis des politischen Lebens Südafrikas vergeblich nach dem ersehnten Zukunftsland ausblickt. Auch möchte ich mich nicht unterfangen, den Zeitpunkt prophezeien zu wollen, wo sich solches verwirklicht; aber daß dies Ziel einmal erreicht werden wird, dafür scheint mir die natürliche Logik der Dinge zu sprechen, die auch im Völkerleben ihr Recht beansprucht. Freilich, auch dann wird Südafrika nicht von Gegensätzen verschont sein, Landwirtschaft und Industrie, Kleinbürgertum und Großkapital werden gegeneinander ihre Interessen verfechten; auch mit der „großen Zukunft“ Südafrikas, von der man dort jetzt so gerne spricht, um sich über den Jammer der Gegenwart hinwegzutäuschen, wird es keine guten Wege haben. Aber kommt diese große Zukunft auch nicht, so wird sich doch in begrenzterem Rahmen eine Entwicklung vollziehen, die durch das Zusammenwirken zweier Nationalitäten an sich schon eigenartig, dadurch ihre besondere Bedeutung gewinnt, daß es sich um das einzige Gebiet des

schwarzen Kontinents handelt, in dem die weiße Besiedlung bisher schon einige Ausdehnung gewonnen hat und zu eigenen staatlichen Bildungen fortgeschritten ist. Die Gegenwart mit ihrer stärkeren Betonung kolonialer Abhängigkeit kann in der Geschichte Südafrikas nur eine Episode sein. Dies Land aber ist die große Anpassungsschule der weißen Rasse an den schwarzen Kontinent. Daß dieser in seiner Gesamtheit nie ein Besiedelungsgebiet für uns sein kann, steht außer Zweifel. Aber es gibt dort ausgedehnte Hochländer, die dafür durchaus geeignet sind, und auch in den vom Fieber heimgesuchten Tiefländern bessern sich erfahrungsgemäß die gesundheitlichen Verhältnisse mit der zunehmenden Kultur; manches dürfen wir auch von den fortschreitenden Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung erwarten. Von Südafrika aus sind die Engländer nach Rhodesia gezogen, Buren haben sich in Angola und Deutsch-Südwestafrika angesiedelt, ein gleiches steht in Britisch-Zentralafrika und Deutsch-Ostafrika bevor; so strahlt die Besiedelung Afrikas von der Südspitze des Kontinents aus, wo noch vor hundert Jahren nur ein kleines Häuflein weißer Bewohner vorhanden war. Hier lenkt sich der Blick auf ein Problem einer ferneren Zukunft, das weltpolitische Bedeutung gewinnen kann und unsere Interessen nahe genug berührt. Aber auch im engeren Rahmen ist die Frage bedeutungsvoll, ob das deutsche Volk in der politischen Entwicklung Südafrikas irgend eine Rolle zu spielen berufen ist und inwieweit dieser Entwicklung ihrerseits das Schicksal unserer eigenen südafrikanischen Kolonie beeinflussen kann.

9. Kapitel.

Deutschtum und deutsche Arbeit in Südafrika.

Es gibt keinen Abschnitt in der Geschichte der weißen Besiedelung Südafrikas, in dem das deutsche Volk keine Rolle gespielt hätte. In wie hohem Grade es am Aufbau des Burenvolkes beteiligt ist, ist uns während des Burenkrieges zu stärkerem Bewußtsein gekommen. Die Geschlechtsregister der Buren, die Christoffel Coetzee de Villiers in einer Lebensarbeit nach den Kirchenbüchern der Kapkolonie bis etwa zum Ende des 18. Jahrhunderts geführt hat, ermöglichen es, den Anteil der einzelnen Nationalitäten, die zum Volke der Buren verschmolzen sind, ziemlich genau festzustellen; danach kommt Colenbrander zu dem Ergebnis, daß die Holländer mit 50,4 % die Deutschen mit 27 %, die französischen Hugenotten mit 17,25 % hieran beteiligt sind. Sowohl die Hugenotten wie die Deutschen erlitten das Schicksal, vollständig entnationalisiert zu werden. Es nimmt bei den Deutschen wenig wunder, denn vielfach brachten die deutschen Stammväter vielleicht schon bei ihrer Ankunft in Südafrika kaum mehr die deutsche Umgangssprache mit. Es waren zumeist Soldaten der Holländisch-ostindischen Kompagnie, Matrosen, mitunter wohl auch Schiffbrüchige in

des Wortes wahrster Bedeutung. Deutsche Stamm-
mütter gibt es nur in ganz verschwindender Zahl. Die
Hugenotten waren in dieser Beziehung in weitaus günsti-
gerer Lage, aber das Mißtrauen der Holländisch-ostindi-
schen Kompagnie verhinderte ihren nationalen Zusammen-
schluß, die Gründung einer besonderen Kirche, usw., so
daß es heute nur die zum Teil auch schon stark ver-
ballhornten Namen sind, die an die hugenottische Ein-
wanderung erinnern. Daneben freilich auch noch die
Gesichtstypen der Buren, die den französischen Einschlag
stärker zur Schau tragen, als im Verhältnisanteil der
Hugenotten am Aufbau des Burenvolkes begründet
scheint. Und im Hinblick auf gewisse anthropologische
Theorien, die die an sich zweifellos naheliegende Annahme
verfechten, daß in den Hugenotten vor allem germanisches
Blut aus dem französischen Volke ausgemerzt wurde,
muß ich allerdings auf die dem widersprechende Tatsache
hinweisen, daß gerade der Hugenottentyp unter den
Buren wenig Germanisches zeigt. Es sind ausgesprochen
schwarzhaarige Charakterköpfe, deren scharfer Gesichts-
schnitt auf edle Rasse hindeutet, im übrigen aber am
meisten an Südfranzosen erinnert. Ich bemerke das, um
den Einwand auszuschließen, daß es sich hier vielleicht
um einen Einschlag farbigen Blutes handle; dieser be-
trägt übrigens nach Colenbrander noch nicht 1% und
rührt fast ausschließlich von indischen Sklavinnen her.
Freilich ist das Problem reichlich verwickelt; denn als
einen besonders ausgeprägten Kopf dieser Art kann man
z. B. den des Generals De la Rey ansprechen; aber
zufälligerweise stammt De la Rey jedenfalls in männ-
licher Linie nicht von Hugenotten ab; seine Vorfahren
sind vielmehr erst zu Ende des 18. Jahrhunderts aus

Holland eingewandert und sein Name ist wahrscheinlich wallonischen Ursprungs. Natürlich kann er aber von weiblicher Seite Huguenottenblut in seinen Adern haben.

Der bezeichnende Unterschied zwischen der französischen und der deutschen Einwanderung besteht vor allem darin, daß erstere in einem einzigen Schub zu Ende des 17. Jahrhunderts vor sich ging, während letztere auch zu einer Zeit nicht nachließ, wo das Burenvolk im wesentlichen schon in seiner Bildung abgeschlossen war; ja der stärkste Strom deutscher Einwanderung ergießt sich gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Südafrika. Sofern wir uns ein Bild davon machen wollen, was das Deutschtum in Südafrika heute bedeutet, müssen wir natürlich unseren Anteil an der Bildung des Burenvolkes, kaufmännisch gesprochen, „abschreiben“, wenigstens soweit die Epoche bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in Betracht kommt. Hier wirkt die deutsche Abstammung auch kaum als ideeller Faktor: denn irgendwelche Traditionen sind nicht vorhanden, die Träger dieser deutschen Namen fühlen sich natürlich rein als Buren. Nicht das gleiche möchte ich von der nicht geringen Zahl von Deutschen und deren Nachkommenschaft sagen, die erst im vorigen Jahrhundert eingewandert und verburt sind; ich glaube zwar nicht, daß da irgendwo von Rückverdeutschung die Rede wird sein können. Aber vielleicht steht folgender Fall nicht ganz vereinzelt da: ein Afrikaner der besten Gesellschaftsklasse, Sohn eines deutschen Missionars, kann zwar selbst kaum deutsch, läßt aber seinen Sohn in Deutschland erziehen. So bildet die deutsche Abstammung wenigstens eine Brücke zur deutschen Kultur.

Unter den Zuwanderern des vorigen Jahrhunderts

verdienen in erster Linie die deutschen Missionare Erwähnung. Sie bedeuten nicht gerade zahlenmäßig viel; aber diese Einwanderung ist insofern bedeutungsvoll, als die Nachkommenschaft dieser Missionare vielfach, allerdings unter Aufgabe ihres Deutschtums, angesehenen Stellungen einnimmt. Eine deutsche Mission hat sich übrigens auch kolonialisatorisch betätigt. Die erste Mission, die überhaupt in Südafrika tätig war, ist die der Brüdergemeinde, in Deutschland unter dem Namen der „Herrenhuter“ besser bekannt. Bereits im Jahre 1733 machte sie den ersten Versuch, in Südafrika festen Fuß zu fassen, den die Ungunst der Verhältnisse zunächst scheitern ließ. Zu Ende des 18. Jahrhunderts jedoch gründeten die Herrenhuter eine Anzahl von Missionsstationen, auf denen in sehr nützlicher Weise nicht nur das Beten, sondern auch das Arbeiten betrieben und den Farbigen beigebracht wird; die Station Genadental bei Caledon wird ein dauerndes Zeugnis dafür bilden, was von den Herrenhutern auf diesem Gebiete geleistet worden ist. In nationaler Beziehung hat sich diese Mission durchaus vorbildlich verhalten. Es dürfte kaum je vorgekommen sein, daß ein Nachkomme eines herrenhuter Missionars Engländer oder Bur geworden ist. Freilich verhindert andererseits ihr Grundsatz, die Kinder der Missionare schon im Alter von 8 bis 10 Jahren zur Erziehung nach Deutschland zu schicken, von wo sie dann, wenn sie erwachsen sind, vielfach in ganz andere Weltteile gesandt werden, daß eine zahlreiche Nachkommenschaft in Südafrika selbst ansässig bleibt.

Von den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts an folgten den Herrenhutern die drei anderen Missionsgesellschaften, die gegenwärtig noch in Südafrika tätig

sind; die Rheinische, die Berliner und die Hermannsbürger Mission. Erstere hat ihr Tätigkeitsgebiet im Westen der Kapkolonie, das sie von dort aus schon lange vor der deutschen Besitzergreifung nach Namaqualand, unser jetziges südwestafrikanisches Schutzgebiet, ausgedehnt hat. Die Berliner Mission ist vor allem im Osten der Kapkolonie, in Freistaat, Transvaal und Natal tätig, während die Hermannsbürger sich auf Transvaal und Natal beschränken. Die Frage der Missionstätigkeit überhaupt will ich hier nicht erörtern; bei der Behandlung des Eingeborenenproblems ist sie übrigens bereits gestreift worden. Daß die Mission sich grundsätzlich auf internationalem Boden bewegt, fordert wohl das Prinzip dieser Tätigkeit und der nationale Politiker, der es bedauern muß, daß Millionen nationalen Vermögens jährlich in die Fremde fließen, ohne uns irgendwie zu dienen, wird vergeblich mit denen zu rechten suchen, die sich auf das Wort Christi berufen: „Gehet hin und lehret alle Völker!“. Die Praxis hat die Dinge aber doch vielfach, leider gerade bei anderen Völkern, wie Engländern und Amerikanern, etwas anders gestaltet. Soweit der Missionar in den Kolonien seines eigenen Volkes arbeitet, kann er — es ist ja nicht immer der Fall — eine kulturbringende und die Tätigkeit der Verwaltung ergänzende Wirksamkeit entfalten. Vielfach waren und sind auch Missionare die Pioniere politischer Ausdehnung, was nicht immer ein sehr erbauliches Bild gibt.

Unsere Missionen trifft allerdings gerade dieser Vorwurf nicht, was vom Standpunkt des Missionars aus ein Vorzug, rein national betrachtet ein Nachteil ist. Aber davon abgesehen: wenn die Missionare nicht auf dem Standpunkt stehen, daß sie, um ihre Aufgabe zu er-

füllen, zu den Eingeborenen herabsteigen, deren Lebenshaltung annehmen und sich mit ihnen vermischen müssen — auch dieser Wahnsinn ist von englischen Missionaren schon praktiziert worden — dann kann die Nation doch zum mindesten die Forderung an sie stellen, daß sie sich selbst und ihre Kinder ihrem Volkstum erhalten. Man kann der Rheinischen und der Berliner Mission den Vorwurf nicht ersparen, daß von ihr in dieser Richtung mannigfaltig gesündigt wurde. Hierbei ist nicht der einzelne Missionar anzuklagen; denn natürlich gibt es auch unter den Missionaren solche, die stärker, andere, die weniger an ihrem Volkstum hängen. Vielfach sind sie einfach das Opfer der Verhältnisse, die ihnen eine deutsche Erziehung ihrer Kinder unmöglich machen. Hier aber ist es gerade die Aufgabe der Mission als Gesamtheit, vorzuzorgen und ihren Mitgliedern die Grundsätze für die Erhaltung ihres Volkstums mitzugeben, aber auch die Möglichkeit dazu. Es ist sehr unbillig, dem einzelnen Deutschen im Auslande den Vorwurf zu machen, daß er sich leicht entnationalisiere, wenn große Körperschaften der Heimat, die über ein jährliches Budget von Hunderttausenden verfügen, nicht so viel nationalen Sinn besitzen, um einige Tausende jährlich für die deutsche Erziehung der Nachkommenschaft ihrer Mitglieder auszuwerfen. Viel schwerer muß man aber natürlich den Mangel an nationaler Gesinnung beklagen, wenn er so weit führt, wie bei der Rheinischen Mission, die zwar für die Töchter ihrer Missionare ein Töchterinstitut in Stellenbosch gegründet, daraus aber nicht eine Anstalt zur Erhaltung deutscher Art, sondern zur Verengländerung gemacht hat. Wenn überdies heute immer noch Fälle von Entnationalisierung deutscher Missionaraskinder

vorkommen, so kann jetzt, wo doch auch in Südafrika die Gelegenheit eines deutschen Schulbesuchs bis zu einer verhältnismäßig hohen Stufe geboten ist, nur der mangelnde nationale Sinn der Missionen dafür verantwortlich gemacht werden. Neben der fehlenden Gelegenheit zu einer deutschen Erziehung tritt als zweite Gefahr hinzu, daß in einem jungen Koloniallande für den dort Geborenen, der sich einigermaßen gute Kenntnisse erworben hat, die Aussichten für das Vorwärtstommen sehr günstig sind. So finden wir denn heute sowohl unter Engländern wie Buren in Südafrika zahlreiche Abkömmlinge deutscher Missionare, die als Pastoren, Rechtsanwälte, Kaufleute, den besten Gesellschaftsschichten Südafrikas angehören. Ich erinnere nur daran, daß der frühere Premierminister der Kapkolonie, Schreiner, und dessen Schwester Olive, die bedeutendste englisch-südafrikanische Schriftstellerin, Kinder eines rheinischen Missionars sind. Noch bedenklicher ist es aber, wenn sich deutsche Missionare in das politische Leben des Landes mischen, in dem sie Gäste sind, und dadurch geradezu das Ansehen des deutschen Namens und deutsche Interessen schädigen. Diesen Vorwurf kann man bis zum heutigen Tage der Rheinischen Mission nicht ersparen, deren Vertreter in Stellenbosch, insbesondere während des Krieges in seiner politischen Tätigkeit für die englischen Binges durch allerlei Taktlosigkeiten das holländische Afrikandertum, das gerade dort seine angesehensten Vertreter hat, schwer herausforderte. Die Wirkung ist die, daß ein solches Betragen, von dem man natürlich mit Recht annimmt, daß es die Billigung der Leitung in Deutschland findet, dem Deutschtum als solchem in die Schuhe geschoben wird; und während es die englischen Binges nicht um ein Haar freundlicher gegen

uns stimmt, erbittert es die Afrikanderpartei, von der wir allein für unsere Interessen in Südafrika etwas zu erhoffen haben. Es scheint ja, daß die Leitung der Rheinischen Mission, vielleicht gedrängt durch den Unwillen der öffentlichen Meinung in Deutschland, den Wunsch hat, diesem Treiben zu steuern. Es ist aber sonderbar, daß einem Berichte ihres Direktors, der vor nicht langer Zeit Südafrika besuchte, zu entnehmen ist, daß dieser sich allem Anschein nach die Kenntnis von Tatsachen nicht zu verschaffen imstande war, für die er in Stellenbosch sehr angesehenen Gewährsmänner hätte finden können.

In der Berliner Mission herrscht mindestens seit den letzten Jahren bei einer großen Zahl ihrer jüngeren Vertreter eine gut deutsche Gesinnung, die die schlechte Behandlung, der die Missionare während des Burenkrieges von englischer Seite vielfach ausgesetzt waren, sehr gestärkt hat. Die Zukunft muß lehren, ob hinter dieser Gesinnung auch der ernste Wille steckt, die Nachkommenschaft deutsch zu erhalten. Man sollte meinen, daß es einer Missionsgesellschaft, die über ein jährliches Einkommen von etwa 7—800 000 Mk. und in Südafrika über einen Landbesitz im Werte von vielen Millionen verfügt, nicht schwer fallen könnte, einige 1000 Mk. jährlich für eine deutsche Erziehung der Kinder ihrer Missionare auszugeben.

Zu dem erfreulichen Vorbilde der Herrnhuter komme ich wieder zurück, wenn ich der Hermannsburger Mission gedenke, die auch in kolonialisatorischer Richtung in Südafrika vielfach tätig war. Die Hermannsburger Mission ist im Jahre 1849 durch den Pastor Harms in Hermannsburg in der Lüneburger Heide gegründet worden, der in

den 70er Jahren infolge der Einführung der Civilehe mit der hannoverschen Landeskirche in Konflikt geriet und eine besondere altlutherische Kirchengemeinschaft gründete; inzwischen ist es jedoch wieder zu einem Ausgleich mit der Landeskirche gekommen. Die Lüneburger Heide, dieser ärmste aller deutschen Landstriche, hat sich jedenfalls in der Kolonisationsgeschichte Südafrikas einen dauernden Ehrenkranz geflochten; nur ein Teil der Ansiedelungen, die von dort ausgingen, steht mit der Hermannsburger Mission in Zusammenhang; es sind dies die Dörfer Kroondal in Transvaal und Lüneburg in Natal. Hier wurden die bäuerlichen Ansiedler teils von der Mission herbeigerufen, teils sind es Kinder von Missionaren, die sich da ansässig gemacht haben. Kroondal z. B. war ursprünglich die Farm eines Buren, auf welcher dieser nicht so viel Getreide erzeugte, als er selbst für seinen Hausbedarf nötig hatte. Anfang der 80er Jahre kauften sie einige Hermannsburger Missionare mit ihren Verwandten; heute wohnen auf dieser Farm 15 Familien, die etwa 160 ha unter künstlicher Bewässerung bebauen und durchschnittlich 60000 Pfund des in dieser Gegend besonders gut gedeihenden Pfeifentabaks jährlich erzeugen. Wäre der Krieg nicht gekommen, durch den den Leuten ihre ganze bewegliche Habe genommen und die meisten ihrer Häuser zerstört wurden, so wären sie heute in sehr günstigen materiellen Verhältnissen. So schwer es ihnen aber auch war, nach dem Kriege wieder anzufangen, wo zudem als neue Plage die Rinderpest ihnen die für teures Geld angeschafften Viehbestände wieder raubte, sie zögerten doch keinen Augenblick, wieder ihre Schule instand zu setzen und sich unter den größten Opfern im Verein mit verstreut in Transvaal wohnen-

den Deutschen, von denen die Mehrzahl der Hermannsburger Mission angehört oder ihr nahesteht, an der Gründung eines Schülerpensionats zu beteiligen, in dem Zöglinge von auswärts Unterkunft finden können, da die auf der herrlichen Farm „Morgensonne“ gelegene Pensionsschule der Hermannsburger Mission gleichfalls ein Opfer des Krieges geworden war; dadurch ist auch die Grundlage für eine Weiterentwicklung der Schule gegeben. So treu diese Menschen der Burenregierung anhängen — in einer Familie hatten alle sechs Söhne auf seiten der Buren den Krieg mitgemacht — so anhänglich sind sie doch auch stets an ihre deutsche Sprache geblieben, und hier findet man wirklich das, was man anderwärts unter gleichen Verhältnissen schmerzlich vermissen mag: eine bewußt deutschnationale Gesinnung. Ein gleicher Geist herrscht in der Bevölkerung von Lüneburg im Bryheidistrikt, der nach dem Kriege von Transvaal zu Natal geschlagen worden war. Leider liegt der Ort so weit ab, daß es mir nicht möglich war, ihn zu besuchen.

Anderere Siedlungen in Natal, die gleichfalls vorwiegend aus Hannoveranern aus der Lüneburger Heide bestehen, hatten einen mehr zufälligen Ursprung, traten aber durch die kirchliche Versorgung auch bald in Beziehungen zur Hermannsburger Mission. Dahin gehören die deutschen Dörfer zwischen Pietermaritzburg und Greytown: Neu-Hannover, Kirchdorf, Wartburg, Liliental und Minden. Ein Teil ihrer Bewohner kam aus derselben Veranlassung ins Land, wie die Gründer von Neu-Deutschland bei Durban. Im Jahre 1848 hatte ein gewisser Bergtheil in London deutsche Arbeiter für geplante Baumwollkulturen herauskommen lassen. Das

Unternehmen war jedoch ein Fehlschlag. Indes sorgte Bergtheil in sehr anständiger Weise für die Leute, die in der Nähe von Durban Land angewiesen erhielten. Es kann wohl kein ehrenderes Zeugnis für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dieser Menschen geben — die übrigens nur zum Teil Hannoveraner, zum anderen Teil Pommern sind — als das, was Owen Thomas in seinem wiederholt erwähnten Buche über sie schreibt:

„Deutsche Niederlassungen, die vor Jahren in der Kolonie gegründet wurden, führten zu einem großen Erfolg: aber dies war nur der zähen Energie und Ausdauer zu danken, die hier eingesetzt wurden. Die Männer arbeiteten härter, als je ein Schwarzer gearbeitet haben würde. Frauen und Kinder waren im Felde von morgens früh bis spät in die Nacht. Sie führten in der denkbar sparsamsten Weise ein Leben, das wenige Engländer führen möchten. Sie verkauften ihre Erzeugnisse möglichst günstig, sparten jeden Penny um neues Land hinzuzukaufen und es mit gekauften Dünger zu befruchten. Mit der Zeit wurde diese Aufopferung und Arbeitsamkeit belohnt. Viele von diesen Leuten gehören jetzt zu den führenden Farmern dieser Kolonie und sind getreue Untertanen der Regierung des Königs. — Andere Ansiedler haben ähnliches versucht, viele scheiterten aus Mangel an Mut und Ausdauer.“

Ein gleiches Bild deutscher kolonialisatorischer Fähigkeiten bietet eine deutsche Siedlung bei Kapstadt. Durch dessen herrliche Vororte am Fuße des Tafelberges führt uns der Weg hinaus in die Ebene, die sich zwischen der Tafel- und der Falso-Bai erstreckt. Rechts und

links begleitet uns das Gebüsch des Port-Jackson-Baumes, einer überaus nützlichen Weidenart, die aus Australien nach Südafrika eingeführt wurde, dazwischen schlechtes Weideland oder unfruchtbare Heide; dann tauchen nette Häuschen, zum Teil im Villenstile auf und auf einer kleinen Anhöhe macht unser Gefährt vor der Kirche, in deren unmittelbarer Nähe sich Pfarr- und Schulhaus befinden, halt; wir sind im Mittelpunkt von Wynberg-Blatte. Noch vor einem Vierteljahrhundert war dies Land eine öde Sandwüste gewesen, die nur da und dort von Sümpfen unterbrochen war, die in der Winterszeit mit Wasser gefüllt, im Sommer völlig austrockneten. Hieher versprach ein holsteinischer Kapitän namens Rippler Ende der 70er Jahre dem Minister Molteno, deutsche Bauern mit Kapital herauszubringen. Aber in der Tat war es das ärmste Volk, das er in der Lüneburger Heide von der Straße auflass und vielleicht war es gut so, denn irgend jemand, der noch etwas zu verlieren hatte, wäre auf diesem trostlosen Fleck Erde wohl kaum geblieben. Den Leuten wurde ein kleines Stück Land — 10 Morgen — nicht einmal geschenkt, sondern sie bekamen es in Pacht mit allmählicher Abzahlung. Im Anfang ging es ihnen wohl furchtbar schwer. Sie wußten nicht, womit sie sich das Leben fristen sollten; alle möglichen Versuche, dem sandigen Boden etwas abzugewinnen, schlugen fehl; es gab noch keine Wege nach der Stadt und in der Regenzeit waren die Ansiedler oft tagelang von dieser abgeschnitten. Da kamen sie auf den Einfall, die Sümpfe, „Bleys“ genannt, im Sommer, nachdem sie ausgetrocknet waren, zu pflügen und Gemüse darauf zu ziehen, das um diese Zeit, wo sonst Dürre herrscht, in Kapstadt gut bezahlt wird, und damit war

ihr Glück gemacht. Die Stadt und die Vororte rückten immer näher heran, sie bekamen Straßen und heute haben einzelne Bewohner von Wynberg-Platte Grundbesitz im Werte von einer Million Mark und mehr. Ein Afrikaner sagte mir: „Ich glaube, man kann die Deutschen auf einen nackten Stein setzen und sie werden einen Garten daraus machen. Schade, daß wir damals nicht mehr herausgebracht haben.“ Etwa 300 mochten es gewesen sein, die dem Ruf des Kapitäns Rippler gefolgt waren. Da und dort hatte sich auch noch ein Deutscher der schon länger in der Kapkolonie war, unter ihnen angesiedelt; heute mögen es wohl 1200 Menschen sein, die sich von dem ursprünglichen Siedlungszentrum aus nach allen Seiten hin ausgebreitet haben und dort ein auskömmliches Dasein finden.

Eine ganz eigenartige Geschichte haben die größten deutschen bäuerlichen Siedelungen, die es in Südafrika gibt, die Dörfer um King-Williamstown. Während des Krimkrieges wurde in England eine deutsche Legion gebildet, die aber niemals auf den Kriegsschauplatz kam. Nach dem Friedensschluß war das Vorhandensein dieser Legion für die englische Regierung eine starke Verlegenheit, denn ein Teil der Legionäre hatte wohl guten Grund, eine Rückkehr nach Deutschland abzulehnen. Da damals an der Ostgrenze der Kapkolonie gerade der erste Kaffernkrieg wütete, kam die Regierung auf den Einfall, diese Legion nach Südafrika zu schicken und im Osten der Kapkolonie als eine Art Militärgrenze anzusiedeln. Der Mißerfolg konnte nicht ausbleiben, denn die Leute hatten von Ackerbau und Landwirtschaft keine Ahnung und sobald die Subsidien der Regierung aufhörten, zerstreuten sich die Legionäre in alle Wind-

richtungen. Ein Teil fuhr nach Indien und ging dort in der englisch-indischen Armee auf, ein kleiner Teil ließ sich in den Städten East-London und Ring-Williamstown nieder. Die Regierung blieb aber bei ihrem Vorhaben und kam nun auf die sachgemäßere Idee, Menschen aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Deutschland für die Einwanderung anzuwerben, wozu ihr damals von der preussischen Regierung ausdrücklich die Erlaubnis erteilt worden war. Es waren wieder gänzlich mittellose Leute meist aus Pommern, Knechte, Mägde, Rätbner, die diesem Rufe folgten und auch hier wurde es ebenso wie in Wynberg-Platte und Neu-Deutschland nach harten Anfängen schließlich ein glänzender Erfolg. Die Leute, die zuerst nur 30 ha bekamen, verfügen heute teilweise über Tausende von Hektaren als ihr Eigentum und haben sich nach allen Richtungen hin ausgebreitet. Die Dörfer Frankfurt, Braunschweig, Berlin, Potsdam erinnern an die alte deutsche Heimat. Ring-Williamstown selbst war noch vor 10—20 Jahren ein vorwiegend deutsches Städtchen. Noch heute findet man dort öffentliche Bekanntmachungen in englischer und deutscher Sprache. Aber bunt zusammengewürfelt, wie diese Bevölkerung war, fehlte ihr der geschlossene Zusammenhang anderer Kolonien, insbesondere der Hermannsbürger. Anfangs kümmerte man sich auch in Deutschland wenig um sie und als die hannoversche Landeskirche mit der kirchlichen Versorgung der lutherischen Gemeinden in und um Ring-Williamstown einsetzte, hatten die Baptisten dort schon festen Fuß gefaßt, was, wenn auch die gut deutsche Gesinnung einiger ihrer Pastoren durchaus außer Zweifel steht, doch nicht zur Einigkeit innerhalb der Gemeinden beiträgt.

Das vielgestaltige Bild der Veranlassung deutscher

Einwanderung nach Südafrika mögen zwei weitere Beispiele noch ergänzen. In den 60er Jahren ließen sich einmal Buren aus dem Weinbaubezirk der Kapkolonie Lohnarbeiter aus Deutschland kommen. Zwei Segelschiffe mit solchen trafen denn auch ein; je nach der Behandlung hielten es diese Leute längere oder kürzere Zeit bei ihren Herren aus und zerstreuten sich bald über das ganze Land. Diese Einwanderer und ihre Nachkommen bilden z. B. den Stamm der deutsch-lutherischen Gemeinde in Worcester, die etwas über 300 Seelen zählt. Die Leute sind dort meist in kleinbürgerlichen Berufen tätig und die Anhänglichkeit der älteren Generation an ihr Deutschtum findet oft rührenden Ausdruck. Ich traf da einen Kirchenältesten, der deutsch nicht ganz fehlerfrei sprach; er schilderte mir, wie er als achtjähriger Junge mit seinen Eltern herausgekommen sei, auf holländische Schulen geschickt wurde, später kaum ein Wort deutsch zu hören Gelegenheit hatte und erst in späteren Jahren durch eigenen Fleiß deutsch lesen und schreiben lernte. Auch Orte wie Paarl und Wynberg zählen eine Anzahl deutsche Familien, die ebenso wie der größte Teil der Deutschen in Kapstadt dem Handwerker- und dem kleinen Kaufmannsstande angehören. Das Kapstädter Deutschtum darf man auf etwa 3000 Seelen veranschlagen. Es hat gegenwärtig unter dem starken wirtschaftlichen Niedergang schwer zu leiden, aber schon seit Jahren wurden deutsche Handwerker und Kleinkaufleute vielfach durch den Wettbewerb der zahlreich einwandernden russischen Juden und durch die Indier aus ihrem Broterwerb verdrängt. Einen eigenartigen Bestandteil des Kapstädter Deutschtums bilden etwa 25 Familien, die unter dem Namen der „Russen“ dort bekannt sind und die

dicht beisammen in einem Stadtteil am Tafelberge wohnen. Diese Leute stammen aus den deutschen Siedlungen an der Wolga und hatten die Absicht, nach Amerika auszuwandern. Durch, ich weiß nicht welche, Zufälligkeiten, wurden sie nach Kapstadt verschlagen und gehören dort zu den treuesten Mitgliedern der deutsch-lutherischen Gemeinde.

In Port Elizabeth und East London sind es hauptsächlich die großen Handelshäuser, die sich in deutschen Händen befinden. Auch in Durban hat die deutsche Kaufmannschaft eine angesehene Stellung. Die größte Ansammlung von Deutschen in Südafrika befindet sich jedoch zweifellos in Johannesburg, wo die Zahl der Deutschen mit 10 000 kaum zu niedrig veranschlagt sein dürfte.

Genaue Angaben über die zahlenmäßige Stärke des südafrikanischen Deutschtums zu machen, ist kaum möglich. Die Volkszählung von 1891 weist für die Kapkolonie 6500 in Deutschland Geborene aus. Die Konfessionsstatistik gibt hier auch einige Anhaltspunkte, insofern von den Lutheranern nur ein kleiner Teil für Skandinavier und Holländer abzurechnen ist; die Volkszählung von 1891 gibt deren Zahl auf 10 400, die von 1904 auf 13 089 an. Wie viele dieser Lutheraner zwar deutscher Abstammung, tatsächlich aber bereits entnationalisiert sind, läßt sich schwer schätzen; da aber bisher in allen deutsch-lutherischen Gemeinden an der deutschen Kirchensprache festgehalten wird, dürfte bei völliger Entnationalisierung wohl meist auch ein Ausscheiden aus der Kirchengemeinde erfolgen. Neben der lutherischen Kirche kommt noch die Baptistenkirche, deren Bekennerzahl auf 9 940 angegeben wird, in Betracht; vielleicht darf man 4000 davon als

Deutsche ansprechen. So ergibt sich für die Kapkolonie eine Gesamtzahl von etwa 17 000 Deutsche, rechnet man für Transvaal 12 000, für den Freistaat 1000, Natal 2500—3000, so kommen wir auf eine Gesamtzahl von 30—35 000 Deutschen in Englisch-Südafrika.

An sich ist dies natürlich eine geringfügige Zahl und auch im Verhältnis zur weißen Gesamtbevölkerung macht sie noch nicht ganz 3% aus. Immerhin bilden neben Buren und Engländern die Deutschen das einzige Volkselement in Südafrika, das seinen nationalen Zusammenhang bis zu einem gewissen Grade wahrt und auch nach außen hin als solches in Erscheinung tritt. Und was die Möglichkeit seiner Erhaltung betrifft, so kommen hier noch andere Umstände in Betracht, als die rein zahlenmäßige Stärke. Bei einer Erörterung dieser Frage muß man zunächst das städtische und das ländliche Element getrennt betrachten. In den Hafenstädten und in Johannesburg, gibt es natürlich Deutsche in guten materiellen Verhältnissen, die den Zusammenhang mit der Heimat durch gelegentlichen Besuch daselbst aufrecht erhalten können, die in der Lage sind, ihre Kinder dort erziehen, ihrer Militärpflicht nachkommen zu lassen und sich daher auch ihre Reichsangehörigkeit erhalten können. Dieser Bestandteil der deutschen Kolonien ist natürlich außerordentlich schätzenswert, insofern er den Zusammenhang mit Deutschland vermittelt und auch in der Lage ist, für deutsche Einrichtungen, wie Kirchen und Schulen, erhebliche Opfer zu bringen. Und es muß dankbar anerkannt werden, wie viel von dieser Seite geschieht. Die Namen von Malcomeß und der Brüder Rolfses werden mit den deutschen Schulen in East-London, bezw. Port Elizabeth und Johannesburg stets in ehrender Weise

verknüpft sein. Neben solche Familien treten freilich leider nur allzu viele andere, die obwohl in günstigen materiellen Verhältnissen, doch den Zusammenhang mit Deutschland abbrechen, die gelegentlich wohl noch bei Kaisersgeburtstagsessen oder Kriegsschiffbesuchen als Dekoration in der Umgebung des deutschen Konsuls erscheinen, deren Nachkommenschaft aber der Verengländerung ausgeliefert ist und häufig bereits die deutsche Sprache nicht mehr beherrscht. Dann gibt es wieder eine andere Klasse von Deutschen, die zwar ein recht gutes Auskommen hat, aber doch nicht in dem Maße, daß eine auch nur teilweise Erziehung der Kinder in Deutschland für sie nicht ein sehr erhebliches Opfer bedeutete; hier handelt es sich vielfach gerade um Leute mit akademischer Bildung. Von Hause aus schwach entwickeltes Nationalgefühl, das Unvermögen zwischen Volkstum und Staatsangehörigkeit zu unterscheiden, das man ja auch in den gebildetsten Kreisen Deutschlands weit verbreitet findet, tun ihr übriges; sind die Kinder nicht mehr Reichsangehörige, dann gilt es auch den Eltern als selbstverständlich, daß sie die deutsche Sprache über Bord werfen, denn sie sind ja nunmehr „Engländer“. Dazu kommt die in feste Formen gefügte englische Zivilisation, der wir Deutschen nichts gleiches entgegenzusetzen haben, die gewinnenden englischen Umgangsformen, die Leichtigkeit, mit der auch der Fremde Zutritt in englische Gesellschaftskreise findet. Was der Zusammenhang mit der deutschen Kultur für die Bildung des Menschen bedeutet, wird leicht übersehen oder in dem so sehr aufs Praktische gerichteten kolonialen Leben unterschätzt und ebenso sehr fehlt das Verständnis dafür, daß an sich schon die Beherrschung zweier Sprachen den Geist beweglicher und vielseitiger macht, was doch auch im

Geschäftsleben nicht bedeutungslos ist. Gedankenlos läßt man die Söhne das fortwerfen, was den Vätern vielfach gerade zum Erfolg verholfen hat. Hierbei habe ich immer Deutsche in größeren Orten im Auge, die eine erhebliche deutsche Kolonie besitzen; kommt der Deutsche ganz vereinzelt in rein englische oder gar hürische Umgebung, dann mögen die Dinge vielfach so liegen, daß selbst sein redlichstes Bemühen deutsch zu bleiben zum aussichtslosen Kampfe wird.

Bei den bäuerlichen deutschen Siedelungen liegen die Schwierigkeiten wieder in anderer Richtung. Die Berührungen mit der andersnationalen Umgebung sind hier minder häufig, in der Familie und im Verkehr von Nachbar zu Nachbar bleibt die deutsche Sprache in Geltung und Übung. Trotzdem besteht auch hier die Notwendigkeit englisch zu können; hat der Deutsche hürische Nachbarn, so lernt er deren Sprache ganz von selbst. In der Umgebung von Ring-Williamstown wird vielfach darüber geklagt, daß die Kinder, bevor sie zur Schule kommen, mit Vorliebe kafferisch sprechen; in manchen Familien schließlich wird heute noch am Plattdeutschen als Umgangssprache festgehalten. Das gibt wohl annähernd eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die die Schule zu bewältigen hat, die diese Kinder nicht nur für die Bedürfnisse des praktischen Lebens ausrüsten, sondern ihnen auch eine solche Kenntnis des Deutschen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck mitgeben will, daß ihnen ihr Deutschtum ein unverlierbarer Besitz wird.

Damit hat das Deutschtum zu kämpfen, wenn es sich behaupten will; diese Schwierigkeiten zu überwinden muß Aufgabe der Schule und Kirche sein und eines

Nationalgefühls, das weder der Liebe zur südafrikanischen Heimat noch der Betätigung auf allen Gebieten ihres geschäftlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebens im Wege stehen darf, eines Nationalgefühls im Sinne eines ausgeprägten Deutschafrikandertums.

Im allgemeinen war die kirchliche Versorgung den deutschen Einwanderern sehr bald gefolgt und insbesondere die hannoversche Landeskirche, der die deutsch-lutherischen Gemeinden in der Kapkolonie angeschlossen sind, hat sich in dieser Beziehung große Verdienste erworben. Im Anschluß an die Kirchengemeinden waren auch bald deutsche Kirchenschulen entstanden; in dem Maße aber, als das Schulwesen in Südafrika sich überhaupt entwickelte, trat immer mehr die Neigung hervor, diese Schulen den Einrichtungen des Landes anzupassen und dadurch wurde die Gefahr der Verengländerung brennend. Ich kann mich hier nicht auf die Geschichte des deutschen Schulwesens in Südafrika einlassen, und muß mich damit begnügen, den gegenwärtigen Zustand kurz zu schildern. Auch hier liegen die Dinge in den größeren Städten wesentlich anders als auf dem Lande. Die größte Schule Südafrikas ist die von Johannesburg, die als rein deutsche Schule unter der alten Regierung gegründet, von dieser einen erheblichen Zuschuß erhielt und sich auch sonst in jeder Richtung der Förderung durch sie erfreute. Der Krieg schien den Bestand dieser Schule zu gefährden. Die sehr erheblichen Summen, die in Deutschland aufgebracht wurden, ermöglichten indes, sie über die gefährliche Zeit hinwegzubringen und nachdem die Schule allen Versuchen der englischen Regierung, sie unter ihre Verwaltung zu bekommen, glücklich widerstanden hat, erfreut sie sich heute eines

stärkeren Besuches, als vor dem Kriege. Mit dem lebhafteren nationalen Gefühl, das seit dem Kriege bei den Deutschen Johannesburgs eingezogen ist, hat sich auch die Opferwilligkeit für die Schule gesteigert, die man heute als einen vollkommen gesicherten nationalen Besitz ansprechen kann. Eine Errungenschaft des letzten Jahres hingegen ist die deutsche Schule in Kapstadt, die erst vor $1\frac{1}{2}$ Jahren von der Unterstützung der Kapstädter Regierung unabhängig gemacht worden ist und sich gleichfalls guten Gedeihens erfreut. Der wirtschaftliche Druck, der auch die Leistungsfähigkeit des Deutschtums in Kapstadt erheblich beeinträchtigt, wird hier allerdings die Unterstützung des Reiches und der Kreise in Deutschland, die sich die Förderung des deutschen Schulwesens im Auslande zur Aufgabe machen, für einige Zeit noch sehr notwendig machen. Ebenfalls ein Ergebnis des letzten Jahres ist die unabhängige deutsche Schule in East-London, während die kleine Schule in Port Elizabeth insofern eigenartig dasteht, als ihr Ziel vor allem die Vorbereitung für den Übergang an höhere deutsche Schulen ist. Sonst ist die Aufgabe dieser deutschen Schulen im allgemeinen für das Leben in Südafrika selbst die notwendige Ausbildung zu geben, d. h. also unter allen Umständen eine derartige Beherrschung der englischen Sprache bei ihren Schülern zu erzielen, daß diese den Anforderungen, die der öffentliche und geschäftliche Verkehr an sie stellt, vollkommen gewachsen sind. Nicht minder ist es aber auch notwendig, daß die Schüler dieser Anstalten die Examina der Kap-Universität bestehen können, was für den Pädagogen gerade kein sehr verlockendes Ziel ist, bei dem mechanischen Betrieb, der dabei vorwaltet, jedoch ohne große Anstrengung erreicht werden kann. Dabei

muß aber das Kind vor allem in seiner Muttersprache Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck erlangen, wenn ihm das Englische, unbeschadet seiner vollkommenen Beherrschung, doch auch wirklich als Fremdsprache im Gefühle bleibt, mit einem Wort, die Schule muß einen derartigen Grund legen, daß dem Nachwuchs für alle Zeiten das Denken in der Muttersprache erhalten wird. Dieser Aufgabe werden die genannten Schulen vollkommen gerecht und ich glaube nicht, daß die Zukunft hier irgendwelche Veränderungen oder besondere Verwickelungen bringen wird.

Anders steht es indeß mit den Schulen der kleinen dörflichen Ansiedlungen. Eine beträchtliche Schwierigkeit erhebt sich hier schon in bezug auf das Lehrmaterial. An den größeren Schulen in den Städten ist es natürlich möglich, für den englischen Unterricht Engländer anzustellen oder Deutsche, die das Englische vollkommen beherrschen. An Dorffschulen, die nur ein oder höchstens zwei Lehrkräfte beschäftigen können, ist es aber nicht immer leicht, Lehrkräfte zu beschaffen, die für den Unterricht im Deutschen wie im Englischen gleichmäßig befähigt sind. Natürlich ist auch für den deutschen Bauern das Bedürfnis vorhanden, die englische Sprache im mündlichen und schriftlichen Verkehr gebrauchen zu können. In dem Maße aber, wie die Schulzeit hier beschränkter ist, als in den Städten, ergiebt sich schon die Schwierigkeit, in diesem Zeitraum die nötigen Kenntnisse in beiden Sprachen den Schülern beizubringen. Selbst wenn der Lehrer in der Aufstellung des Lehrplans vollständig freie Hand hat, so wird es ihm nicht allzu leicht fallen, das gekennzeichnete Lehrziel zu erreichen. Nun aber hat sich ein großer Teil der Schulen dieser Art der Kapregierung unterstellt,

deren Schulwesen von einem ziemlich jingoistisch angehauchten Mann, einem Schotten Dr. Muir, geleitet wird, der für das Deutschtum nicht sonderlich viel Sympathien übrig hat. Wenn auch fast überall die deutschen Bauern recht gut in der Lage wären, mit ihren eigenen Mitteln die Schulen zu erhalten, so liegt doch bei der natürlichen Kargheit des Bauern eine große Verlockung darin, die Zuschüsse der Regierung, die die Hälfte der Lehrergehalte ausmachen, zu erhalten. Meist war es vorher auch mit den Lehrern nicht recht gegangen, in manchen Fällen fehlte auch bei den Pfarrern die nötige Energie, um ihre Gemeindemitglieder auf die Gefahr in nationaler Beziehung genügend aufzuklären. Vielfach verstanden es auch die Behörden, die deutschen Bauern in sehr geschickter Weise zu gewinnen; so wurde ihnen in Natal in jeder Weise geschmeichelt, man pries ihre Tüchtigkeit und ihre guten staatsbürgerlichen Eigenschaften, man sagte ihnen, daß natürlich kein Mensch daran denke, sie entnationalisieren zu wollen, aber sie sähen ja selbst ein, daß sie die Sprache des Landes auch kennen müßten. Wurde die Schule dann aber der Regierung unterstellt, dann schraubte der Schulinspektor die Anforderungen im Englischen so hoch, daß für den deutschen Unterricht kaum mehr Zeit blieb. An manchen Orten im Osten der Kapkolonie, ist nun der Zustand einfach so, daß an den Schulen englische Lehrer und Lehrerinnen wirken, während der Pastor in dem Rahmen, der dafür vom Regierungslehrplan überhaupt zugelassen wird, den deutschen Unterricht erteilt. Dies sind nur vier Stunden wöchentlich. Kommt nun hinzu, daß die Lehrer an sich diesem deutschen Unterricht mißgünstig gegenüber stehen und die Erteilung der deutschen Stunden nur nach Schluß

des Unterrichts, wenn die Kinder bereits ermüdet und abgesspannt sind, gestatten und die Pfarrer oft sehr ausgedehnte Gemeinden haben, die sie zu häufiger Abwesenheit zwingen, so kann man sich das Endergebnis leicht vorstellen. Es wächst ein Geschlecht heran, daß die deutsche Sprache zwar noch im Verkehr mit den Eltern gebraucht, im schriftlichen Ausdruck aber im englischen viel gewandter ist und unter sich selbst mit Vorliebe englisch spricht. Es läßt sich an den Fingern abzählen, daß dies bereits die letzte deutschsprechende Generation in diesen Siedlungen sein und die nächste bereits rein englisch aufwachsen wird. Nicht überall ist diese Gefahr gleich groß. Einzelne Schulen sind in der glücklichen Lage, deutsche Lehrer zu besitzen, die auch den Anforderungen im Englischen entsprechen und die sich wirklich Mühe geben, auch deutschen Sinn in den Kindern zu erwecken. Aber an anderen Orten stehen die Dinge so, daß wenn in den nächsten 10—15 Jahren ein Wandel nicht eintritt, die Verengländerung unaufhaltsam ihren Gang geht. Dies gilt besonders von den meisten Schulen in der Umgebung von Ring Williamstown und gerade hier hätten die zahlreichen und wirtschaftlich in guter Lage befindlichen Bauern es verhältnismäßig leicht, ihre Nachkommenschaft dem Deutschtum zu erhalten.

Die Schule ist der springende Punkt; die Kirche allein kann die Verengländerung nicht aufhalten, ja, sie muß gerade bei der Schule einsetzen, um sich selbst zu erhalten; denn wächst einmal eine Generation heran, die die deutsche Predigt nicht mehr versteht, dann bleibt sie eben einfach aus der Kirche fort und schließt sich englischen Gemeinden an und die deutsch-lutherische Gemeinde steht vor der Wahl, sich aufzulösen oder zur englischen

Kirchensprache überzugehen. Die aufopfernde, von der Heimat aus mit Liebe und gutem Willen unterstützte Arbeit so vieler Seelsorger wäre umsonst, die Hannoversche Landeskirche wäre dann nur der geistliche Beistand bei einem würdigen Begräbnis gewesen. Und ich möchte hier besonders hervorheben, wieviel die Kirche auch für die Sammlung des deutschen Kleinbürgertums tut. Wie rasch hätten sich gerade diese Leute in Orten wie Kapstadt oder Worcester verlaufen, ohne den Sammelpunkt der Kirchengemeinde! Der kirchliche Sinn der englischen wie hürischen Bevölkerung erleichtert allerdings durch das gegebene Beispiel die Aufgabe. — Noch ein anderer Umstand kommt der Erhaltung des Deutschturns zustatten: es wird insbesondere in den ländlichen Gemeinden sehr selten vorkommen, daß ein Deutscher eine Engländerin heiratet, weil die englische Frau mehr ein Luxusgegenstand, die deutsche eine Arbeitsgenossin ist; ja, die Verheiratung mit einer Engländerin ist in solchen Ausnahmefällen wirklich geradezu die Ursache des wirtschaftlichen Niedergangs des Mannes. Umgekehrt freilich führen Engländer gern deutsche Mädchen heim, für die die Aussicht, Hausfrau im englischen Stil zu sein, viel Verlockendes hat. Ausnahmeweise mag es dabei vorkommen, daß die Frau ihren englischen Mann zum Deutschturn herüberzieht; so wurde mir von einem deutschen Bauern in Natal erzählt, er habe die Zustimmung der Verheiratung seiner Tochter mit einem Engländer nur unter der Bedingung gegeben, daß dieser in den Ort ziehe und sich der deutschen Gemeinde anschließe. Solche Fälle mögen Ausnahmen sein, sind aber doch ein Beweis, wie zähe die ältere Generation an ihrem Deutschturn hängt. Weiß ein Pastor die Leute am rechten Fleck zu fassen, sorgt

die Kirche in Deutschland für geeignete Lehrer, helfen das Reich und nationale Vereine mit Unterstützungen nach, dann muß es möglich sein, die Schulen wieder unabhängig zu machen und sie ihrer Aufgabe zurückzugeben, das heranwachsende Geschlecht deutsch zu erziehen. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß in der Kapkolonie ein künftiges Ministerium, in dem der Bond einen maßgebenden Einfluß hat, das jetzige Unterrichtssystem durch ein liberaleres ersetzt, um für den holländischen Unterricht mehr Raum zu schaffen, an dessen Stelle in den deutschen Gemeinden das Deutsche treten könnte. Aber solche Zukunftshoffnung darf nicht hindern, daß so bald wie möglich schon etwas geschieht; denn wenn sie sich einmal verwirklicht, mag es vielleicht schon zu spät sein.

Gerade jetzt fänden derartige Bemühungen guten Boden; ein frischer Zug geht gegenwärtig durch das südafrikanische Deutschtum, und dies ist eine Folge des Burenkrieges. Vor dem Kriege hatten die Deutschen in Transvaal zweifellos eine bevorzugte Stellung; sie waren zwar nur in geringer Zahl in Staatsstellungen, die, soweit sie nicht von Afrikanern besetzt waren, von Holländern eingenommen wurden. Aber sie wußten die Buren zu nehmen und kamen mit ihnen gut aus; und bei aller Abneigung der Buren gegen die „Uitlander“ waren sie doch klug genug, um zu erkennen, daß sie auch unter diesen ein starkes Gegengewicht gegen die englische Mehrheit nur willkommen heißen konnten, und deshalb fanden die Deutschen bei der alten Regierung auch manches Entgegenkommen. Ob nun die Buren, im Falle sie den Krieg gewonnen hätten, wirklich, wie manche meinen, gegen alle Ausländer vorgegangen wären, scheint mir doch zweifelhaft. So paradox die Ansicht klingt, ich

glaube, ein gewonnener Krieg hätte gerade die reformfreundlichen Gegner Krügers ans Ruder gebracht. Indes sind diese Erörterungen jetzt müßig. Jedenfalls hat der Krieg den Deutschen in ganz Südafrika seitens der Engländer ein vollgerüttelt Maß von Abneigung eingetragen. Die Mehrheit der Deutschen stand mit ihren Sympathien auf seiten der Buren und in Transvaal hatten viele Deutsche mit ihnen zusammen gekämpft. Dazu kam die burenfreundliche Stimmung in Deutschland. Während sonst das liebenswürdige Entgegenkommen der Engländer im gesellschaftlichen Verkehr die Deutschen besonders leicht verengländern ließ, stoßen sie jetzt doch mitunter auf Zurückweisungen, die wenigstens bei den Besseren unter ihnen das Gefühl des eigenen nationalen Werts erstarken lassen.

In politischer Beziehung zeigen auch die südafrikanischen Deutschen dieselbe geringe Begabung, die unser Volk im allgemeinen unrühmlich auszeichnet. Aber während früher das wirtschaftliche Gedeihen die Leute zu der Schlußfolgerung veranlaßte, daß sie es dem Lande, in dem sie ein so gutes Fortkommen gefunden haben, schuldig seien, in dessen Bevölkerung so rasch wie möglich aufzugehen, bringen die gegenwärtigen Zustände sie doch ein wenig zum Nachdenken. In dem politischen Kampf der Buren und Engländer empfiehlt sich ihnen fast überall eine gewisse neutrale Zurückhaltung; etwas Neues keimt in ihnen auf, das Gefühl Deutschafrikaner zu sein, die sich gleichberechtigt neben holländische und englische Afrikaner stellen dürfen. Ob dieses Deutschafrikanertum sich auch politisch organisieren wird, um als besondere Partei in das Getriebe des öffentlichen Lebens einzugreifen, wie ihm von mancher Seite empfohlen wird, ist heute noch eine offene Frage. Zwei Dinge lassen dies

vorläufig nicht als sehr empfehlenswert erscheinen: erstens liegt die Stärke des südafrikanischen Deutschtums nicht in seiner Zahl; bei einer Partei spielt das aber doch die Hauptrolle. Zweitens wird es viel leichter sein, die Deutschen national als politisch unter einen Hut zu bringen; und schließlich kann es für das Deutschtum mehr bedeuten, wenn einzelne bewußte Deutschafrikaner in vorhandenen Parteien eine angesehene Stellung einnehmen, als wenn eine deutschafrikanische Partei eine der Natur der Sache nach nur bescheidene Rolle spielt. Ich streife diese Frage, um zu betonen, daß der wesentliche Inhalt eines Deutschafrikandertums nicht auf politischem Gebiete liegen wird.

Ein Deutschtum, das lediglich auf die deutsche Reichsangehörigkeit begründet ist, kann in Südafrika niemals eine irgend erhebliche Rolle spielen. Natürlich sind auch dort infolge der bekannten Mängel des Gesetzes über die deutsche Reichsangehörigkeit viele Deutsche aus dem deutschen Staatsbürgerverbände ausgeschieden. In manchen Fällen mag das ihre Entnationalisierung befördert haben; aber es wäre völlig verkehrt, diesem Umstande einen erheblichen Einfluß auf die Schicksale des Deutschtums in Südafrika zuzugestehen. Keine Änderung dieses Gesetzes wird so weit gehen können, die deutschen Reichsangehörigen von der allgemeinen Dienstpflicht zu entbinden. Aber selbst wenn sich gerade für Südafrika eine besonders bequeme Form ihrer Ableistung in unserer südafrikanischen Kolonie finden ließe und eine Bahnverbindung das Reisen dahin erleichterte, so darf man doch nicht übersehen, daß das in Südafrika geborene Geschlecht in einem Gedankenkreise aufwächst, dem nur ein längerer Aufenthalt in den für Eindrücke empfänglichsten Jugendjahren in Deutsch-

land ein Gegengewicht bieten könnte. Es ist möglich, dieser Jugend den Gedanken klar zu machen, daß die Deutschen als Deutsche ihrer südafrikanischen Heimat viel geben können und daß sie sich deshalb ihr deutsches Volkstum bewahren müssen; jungen Leuten aber reichsdeutschen Patriotismus einimpfen zu wollen und das Gefühl aufzuzwingen, daß sie ihr lebenslang in dem Lande, in dem sie geboren und aufgewachsen sind, doch nur Fremdlinge bleiben, wäre ebenso grausam wie nutzlos. An ersteren Gedanken muß man immer wieder anknüpfen; Skeptiker werden entgegenen, daß dann eben das südafrikanische Deutschtum denselben Weg gehen werde wie das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. Der Vergleich liegt in der Tat nahe; ich kann hier nicht die Zukunftsaussichten des Deutschtums in Amerika erörtern; das eine steht jedenfalls fest, daß es sich nur behaupten kann auf der Grundlage eines Deutschamerikanertums, das politisch auf dem Boden seiner neuen Heimat steht. Manches stellt sich für das südafrikanische Deutschtum günstiger als in den Vereinigten Staaten; aber auf eine Analogie, die mir recht belangreich scheint, möchte ich hinweisen: Wenn man neuerdings in den Vereinigten Staaten, wie die einen meinen, in zwölfter Stunde, nach anderer Ansicht überhaupt zu spät, ein Erwachen des Deutschtums bemerkt, so führt sich dies neben anderen doch auch auf die Ursache zurück, daß das Deutsche in seinem Kulturwert in den Vereinigten Staaten immer mehr erkannt wird. An sich bedeutet es für die Erhaltung des Deutschtums dort sicherlich nicht viel, daß der deutsche Unterricht an den amerikanischen Mittel- und Hochschulen an Ausdehnung zunimmt; aber es zeigt den Deutschen doch, welche Werte sie von sich werfen, wenn

sie ihr Deutschtum aufgeben und hebt ihr Selbstbewußtsein. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß auch in Südafrika Bestrebungen keimen, dort, wenn auch in bescheidenerem Maße, eine eigene Kultur zu schaffen und sich von der einseitigen Bevormundung durch englische Einflüsse frei zu machen, bezw. das Beste von überall her zum Aufbau dieser neuen Kultur herbeizuholen. Und gerade im Rahmen dieser Bestrebungen kann das Deutschtum seine Stätte finden, wenn es nur will; das Endergebnis der jetzigen politischen Kämpfe in Südafrika wird zweifellos die gegenseitige Duldung zwischen dem holländischen und englischen Bevölkerungsteil sein. Neben und zwischen beiden muß sich auch Raum finden für eine ruhige Entwicklung des südafrikanischen Deutschtums.

Dies ist der eine Punkt, in dem das Deutschtum in Südafrika zweifellos günstiger dasteht, als in den Vereinigten Staaten: das Vorhandensein zweier Nationalitäten und zweier Sprachen im Lande, die sich annähernd die Wage halten. Der andere betrifft den Zusammenhang mit dem Mutterlande; soweit er durch die Konsularbehörden und Reichsdeutsche vermittelt wird, liegen die Verhältnisse zwar in beiden Fällen nicht sehr verschieden. Die gebildeten Deutschen, mögen sie nun Reichsangehörige oder Bürger einer englischen Kolonie sein, müssen dafür sorgen, daß die Unterschiede der Staatsangehörigkeit kein Hindernis der nationalen Gemeinschaft bilden. Das Ansehen, dessen sich das Deutsche Reich erfreut, gibt natürlich auch dem nationalen Gefühl der Deutschafrikaner einen gewissen Rückhalt, ebenso wie ja auch seinerzeit der Krieg von 1870/71 den ersten Anstoß zum Erwachen der Deutschamerikaner zu stärkerem Nationalbewußtsein gegeben hat. Während des Burenkrieges hat

es nun freilich einen starken Stoß erlitten. Bei seinem Beginn hatten die deutschen Konsularbehörden in einer besonderen Proklamation den Deutschen, die sich neutral verhalten würden, Schutz des Eigentums zugesichert. Das erweckte in vielen Deutschen die Hoffnung, unter dem Schutze des Deutschen Reiches besonders glücklich durch die Fährnisse des Krieges zu gelangen und mancher, der bisher davon wenig Gebrauch gemacht hatte, erinnerte sich damals wieder seiner Zugehörigkeit zum Deutschen Reich; vielfach sind auch die Konsulatsbehörden Wünschen um Wiederaufnahme in den Reichsverband sehr entgegengekommen. Bei den Entschädigungsverhandlungen nach dem Kriege zeigte sich indeß, daß man nicht leicht eine schlechtere Empfehlung zur Durchsetzung seiner Ansprüche mitbringen konnte, als die, deutscher Reichsangehöriger zu sein, da man in diesem Falle sicher sein konnte, besonders schlecht behandelt zu werden. Von der englischen Kommission, die die Entschädigungsansprüche behandelte, wurde den Leuten vielfach klipp und klar gesagt, sie hätten nur Aussicht, etwas zu bekommen, wenn sie englische Untertanen würden. Dies muß denen, die zu ihrem eigenen Schaden diese Zumutung ablehnten, hoch angerechnet werden; daß dadurch aber das Ansehen des Reiches bei den Deutschen nicht gestiegen ist, kann man sich wohl denken. Übrigens wird von ihnen gerne anerkannt, daß unsere konsularischen Vertreter in Südafrika ihr Bestes taten, um ihren Ansprüchen zum Rechte zu verhelfen; um so mehr beklagt man, daß durch die Entsendung eines besonderen Kommissars von Berlin aus die Sache stark verfahren worden sei und daß unser Auswärtiges Amt es an dem nötigen Nachdruck gegenüber England in dieser Sache habe fehlen lassen. Ich

schildere hier nur die Stimmung, die bei vielen Deutschen in Südafrika herrscht und sich ganz einfach auf die Thatfachen der Proklamation einerseits und der ausgesucht schlechten Behandlung der deutschen Ansprüche andererseits gründet. Den schwankenden Rechtsboden, auf dem diese Forderungen überhaupt stehen — durch unser Verhalten gegenüber den durch den Aufstand in Südwestafrika hervorgerufenen Ansprüchen haben wir uns selbst die letzte Planke unter den Füßen weggezogen —, habe ich hier nicht zu erörtern. In letzter Linie ist auch diese, wie die meisten völkerrechtlichen Fragen, eine Machtfrage. Daß das Reich sonst insbesondere für Unterstützung der deutschen Schulen viel tut, muß anerkannt werden; nur die bürokratische Art, wie der Reichsschulfond verwaltet wird, paßt sich den südafrikanischen Verhältnissen schlecht an; hier müßten die Konsuln, bezw. das Generalkonsulat in Kapstadt mehr Spielraum haben. Und wenn man von Berlin aus sonst noch etwas Gutes für das Deutschtum in Südafrika tun wollte, so sollte man dem ewigen Wechsel in der Besetzung der südafrikanischen Konsulatsposten steuern; wie ein Sternschnuppenregen ergießen sich Konsuln und Vizekonsuln über Südafrika, um nach Entwicklung stärkerer oder schwächerer Lichterscheinungen für immer vom Schauplatz zu verschwinden. Das Generalkonsulat in Kapstadt zählte in den 19 Jahren seines Bestehens nicht weniger als 6 Verweser, wobei verschiedene interimistische Vertretungen, die oft recht lange dauerten, noch nicht einmal eingerechnet sind. Gerade hier bedeuten aber Kenntnis der Verhältnisse und persönliche Beziehungen, die nicht von heute auf morgen geschaffen werden können, sehr viel. Für die Erhaltung des südafrikanischen Deutschtums ist die Tätigkeit der

offiziellen Vertretung des Reichs dort sicherlich nicht entscheidend; trotzdem kann sie in diesem Sinne manches Gute wirken.

Viel bedeutungsvoller ist in dieser Beziehung der Besitz unserer eigenen südafrikanischen Kolonie — oder besser gesagt, er kann es werden. Erst der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika, der uns so viele Opfer an Gut und Blut auferlegt, hat uns die Nachbarschaft der englischen Kolonien recht zum Bewußtsein gebracht, zum Teil freilich in recht unangenehmer Weise. Aber andererseits waren wir in bezug auf Verproviantierung vielfach auf das englische Südafrika angewiesen und die Buren haben unserer Militärverwaltung zweifellos sehr wertvolle Hilfsdienste geleistet. Bei diesem Anlaß ist uns auch so recht zu Bewußtsein gekommen, wie anders die Dinge gekommen wären, wenn wir die Besiedlung der Kolonie rechtzeitig in Angriff genommen hätten, selbst auf die „Gefahr“ hin, jetzt ein paar tausend Buren mehr im Lande zu besitzen. Im übrigen hat man in deutschen Kolonialkreisen häufig unsere Kolonie so behandelt, als ob sie, eine Welt für sich, auf dem Monde läge und danach Erschließungspläne für ihre Zukunft aufgestellt. Ich glaube aber, daß das wirtschaftliche Heil Deutsch-Südwestafrikas nur im Zusammenhange mit den englischen Kolonien gesucht werden kann und daß uns hier eine Aufgabe bevorsteht, die besonders viel politisches Geschick erfordert: diesen Zusammenhang in geeigneter Weise herbeizuführen und doch dabei die deutschen Belange zu wahren. Sofern die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas auf der Erschließung bergbaulicher Betriebe beruht, kann es sich wohl einer gewissen wirtschaftlichen Unabhängigkeit erfreuen. Davon abgesehen ist aber unser Gebiet genau

So wie das übrige Südafrika ein Viehzucht treibendes Land; und so wenig wie dort, ist bei uns mit Ausnahme weniger Produkte, wie Schafwolle und Straußenfedern, die Möglichkeit eines Wettbewerbs auf dem Weltmarkt gegeben. Wir brauchen für unser Vieh den Anschluß an die Verbrauchszentren Südafrikas, vor allem Johannesburg, wir brauchen vor allem eine Bahn dahin. Wir bedürfen aber auch der Freizügigkeit für unseren Viehverkehr und einer Viehseuchenübereinkunft, damit wir sowohl die günstige Konjunktur wahrnehmen können, wenn infolge von Seuchen der englische Teil Südafrikas für unser Vieh aufnahmefähig ist, oder umgekehrt wir darauf angewiesen sind, unsere gelichteten Bestände von dort aus zu ergänzen. Wenn wir den Anschluß an das südafrikanische Wirtschaftsgebiet in der Form einer Zollgemeinschaft oder mindestens der Handelsfreiheit nahekommender Handelsverträge nicht finden, dann wird, wenn wir nicht ganz ungewöhnliche Mineralfunde in unserem Gebiete machen, dieses stets zu einem kümmerdasein verurteilt sein.

Andererseits müssen wir aber auch klar der politischen Zukunft ins Auge sehen. Derselbe Geist der Unabhängigkeit, den das südafrikanische „Veldt“ im britischen Südafrika erzeugt, wird auch unserem Schutzgebiet nicht fremd bleiben, wenn es erst einmal eine stärkere weiße Bevölkerung besitzt. Wie wenig bis jetzt die Verwaltungspraxis hier zu einem Einvernehmen zwischen Farmern und Regierung geführt hat, ist allgemein bekannt. Wenn wir uns etwa in Zukunft auf den rein kaufmännischen Standpunkt stellen und den Bewohnern unserer Kolonie vorrechnen wollten, wie viel uns der jetzige Aufstand gekostet hat, wenn wir ihnen erst nach Abzahlung dieser

Schuld die Verwaltung des Landes in die Hand geben, dann werden sich hier dieselben Empfindungen regen, die sich in Transvaal gegen die Zahlung der Kriegsschuld von 600 Millionen Mk. geltend machen. Nehmen wir aber an, daß sich einmal in unserem Schutzgebiet eine Mißstimmung gegen die deutsche Regierung herausbildet, die etwa derjenigen gleicht, die jetzt im englischen Südafrika gegen England herrscht, nehmen wir an, daß diese Unzufriedenheit bei uns die moralische Unterstützung der Bewohner des übrigen Südafrika, sei es nun unabhängig oder englisch, findet, daß auch bei uns ein Afrikandertum sich gegen die Bevormundung des Mutterlandes sträubt, dann gibt uns wohl der jetzige Zustand in Deutsch-Südwestafrika eine annähernde Vorstellung davon, was die Behauptung des Schutzgebietes gegen eine aufständische, vom übrigen Südafrika aus unterstützte Bewegung uns kosten könnte. Ja, ich glaube, daß wir gegen den ausgesprochenen Willen der weißen Bevölkerung Südafrikas es überhaupt nicht behaupten können, wobei England selbst noch nicht ein Schiff in Bewegung zu setzen braucht.

Das alles sind Dinge, die ja bei dem heutigen Stand der Angelegenheiten in ziemlich weiter Ferne zu liegen scheinen. Die paar Ansiedler, die wir überhaupt in unserer Kolonie gehabt haben, befinden sich teils in Deutschland, teils harren sie bangend dessen, was von hier aus geschieht, um sie vor dem völligen Untergang zu retten. Es wäre gewiß ein sehr verfehlter Zeitpunkt für irgendwelche Selbständigkeitsregungen ihrerseits. Aber Menschen sind vergesslich; wir können diese Kolonie nicht nach Art einer Tropenkolonie verwalten, unser Ziel ist, sie zu besiedeln, und wenn wir einmal so weit sind, so

können wir nichts von der Erinnerung an vergangene Wohltaten — oder dem, was vielleicht nur wir hier dafür halten — alles von den Bestrebungen erwarten, die das natürliche Produkt menschlicher Charakteranlagen und der Einwirkungen der Umgebung sind. Deutsch-Südwestafrika ist heute ein starker weltpolitischer Trumpf in unseren Händen. Besonders in der letzten Zeit ist von englischer Seite wiederholt darauf hingewiesen worden, wie zweckmäßig es von seiten Englands wäre, unsere Flotte zu vernichten, bevor sie eine Stärke erlangt, die England gefährlich werden könnte. Ich will hier nicht untersuchen, ob maßgebliche oder unmaßgebliche Männer hinter diesen Anschauungen stehen; aber wie man in der Politik mit allen Möglichkeiten rechnen muß, so auch wir zweifellos mit einem Überfall Englands zu einer Zeit, wo wir ihm zur See irgendwelche nennenswerten Streitkräfte nicht entgegenstellen können. Es wäre gut, wenn man von unserer Seite, gerade um diese englischen Heißsporne etwas abzukühlen und die Stellung der friedlichen Kreise in England zu stärken, mehr betonen wollte, daß, was immer für Verluste ein derartiger Krieg auch für uns im Gefolge haben mag, England dabei doch die eine große Gefahr läuft, Südafrika zu verlieren. Wir haben heute etwa 12000 Truppen in Deutsch-Südwestafrika, von denen die Hälfte wohl noch geraume Zeit dort verbleiben müssen wird. Bei einem Krieg zwischen Deutschland und England würde die südafrikanische Küste natürlich von England blockiert werden und unseren Truppen bliebe gar nichts anderes übrig, als sich der Kapkolonie zuzuwenden und dort ihren Lebensunterhalt zu suchen. Ich glaube nun zwar nicht, daß einem solchen Einfall sofort eine Erhebung der Buren im Lande folgen

würde, aber das scheint mir ganz zweifellos, daß Tausende von Buren, die heute nichts zu verlieren haben, sich den deutschen Streitkräften anschließen würden, ohne daß die englischen Behörden dies bei der Natur des Landes hindern könnten. Und wenn ich hier neuerdings daran erinnere, daß es nur 14 000 Buren waren, die zum Schluß gegen England im Felde standen, daß es damals von seiten der burischen Verräter eine Unterstützung fand, auf die es heute keinesfalls mehr rechnen kann, wenn man ferner in Betracht zieht, daß die ständige englische Garnison Südafrikas nicht mehr beträgt, als 20 000 Mann, dann mag man sich in England sehr wohl überlegen, welch ein unabsehbares Abenteuer ein deutsch-englischer Krieg trotz der Überlegenheit der englischen Flotte für England ist und bleibt.

Die Betrachtung dieser Möglichkeit zeigt uns aber auch, daß wir in allen unsere südafrikanische Kolonie betreffenden Maßnahmen uns nicht bloß von wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Gesichtspunkten leiten lassen dürfen. Es ist unsere Aufgabe, durch die Verwaltung unserer Kolonie moralische Eroberungen in Südafrika zu machen, die wir bisher nur in bescheidenem Maße aufzuweisen haben. Dies ist der wesentlichste Gesichtspunkt, unter dem wir die Frage der Burenansiedlung in Deutsch-Südwestafrika betrachten müssen, und bei verständiger und sachkundiger Behandlung der Angelegenheit werden dabei die wirtschaftlichen Gesichtspunkte auch sicherlich nicht zu kurz kommen. Nichts liegt mir ferner, als etwa der unterschiedslosen Aufnahme aller zweifelhaften Elemente des Burenvolks in unserer Kolonie das Wort reden zu wollen, ebenso wenig wie ich empfehlen möchte, irgendwelche Versuche,

innerhalb unseres Schutzgebietes einen Staat im Staate zu bilden, zu dulden. Aber die Verwaltungsorgane unserer Kolonie müssen doch auch ein Unterscheidungsvermögen dafür besitzen, wo das berechtigte Streben nach Selbstverwaltung aufhört und derartige Velleitäten beginnen. Und in dieser Beziehung ist es ein Zeugnis von dem völligen Mangel an Verständnis für derartige Unterscheidungen, wenn der frühere Gouverneur Leutwein in solche Dinge eingriff, wie das Verlangen der Buren nach eigener kirchlicher Versorgung. Ein Gouverneur, der in derartigen empfindlichen Angelegenheiten nicht das nötige Maß von Takt besitzt, wird keinerlei Aussicht haben, zu einem vertrauensvollen Verhältnis mit den eingewanderten Burenelementen zu gelangen. Ebenso zeugt es von mangelnder Kenntnis der Zustände außerhalb unserer Kolonie, an der — im allgemeinen ohne ihre Schuld — unsere Kolonialbeamten stark leiden, wenn man Befürchtungen nach der Richtung ausgesprochen hat, daß die Buren keine Neigung hätten, ihre Kinder deutsch lernen zu lassen. Wer die Verhältnisse in der Kapkolonie einigermaßen kennt, dem muß es ohne weiteres klar sein, daß ebenso wie dort der Bur den Wunsch hat, daß seine Kinder gut englisch lernen mögen — nicht aus Liebe zur Sprache, sondern aus rein materiellen Gründen — er auch bei uns anstreben wird, daß seine Kinder die deutsche Sprache beherrschen, was ihnen ja um so vieles leichter fällt. Der Kampf aber gegen die Afrikandersprache und jeder Versuch, sie in unserem Schutzgebiet auszurotten, ist ebenso lächerlich wie aussichtslos; er wäre nicht klüger, als wenn man etwa in Norddeutschland mit Verordnungen gegen das Plattdeutschsprechen der Bauern vorgehen wollte. Die Gründe, die

ich bereits im vorigen Kapitel angeführt habe, sprechen überdies auch bei uns dafür, dem Rapholländischen die Stellung als Verkehrssprache eines Teils der Eingeborenen zu belassen, ja wir sollten alles tun, um ihr Geltungsbereich in dieser Hinsicht noch auszudehnen. Die allgemeine Wehrpflicht zugunsten der Buren aufheben zu wollen, wäre natürlich ein unsinniges Verlangen, aber sie kann in unserem Schutzgebiet nicht nach deutschem Vorbild behandelt werden, das dortzulande nicht paßt. Da würde es sicher vollkommen genügen, die im Gebrauch der Schußwaffe ebenso wie im Reiten geübten jungen Buren, ebenso wie alle anderen Farmersöhne in einer sechsmonatlichen Dienstzeit auszubilden und dann durch zehn Jahre hindurch jedes zweite Jahr auf vier Wochen zu den Stationen zur Dienstleistung einzuberufen. Dafür stünde andererseits einer Wehrverpflichtung bis zum fünfzigsten Lebensjahre sicherlich nichts im Wege. Daß wir möglichst darauf sehen müssen, daß die Buren die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben, steht natürlich außer Zweifel. Aber wir werden diese Dinge immer am leichtesten erreichen, wenn wir den Buren den praktischen Vorteil der Sache klar machen und ebenso wie in bezug auf den Besuch deutscher Schulen jeden Zwang vermeiden. Eine Freischule, in der man dem Burenpastor drei bis vier Stunden wöchentlich für Religionsunterricht und Unterricht im Holländischen einräumt, wird mehr für die Deutschwerdung der Buren bedeuten, als ein Haufen papierner Verordnungen.

Ich wüßte nicht, welches Mittel wir hätten, um die Buren an der Einwanderung in unsere Kolonie zu verhindern. Zu schenken brauchen wir ihnen nichts. Es gibt genug Buren mit Kapital, die den billigeren Land-

preisen nachgehen und für die die Niederlassung in unserem Gebiet einen Reiz bietet. Mittellose und unbrauchbare Elemente aus dem Schutzgebiet fern zu halten, werden wir immer Mittel finden können. Und auf die Klagen dieser Leute werden die Afrikaner im englischen Südafrika nicht viel geben; sie kennen sie ja aus persönlicher Bekanntschaft gut genug und haben in dieser Beziehung auch einiges Unterscheidungsvermögen. Augenblicklich bedeutet ja die Rückwirkung eines unverständigen Verhaltens in der Burenfrage auf das englische Südafrika für uns nicht viel; im Gegenteil, nichts ist der englischen Partei unerwünschter, als eine gute Behandlung der Buren bei uns, und nichts drücken die englischen Blätter dort lieber ab, als Klagen von Buren über schlechte Behandlung in unserer Kolonie. Was eine übelwollende Regierung am Kap für uns bedeutet, haben wir jetzt auszukosten Gelegenheit. Von der Jingopartei des Dr. Jameson haben wir nie etwas anderes zu erwarten. Ein Afrikanerministerium wird aber zunächst überhaupt geneigt sein, die natürliche Logik der Dinge auf sich einwirken zu lassen, die mit Nachdruck für ein Zusammenwirken in Eingeborenenangelegenheiten spricht; in diesen Kreisen findet auch die Haltung des Ministeriums Jameson den aufrührerischen Hereros und Hottentotten gegenüber die schärfste Verurteilung. Aber über das hinaus könnten wir mit einem Afrikanerministerium zu einem verständigen Abkommen über die Benutzung der Waldfischbay kommen; mit einem Wort, die gegenwärtig betriebene Politik, uns unseren südafrikanischen Besitz nach Möglichkeit zu vereteln, könnte einem freundschaftlichen Zusammenwirken in jeder Richtung Platz machen. Welche Bedeutung auch für unsere Interessen in Süd-

afrika selbst die Herrschaft des Afrikandertums hätte, dafür sprechen zwei Beispiele: die südafrikanische Partei in der Kapkolonie ist eine entschiedene Gegnerin der Vorzugszölle für England und sie wendete sich ebenso mit Nachdruck gegen die Ausschließung der fremden Ärzte, die sich ja praktisch vor allem gegen uns richtete.

Ich glaube dadurch näher erläutert zu haben, was ich mit dem „moralische Eroberungen machen“ meine. Der Fortschritt des englischen Südafrika zu größerer Freiheit und Selbstbestimmung ist gar nicht aufzuhalten. Spinnen wir dieselbe Nummer des Fadens, wie England jetzt, dann überträgt sich die Abneigung gegen England nicht nur in unserem eigenen Gebiet, sondern in ganz Südafrika auf uns; treiben wir in unserem Gebiet eine engherzige und unduldsame Politik, so befolgt man über der Grenze den Grundsatz: Wurst wider Wurst! Wenn wir aber der Bevölkerung unserer Kolonien nicht nur widerstrebend Anteil an der Verwaltung geben, um deren Drängen nachzugeben, sondern sie zur Selbstverwaltung erziehen und mehr und mehr die Rolle des beratenden und helfenden Freundes übernehmen, der doch seinen starken Einfluß übt, ohne ihn äußerlich stets zur Schau zu stellen, dann werden wir durch die Tat zeigen, daß die Freiheit, die der Bewohner des Koloniallandes mit Recht für sich in Anspruch nimmt, nicht unvereinbar ist mit der Ausübung der Hoheitsrechte seitens des Mutterlandes. Wissen wir dies zu erreichen, dann ist uns der ungestörte Besitz unserer Kolonie nicht nur für alle Zeiten sicher, wir werden auch ohne Aufwendung irgend welcher Machtmittel ein einflußreicher Faktor in der Entwicklung von ganz Südafrika. Hier liegt der Wert

unserer Kolonie, den ich viel höher veranschlage als ihren wirtschaftlichen Wert an sich.

Gelingt es uns, solches Ziel zu erreichen, dann wird unser Schutzgebiet von einer deutschen und burischen Bevölkerung in dem Ausmaße besiedelt sein, wie es der Charakter des Landes überhaupt zuläßt. Die Buren werden deutsch und burisch sprechen, so wie im englischen Gebiet englisch und burisch. Eine Transversalbahn wird unser Gebiet mit Transvaal verbinden, ein lebhafter Verkehr wird herüber und hinüber stattfinden. Die Deutschen Johannesburgs können dann zur Erholung nach „Deutschland“ fahren, wie jetzt etwa nach Kapstadt. Mancher Deutsche aber, der den Anpassungsprozeß an Südafrika in unserem Gebiet glücklich überstanden hat, wird wohl auch nach dem englischen Gebiet ziehen, um sein Glück zu versuchen und wird dadurch die Reihen des Deutschtums dort verstärken. Wenn wir die überlegenen Kräfte unserer Wissenschaft in den Dienst der Viehseuchenbekämpfung in unserem Schutzgebiet stellen, können wir uns nicht nur materiellen Vorteil dadurch sichern, sondern auch die Viehzüchter der englischen Kolonien veranlassen, zu uns in die Schule zu gehen; und wenn ich meine Phantasie weiter schweifen lasse, so sehe ich in Windhuk eine Hochschule entstehen, die sich in ihrer Eigenart südafrikanischen Verhältnissen anpaßt und wo die südafrikanische Jugend der Weisheit lauscht, die sie nicht mehr in London und Edinburgh zu holen braucht. Wie sehr dies alles die Stellung des Deutschtums in ganz Südafrika stärken würde, brauche ich kaum zu betonen.

Neben diesen Momenten spielt das, was wir von einer Steigerung unserer Handelsbeziehungen, Kapitals-

anlagen und damit in Verbindung stehender verstärkter Einwanderung für die nächste Zeit erwarten dürfen, eine bescheidene Rolle. Die Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse hat wohl bereits zur Genüge gezeigt, daß die Zeiten, wo ein Mensch, der weiter nichts sein eigen nennt, als die vielberufenen „starken Arme“, in Südafrika seinen Weg machen konnte, so ziemlich vorbei sind. Deutsche Dienstboten, insbesondere weibliche, haben noch am ehesten Aussicht in Orten wie Johannesburg Unterkommen zu finden und ihr Zugang mag insofern auch national sein Gutes haben, als er den deutschen Handwerkern und Arbeitern die Möglichkeit gibt, deutsche Mädchen zu heiraten; freilich nicht immer führt der Weg zu dieser Versorgung und manches Mädchen mag wohl auch schon Anlaß gefunden haben, die Reise übers Meer zu bereuen. Unser Handel mit Südafrika bewegt sich, wenn man einen längeren Zeitraum überblickt, in starken Schwankungen; wir führten dahin aus: 1894 für 17,3, 1896 29,3, 1898 21,6, 1900 14,0, 1902 38,2, 1903 41,6, 1904 26,5 Millionen Mark. Unser Anteil an der Gesamteinfuhr ist jedenfalls beträchtlich zurückgegangen. Daß eine Steigerung wohl möglich wäre, ist wahrscheinlich; man versicherte mir, daß die Amerikaner, die viel größere Erfolge aufzuweisen haben, viel mehr Aufwendungen für gute Reisende machen, die seit Jahren im Lande leben, und daß gleiche Rührigkeit auf deutscher Seite sich wohl bezahlt machen könnte. Der Zollnachlaß von 25% für englische Waren soll bisher den deutschen Handel nicht geschädigt haben und für seine Erhöhung ist wenig Aussicht vorhanden, weit mehr für seine Beseitigung. Eine lebhaftere Beteiligung an der bevorstehenden Ausstellung in Johannesburg seitens

solcher deutscher Industrien, die Aussicht haben, in Südafrika Absatz zu gewinnen oder den vorhandenen zu erweitern, ist jedenfalls sehr zu wünschen. Aber über die Grenzen dieser Steigerungsfähigkeit mache man sich keine Illusionen. Ein großer Teil der Engländer wird hier mehr als in England selbst geneigt sein, englische Waren zu bevorzugen, und dies ist gerade der kaufkräftigste Teil der Bevölkerung. Englische Moden sind in den Kreisen der Gesellschaft ohne Unterschied der politischen Gesinnung maßgebend. Vielleicht, daß die Bewegung unter den Buren, die darauf ausgeht, den englischen Zwischenhandel auszuschalten, uns einigen Vorteil bringen kann, wenn wir rechtzeitig auf dem Posten sind.

Für tatkräftige, tüchtige Leute mit Kapital mag sich wohl auch heute noch die Aussicht bieten, in Südafrika vorwärtszukommen, insbesondere wenn sie Anpassungsfähigkeit und einen Blick für das besitzen, was gerade Erfolg verspricht. Wenn man freilich einerseits in Südafrika mit einer höheren durchschnittlichen Verzinsung des Kapitals rechnet als bei uns, so hat doch das Geld selbst eine geringere Kaufkraft. Eine Auswanderung von Bauern mit Kapital kann in Betracht kommen, wenn sie an eine der vorhandenen deutschen Siedelungen entweder bereits von Hause aus Anschluß haben oder diesen sogleich finden; ist dies nicht der Fall, so läuft der Einwanderer große Gefahr, sein ganzes Vermögen als Lehrgeld auszugeben und die gewonnenen Erfahrungen dann in Ermangelung der Mittel nicht anwenden zu können. Wie ich bereits geschildert habe, sind die Bedingungen für den Erfolg kleinbäuerlicher Siedelungen nur an wenigen Stellen in Südafrika gegeben. Mehr Aussicht könnte eine andere Klasse von Auswanderern

haben, die in unserer Kolonial- und Weltpolitik eine größere Rolle zu spielen verdiente, als es tatsächlich der Fall ist: ich meine unseren Landadel und die bürgerlichen Gesellschaftsschichten, die unter ähnlichen Bedingungen leben. Natürlich wird man dagegen sagen, daß, wer noch ein Vermögen von 60—80000 Mk. hat, die nötig sind, um mit Aussicht auf Erfolg in größerem Stil in Südafrika zu farmen, nicht auswandern wird. Ich möchte freilich mit niemandem tauschen, der bei uns als Gutsbesitzer mit einem wirklichen Vermögen in dieser Höhe einen aussichtslosen Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse und seinen Gläubigern führt und dabei auch noch in seiner Lebensführung das Ansehen seines Standes wahren soll. Für Menschen mit Tatkraft wird in dem kolonialen Leben mit seiner Ellbogenfreiheit immer ein großer Reiz liegen. Neben vielen um die Ecke Gegangenen, die Südafrika im Interesse des deutschen Ansehens besser fern geblieben wären, gibt es dort doch auch Träger adeliger deutscher Namen, die es zu Ansehen und Vermögen gebracht haben und dies vor allem ihrer eigenen Tüchtigkeit verdanken.

Man mag nun derartige Einwanderung im Interesse der Stärkung des vorhandenen Deutschtums wünschen, ob sie tatsächlich erfolgen wird, ist eine andere Frage und darum bleibt die Erörterung darüber theoretisch. Wichtiger ist ein anderer Punkt. In den Johannesburger Minen ist ein sehr erheblicher Betrag deutschen Kapitals investiert. Der Betrag ist schwer auch nur annähernd genau zu schätzen. Während des Krieges kamen sehr übertriebene Ziffern darüber in Umlauf, man sprach von 900 Millionen Mark. Der Grund war jedoch einfach der, daß man dadurch die Buren abhalten wollte, die

Minen zu zerstören. Immerhin handelt es sich doch sicherlich um ein paar Hundert Millionen. Die Art der Beteiligung ist nun so, daß deutsche Großbanken an Johannesburger Finanzhäusern beteiligt sind — so die Deutsche Bank an Goerz u. Co., die Dresdner Bank an der 'General Mining and Finance Corporation', usw. — und auf deren Tätigkeit einen maßgebenden Einfluß haben. Die deutschen Banken bringen ihrerseits die Anteile dieser Häuser sowie der von ihnen „kontrollierten“ Minengesellschaften an ihre Kundschaft. Wenn also die deutschen Großbanken wollten, so könnten sie sehr wohl ihren Einfluß dahin geltend machen, daß von diesen Gesellschaften vor allem Deutsche angestellt, deutsche Waren bezogen würden, usw. Vor dem Kriege zeigte sich gerade bei den mit deutschem Gelde arbeitenden Häusern Neigung, sich mit der Burenregierung zu verständigen und hätten die Buren gesiegt, so hätten sie gewiß ihren deutschen Charakter hervorgekehrt, um sich bei ihnen zu empfehlen. Da es nun anders kam, streben z. T. gerade die Leute, die sich früher in dieser Richtung besonders weit vorgewagt hatten, sich durch stark betonte englische Gesinnung unverdächtig zu machen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß seitens der liberalen englischen Presse, die gegen die Randkapitalisten kämpft, immer wieder auf deren deutsche Namen hingewiesen wird; es ist also wohl zu erwarten, daß eine starke Bevorzugung deutscher Angestellter und Förderung deutschen Handels auch in diesem Sinne ausgebeutet werden würde. Kurz gesagt, man ist bemüht, den deutschen Ursprung des Kapitals möglichst hinter der englischen Maske verschwinden zu lassen und verzichtet aus diesem Grunde auch auf Geschäfte, die recht einträglich sein

könnten. So bestehen z. B. fast in allen überseeischen Ländern deutsche Banken, die von unseren Großbanken gegründet wurden und von ihnen abhängig sind; nur eine deutsche Bank für Südafrika fehlt. Daß eine solche gute Geschäfte machen könnte, geht schon daraus hervor, daß die südafrikanische Standard-Bank kürzlich in Hamburg eine Zweigniederlassung errichtet hat um dem Verkehr zwischen Deutschland und Südafrika zu dienen. Mehrere holländische Banken mit verhältnismäßig kleinem Kapital arbeiten in Südafrika mit gutem Erfolg, darunter zwei Hypothekenbanken. Hier wäre auch ein Betätigungsfeld für deutsches Kapital; aber kleinere Banken sind bei uns wenig geneigt, sich auf überseeische Unternehmungen einzulassen und so beherrschen hier die Großbanken allein das Feld.

Ob es gelingen wird, das in den Randminen arbeitende deutsche Kapital in nationalem Sinne fruchtbar zu machen, hängt von verschiedenen Umständen ab. Daß die deutschen Besitzer von Goldminenanteilen, selbst wenn sie dazu geneigt wären, auf die Banken einen Druck in diesem Sinne ausüben könnten, ist aus den verschiedensten Gründen unwahrscheinlich; eine allzu öffentliche Erörterung der Sache würde gleichfalls ungünstig wirken. Am ehesten wäre wohl die Regierung imstande, einen sanften Druck auszuüben, wozu es ja an passenden Gelegenheiten nicht fehlt. Den stärksten Einfluß wird hier aber die Gestaltung der politischen Verhältnisse in Südafrika selbst haben. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Randkapitalisten nicht für alle Zeiten mit dem englischen Imperialismus verheiratet sind und daß sie ihm den Laufpaß geben werden, sobald ihre geschäftlichen Interessen in andere Richtung weisen.

Denken wir uns den Fall, daß in Transvaal unter wirklicher Selbstverwaltung die Buren und eine englisch-afrikanische Partei in der Art der jetzigen „Responsibles“ die Regierung bilden, dann kann es unter Umständen für die deutschen Randhäuser ganz zweckmäßig sein, sich unter Betonung ihres deutschen Charakters aus der Schußlinie zu bringen.

* * *

Es ist ein vielgestaltiges Bild, das das südafrikanische Deutschtum in seiner Geschichte und seinen Lebensbedingungen bietet; ich mußte die Frage seiner Behauptung an mancherlei „wenn“ und „aber“ knüpfen. Trotzdem geht ein optimistischer Grundton durch diese Betrachtungen und ich sehe im Geiste, wie einer meiner Freunde in Südafrika dies Buch mit müdem Lächeln beiseite legt und mir zuruft: „Du warst wenige Monate hier, hast manchen guten Deutschen getroffen, dem es mit seiner Volkstreue ernst ist, ich aber stehe seit Jahrzehnten im Kampfe und habe die beste Kraft meiner Mannesjahre dabei verbraucht; ich habe Blätter und Zweige fallen sehen, und ich werde wohl trotzdem ausharren bis zum Ende; aber die Pflicht hält mich aufrecht, nicht die Hoffnung!“ Ich verstehe diesen Einwand; mein Optimismus ist auch keineswegs unbedingt. Wenn es so geht wie einst, dann ist auch wenig Hoffnung. Wir müssen wollen, hüben und drüben; ich glaube gezeigt zu haben, daß die schmerzhaften Wehen, aus denen ein neues Südafrika geboren ward, auch am südafrikanischen Deutschtum nicht spurlos vorübergegangen sind; ich sehe Keime, die sich entwickeln können. Werden sie gepflegt, ist guter und ausdauernder Wille am Werke, dann muß es auch

dem Deutschtum beschieden sein, als selbständige Volkseinheit mitzuwirken an der Erschließung Südafrikas als Siedlungsland der germanischen Rasse. Es ist kein Weltreich, das da heranwächst, kein Staat, von dem wir zu befürchten haben, daß er mit jugendfrischem Selbstvertrauen in die Welthandel eingreifen und uns durch seine wirtschaftliche Entwicklung in besorgtes Erstaunen setzen wird. Aber unter besonderen Bedingungen entwickelt sich hier, zuerst auf dem schwarzen Erdteile, ein Ableger vom alten Stamme unserer europäischen Kultur und verspricht eigenartige Früchte. Es wäre kein niedriger Ehrgeiz des deutschen Volkes, daran auch in Zukunft mitzuarbeiten und sich nicht bloß mit dem Anteil zu begnügen, der bereits der Geschichte angehört.

1712'06

R

2012'06

9-12'06

21 1'07

103.11

8-4'07

12 6'07

103.30

8-7'07



1612'07

80.7 LL

23 1'11

171'08

142'11

226'12

8-2'08

20/7 18

26 2'08

2 3. 17.

29/7 18

20 3'08

22. SEP. 1972

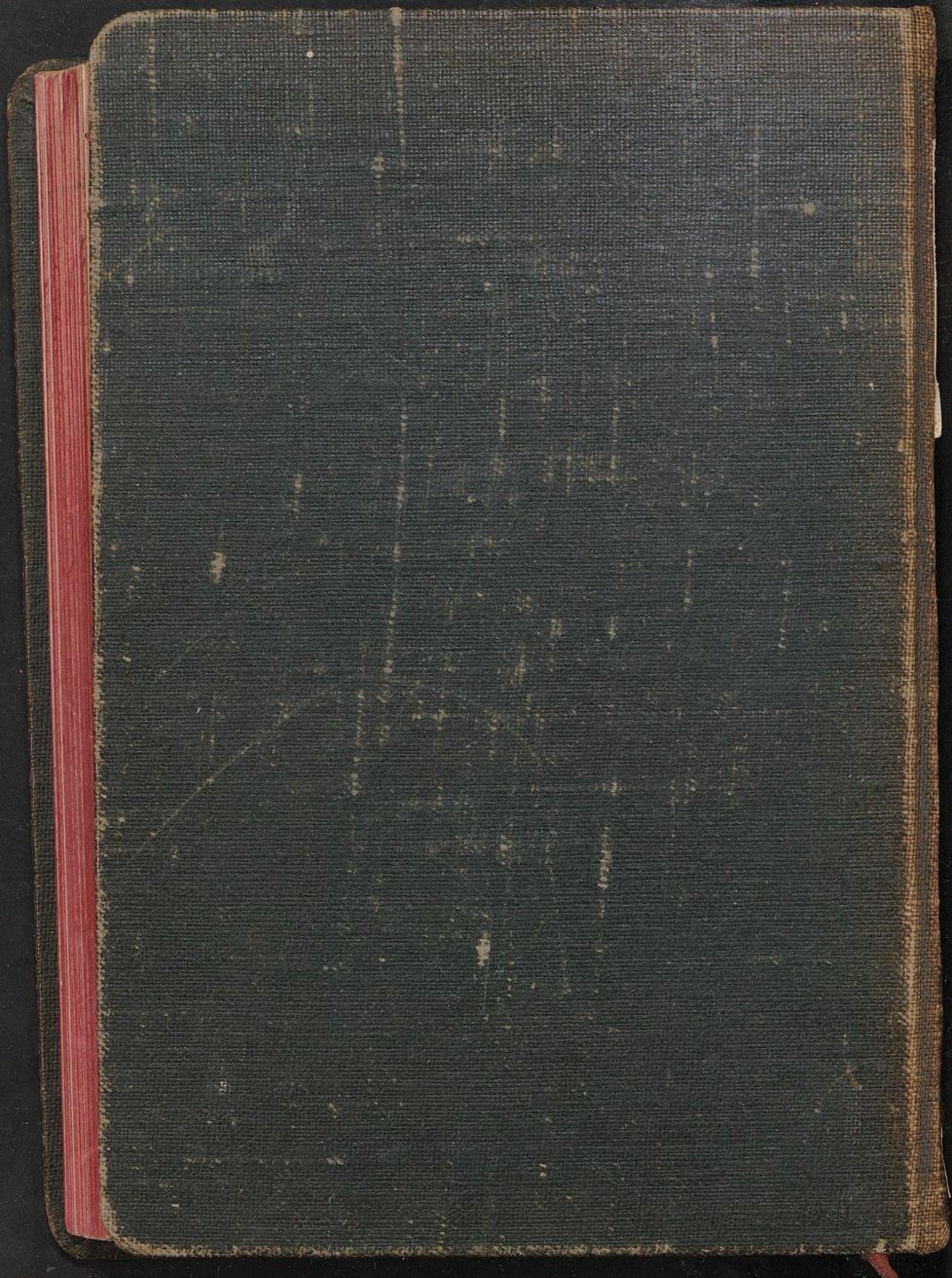
4-8'08

30 9'08

22 9'08

30. 9 9

9 7'09



Samassa

Das
neue
Südafrika

Kf

1585